Teil . [1](#) . [2](#) . [3](#) . [4](#) . [5](#) . [6](#) . [7](#) . [8](#) . [9](#) . [10](#) . [11](#) . [12](#) . [13](#) . [14](#) . [15](#) . [16](#) . [17](#) . [18](#) . [19](#) . [20](#) . [21](#) . [22](#) . [23](#) . [24](#) . [25](#) . [26](#) . [27](#) . [28](#) . [29](#) . [30](#) . [31](#) . [32](#) . [33](#) . [34](#) . [35](#) . [36](#) . [37](#) . [38](#) . [39](#) . [40](#) . [41](#) . [42](#) . [43](#) . [44](#)

1

Wie an beinahe jedem Tag fuhr Thomas auf den Vorhof des Cafés, stellte das Fahrrad ab, nahm die Tasche aus dem Körbchen und suchte sich seinen Platz vor einem der Tische, halb sonnig, halb schattig, zugewandt der Saale, an deren Ufern sich die Gäste in Liegestühlen räkelt und Entspannung fanden vom Treiben der kleinen Großstadt, gegründet vor über eintausend Jahren an jenem Fluss, dessen träge fließendes Wasser sich sachte im Winde kräuselte und stromabwärts hinter einer Biegung verschwand.

Er mochte das kleine Café; nicht nur seine malerische Lage, auch der Galao zog ihn hierher, ein Milchkaffee portugiesischer Art, dessen cremig kräftiger Geschmack seit Jahren nichts von seinem Reiz verloren hatte. Die Angestellten kannten ihn und zuweilen kam es vor, dass er nicht bestellen brauchte und, kaum eingetroffen, sein Kaffee schon auf dem Tische stand. Er setzte sich, und an jedem anderen Tage hätte er nun ein Buch hervorgeholt und begonnen, sich der Gedankenwelt des Autors hinzugeben, doch heute musste sich beschäftigt werden mit dem, was seit bereits einiger Zeit die seinen Gedanken bedrängte und nun keinen Aufschub mehr duldete, jetzt, da er sich vor die bisher größte Herausforderung seines Lebens sah gestellt, wenngleich er auch wusste, dass es nicht mehr darauf ankam, was zu deren Auflösung war beizutragen - denn hierzu bedurfte es nur des einen Mittels, das er weder aufbringen konnte noch wollte - als vielmehr auf die Art und Weise, wie nun mit ihr umzugehen sei.

Vor Tagen hatte der Postbote geklingelt mit einem Bescheid des Amtsgerichts, der ihm die Zwangsäumung seiner Wohnung angekündigt. Kaum, dass der gelbe Brief entgegengenommen, dessen nur überflogener Inhalt voller Empörung gegen die Wand gefeuert und die Tirade an Flüchen und Verwünschungen war verhallt, breitete sich aus eine lähmende Ernüchterung, die Thomas versuchte zu verbergen, obgleich sie alle bisherigen Gedanken, vor allem jene an einen ihm wichtigen Menschen, zu verdrängen und zu verzerren drohte. Es ging nun um die Existenz und zu einem gut Teil um seine Überzeugungen, doch einen nicht kleinen Raum nahmen auch die Überlegungen darüber ein, was das Festhalten an Sichtweisen wert ist, die in das eigene Verderben führen. Doch Thomas als ein Mensch, der sich mit all seinen Anlagen, Erlebnissen und Begegnungen zu jenem Charakter hat entwickelt, dessen Handeln aus seiner Sicht durchaus seine Berechtigung gehabt, kam zu keinem ihn zufriedenstellenden Schluss, und so nahm er nun Stift und Papier zur Hand, um seine Geschichte aufzuschreiben ...

-

Sehr geehrtes Gericht,

schon immer konnte ich mich besser schriftlich ausdrücken als mündlich, auch sind die Ursachen, die zu dieser Verhandlung führten, auf diesem Wege sachlicher darzulegen, und letztlich dienen diese Zeilen auch mir, der ich so meine Gedanken ordnen und mir der äußeren wie inneren Abläufe bewusstwerden kann, die nun in einer Obdachlosigkeit zu münden drohen.

Vor etwa vier Jahren lernte ich eine Frau kennen, in dieser Darlegung Anna genannt, die mein Denken und Handeln bis zum heutigen Tage beeinflusst und für die ich unbeschadet trotz, oder vielmehr auf Grund, aller im Laufe der Zeit erlebten Geschehnisse eine tief empfundene Zuneigung und auch Dankbarkeit empfinde. Wir begegneten uns in einem Callcenter, in dem ich bereits des Längeren angestellt war und welches die Anliegen der Kundschaft eines Mobilfunkanbieters entgegennahm. Sie saß vor einem der zahlreichen Computer und befand sich, das Headset auf dem Kopf, mit angestrengtem, etwas unglücklichem Gesichtsausdruck im Kundengespräch. In meiner Abteilung gab es ein Kommen und Gehen, gewohnte Gesichter verließen das Unternehmen, neue rückten nach, doch

bei ihr überkam mich unvermittelt der Eindruck, dass sie in ihrer Erscheinung nicht hineinpasste in dieses von künstlichem Licht überflutete, laute Großraumbüro, dessen Monotonie der Arbeitsboxen kaum unterbrochen wurde durch die Kulisse von Parkplatz und Industriegebiet hinter der Glasfront des weitläufigen Zweckbaus.

Vornübergebeugt, mal gestikulierend, mal tippend, floss ihr das üppige, im Licht der Lampen seidig glänzende und leicht gewellte blonde Haar über den Rücken oder ergoss sich auf Tisch und Tastatur. Trotz der großen, schlanken Figur hatte sie einen sachten Ansatz zu einem Doppelkinn, was ihrem ovalen Gesicht mit leichtem Hang zu Sommersprossen, dem schmalen, zu einer mir unwiderstehlichen Mimik des Schmollens fähigen Mund, den sich fein abzeichnenden Wangenknochen und einem ausdrucksvollen, fast kühlen, wasserblauen Augenpaar eine klassisch hellenische Erscheinung verlieh, kurz: Ich empfand sie als eine Schönheit, an deren Anblick ich mich erfreute und die mich jeden Tag dieser monotonen Arbeit um einiges leichter ertragen ließ.

In der Folgezeit hatten wir des Öfteren Kontakt miteinander; häufig fand ich meinen Platz neben ihr, wir tauschten uns aus über die Themen der Arbeit, Literatur und all jenes, was uns so beschäftigte und des Mitteilens wert schien. An dieser Stelle zu erwähnen ist, dass ich bislang keine Beziehung hatte und ich mich im Umgang mit Frauen unsicher, ja mitunter sogar ein wenig hilflos fühlte. Doch dazu später mehr. Wir verloren uns aus den Augen, als sie und wenig später auch ich einen neuen Job antraten. Monate danach, während eines großen, überregionalen Volksfestes im Jahre 2011, überraschte sie mich durch lautes Rufen, als ich da so meines Weges ging.

Vor zwei Jahren...

*...lief ich so des Weges lang,
als da ein freudiges Hallo erklang.
Du kamst herbei auf flinken Füßen,
Um mich ganz herzlich zu begrüßen...*

Wir tauschten unsere neuen Handynummern und sie vertraute wohl darauf, dass ich meine Gefühle ihr gegenüber, die sie mir damals nicht erwiderte, nun unter Kontrolle hätte. Was mir zunächst auch gelang, denn zum einen erschöpfte sich unser damaliger Kontakt auf die Arbeit, und zum anderen hatte ich in der Zwischenzeit eine andere Bekanntschaft gemacht, die meine Gedanken an sie in den Hintergrund treten ließ. Doch verschwunden waren sie nie, lediglich verdeckt wie durch einen dünnen Vorhang, für den es nur einen geringen Windstoß brauchte, um ihn beiseite zu wehen.

2

Wochen später besuchte ich sie auf Arbeit in der Nachbarstadt; hier hatte Anna eine Anstellung im Einzelhandel gefunden, aufbauend auf Erfahrungen, die sie während eines Nebenjobs in der Studienzeit gesammelt. Kurz entschlossen setzte ich mich auf den Zug und freute mich auf ein Wiedersehen, wenn ich auch spürte, dass es nicht ganz richtig sei, mich weder anzukündigen noch vorzugeben, etwas kaufen zu wollen, obwohl mir der eigentliche Grund doch die Begegnung mit ihr war, die vielleicht auch anders hätte stattfinden können, nach der Arbeit, bei einem Glas Wein oder dergleichen. Doch hatte sie einen Freund und ich wusste, dass sich dies verbunden hätte mit allerlei Komplikationen, denen ich so aus dem Wege zu gehen hoffte.

Das Einkaufszentrum lag etwas außerhalb der Stadt und war einer der typischen Konsumtempel, die nach der Wende wie Pilze aus dem Boden schossen, sich allesamt gleichend mit ihrem Einsatz von rauen Mengen an Parkplätzen und Einkaufswagen, vielem Glas und Fläche, auf der sich Geschäft an Geschäft drängte in einem etwas warm-trockenem Klima mit Gerüchen, die mich an die Intershops meiner Kindheit erinnerten und nun alltäglich geworden waren, ganz so wie die dahinfließende Musik, aufdringlich unaufdringlich in ihrer Gefälligkeit und Werbedurchsetztheit.

Ich betrat den Tempel von der falschen Seite aus und fand das Geschäft erst nach einigem Suchen, wobei sich meine Vorfremde mit jedem Schritt steigerte, ebenso jedoch die Frage aufkam, ob sie

denn überhaupt anzutreffen sei. Sie war es, und ganz Anna, ein wenig kurzsichtig und die Brille nicht auf der Nase, kniff zunächst etwas die Augen zusammen; ich mochte diese Mimik, die sich nun, da sie mich erkannte, in ein freudiges Lächeln verwandelte. Sie bedeutete mir, kurz zu warten, denn sie hatte noch mit einer Kundin zu tun. Figurbetont und ganz in schwarz gekleidet beugte sie sich hinunter zu einem kleinen Mädchen, prüfte den Sitz des Kleidungsstücks, beriet mit der Mutter und machte auf mich einen so ganz anderen Eindruck als im Callcenter, denn hier schien sie mir wesentlich vertrauter mit ihrem Tun und strahlte eine Souveränität aus, die Eindruck auf mich machte und eine bisher nicht gekannte Seite offenbarte.

Schließlich und endlich kam sie zu mir. Ihre Haare waren zu einem Pferdeschwanz gebunden, der bei jedem Schritt auf und ab hüpfte oder über den Nacken strich, was irgendwie lustig und verwegen aussah. Auch hätte ich ihren Gang erkannt unter hundert anderen und eine ganze Kette von Assoziationen materialisierte sich in der Weise, dass ich dastand und steif wurde wie eine im Nacken gepackte Katze. So empfing ich sie, lächelnd und meine Unsicherheit ob der Spontanität meines Besuchs überspielend, gerade so wie ein kleiner Junge, der sich nicht sicher ist, erwischt worden zu sein oder nicht. Doch Anna begrüßte mich offenen Blickes, wir umarmten uns und sofort stellte sich der Nullabstand ein, den ich an ihr liebte. Sie gab sich seit jeher im Umgang mit mir völlig arglos und vertraut, etwas, was mich irritierte, da ich gewohnt war, zu einem jeden Menschen einen gewissen körperlichen Abstand zu wahren, ob aus einer Erziehung oder Unsicherheit heraus, gar Misstrauen mir selbst oder dem anderen gegenüber, darüber zu urteilen bin ich nicht fähig. Bei ihr jedoch fiel es mir leicht, Nähe zuzulassen, sie machte es mir einfach, diesem Grundbedürfnis nachzugeben. Wir gingen ein Stück, die Worte der Begrüßung wechselnd, ja sie fragte mich sogar, warum ich mich nicht hätte angekündigt, um dann später zu kommen und gemeinsam mit dem Zug zurück zu fahren. Sie pendelte Tag für Tag, und wenn auch natürlich dieser Job seine Mühen hatte, war sie doch glücklich, aus dem Bergwerk, wie sie das Callcenter nannte, heraus zu sein. Sie war kein Mensch, der unter ein Headset gehörte, sie konnte sich verkaufen und einsetzen mit ihrer ganzen Erscheinung und es schien, dass sie hier einen weitaus geeigneteren Platz hatte erlangt, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Der Einkauf geriet zur erledigten Nebensache und ich fuhr, nach einer Weile des ziellosen Schlenderns, mit dem nächsten Zug zurück, froh aber auch ein wenig bedrückt; denn so schön wie die Begegnung mir in Erinnerung geblieben, so unverbindlich schien sie mir, und im Grunde suchte ich ja etwas, was mir blieb und nach mir fragte. Die nächsten Tage dachte ich häufiger an jenen Samstagnachmittag, und obgleich ich es mir nicht wollte eingestehen: Der Vorhang war ein Stück weit gewichen.

-

Thomas legte den Stift beiseite, zündete sich eine Zigarette an und ging langsam Richtung Saale zu einem Baum, lehnte sich an ihn und schaute stromabwärts. Einige Enten waren unterwegs, die das seichte Wasser nach Nahrung durchsuchten, sich jagten oder Reißaus nahmen vor Nutrias, deren Augen und Nasen wie kleine Eisberge aus dem Wasser schauten. Der Tag war fortgeschritten, und die Bäume des gegenüberliegenden Ufers warfen lange Schatten auf den Fluss, der vor etwa einem Jahr nach ergiebigen Regenfällen und der Aufnahme des Schmelzwassers eines langen Winters heftig angeschwollen und zum alles verschlingenden Untier war geworden. Schon damals beschäftigte ihn dasselbe Thema wie heute, und schaute er in sein Tagebuch, so hatte er das Gefühl, als drehe er sich im Kreis.

[nach oben](#)

Gestern Oper, zum ersten Mal die Zauberflöte gesehen. Die Musik bislang immer nur in Auszügen gehört, doch nie das Ganze erlebt. ... Gemischter Eindruck von den Bühnenbildern; manche schienen mir zu schlicht und zu modern, andere hingegen, wie der Nachtclub mit Tänzerinnen an der Stange als Hintergrund für die Königin der Nacht, gefielen mir außerordentlich gut mit ihrer Atmosphäre und Deckung zum Inhalt. Passte später zum Club, wo ich zum Anfang mit einer schönen Frau tanzte und sie mich unvermittelt auf die Wange, aufs Ohr küsste. Vorher durch eisigen Wind geradelt, gefühlte minus zwanzig Grad, und nun das. Erlebte es mit großer Intensität; die weichen, warmen Lippen mit ihrem Lufthauch auf meinem Ohr und meiner Wange ... es ging mir durch und durch. Mit den Händen die Flanken ihres Körpers hinab geglitten, die Kurve vom Brustkorb, die Taille entlang zum Becken, den Duft ihrer Haare aufgesogen, ihrer weichen, langen, blonden Haare ... Ihre Stimme zum Abschied eigenartig dunkel ... wer war das? Erst im Nachhinein fiel mir auf: Sie sagte nichts, sondern tat einfach; erinnerte mich an Hesse, Narziss und Goldmund. Ohne Worte, allein durch Gesten daran erinnert, wie schön dieses verdammte Leben sein kann ...

Thomas war kein Freund der vielen Worte; nicht der Mensch, der aus dem Nichts lange Konversationen oder flotte Sprüche hervorzaubern konnte, fühlte er sich rasch fehl am Platz, geriet er in eine Gruppe, deren Gespräche locker gestreut und unstet waren wie der Wind. Bei ihm musste es um etwas gehen, um handfeste Themen, die seinen Interessen entsprachen und zu deren Beleuchtung er etwas beizutragen hatte, was natürlich Wertungen einschließt, denen Thomas nur allzu oft erlag. Er war sich dessen bewusst geworden im Laufe der letzten Monate und Jahre, als er auf Ansichten und Lebensarten stieß, die ihm nicht geläufig waren, jedoch die Wahrheit des Lebens ebenso in sich trugen wie die Dinge, mit denen er groß geworden.

Bürgerlich aufgewachsen als jüngstes Kind von Fünfen, sein Vater Universitätsprofessor der Medizin und die Mutter alles umsorgende Hausfrau, kam Thomas schon früh in Kontakt mit dem Schönen, und neben Bekannten aus dem Medizinerkreis waren ebenso Maler wie Bildhauer zu den des Öfteren stattfindenden Geselligkeiten geladen. Es wurde Hausmusik praktiziert und auch eine gut gepflegte kleine Bibliothek fand sich in den hohen, mit Deckenstück verzierten Räumen des großen Hauses, dessen rückseitige Fenster den Blick freigaben auf den angrenzenden, weitläufigen Garten, der während der Erntezeit für einen reich gedeckten Tisch an frischem Obst und viele eingemachte Marmeladengläser sorgte. Der Abstand zum nächsten Geschwisterkind betrug ganze sieben Jahre, und so wuchs er im Grunde auf als Einzelkind, hatte sein eigenes Zimmer und teilte nicht Spiel und Sorgen mit den Brüdern und der Schwester, die ihm um bis zu achtzehn Jahre voraus waren.

Früh jedoch erlebte er den Streit um Geld und den Kampf um Anerkennung, und wenn am Morgen vor dem Kindergarten die Eltern sich anfauchten und das Haushaltsgeld durch die Luft in sein Merkorna flog, oder am Abend der Vater nach Hause kam und eisige Stille herrschte, wäre er am liebsten aus der Küche in den Keller gelaufen, wo es nach frisch gehacktem Brennholz zum Anfachen der sieben Öfen des Hauses duftete, allesamt befeuert durch Mengen an Kohle, die im Herbst säckeweise angeschleppt und im Winter eimerweise durch Mutters Hände die Treppn emporjebuckelt wurde. Übrig vom Eheglück blieb die Scheidung, verbunden mit einigen Hässlichkeiten, die Thomas in seinen jungen Jahren nicht verstand und seine Anlage zur Konfliktscheue stärkte, was ihm zu späterer Zeit im Internatsleben des Thomanerchors zum Nachteil gereichte. Denn obgleich sehr musikalisch und mit viel Freude am Singen fiel ihm das Einordnen in die Hierarchie samt dem Befolgen eines eng regulierten Tagesablaufs schwer, und so verließ er den Chor nach dreieinhalb Jahren.

Das Abitur abgeschlossen trat Thomas als Offiziersanwärter in die Armee ein, widerrief jedoch, da er nicht für die gewünschte Einheit wurde zugelassen; er hatte die fixe Idee, Fallschirmjäger zu werden, was nicht zuletzt am Konsum unzähliger Anti-Kriegsfilme lag, in denen er eine gewisse Feldromantik glaubte auszumachen. Heute betrachtete er dies als Unreife, damals jedoch war es der Wunsch nach unbedingtem Zusammenhalt und einem unbestimmten Hang zum Ausnahmezustand, gespeist aus Langeweile am täglichen Trott und purer Abenteuerlust. Durch eine Rot-Grün-Sehschwäche jedoch gab es nur eine Zulassung zum Fernmelder, was diesen Wünschen so gar nicht wollte entsprechen.

Als Thomas nun sein Studium begann, fiel die Wahl ohne lange Überlegung auf die Politikwissenschaft. Seine Maxime lautete: So wenig wie möglich Mathematik. Dies war ein Trugschluss, und heute fragte er sich häufig, warum er sich nicht mehr Gedanken gemacht und die Sprechwissenschaft hatte übersehen, die mit seiner musikalisch-sprachlichen Neigung und der Vergangenheit mit Stimmbildung wesentlich mehr Gemeinsamkeiten aufwies. Überhaupt erst einmal froh darüber, die Schulzeit hinter sich gebracht zu haben, hätte er gut daran getan, im Ausland ein Jahr Auszeit zu nehmen, da er noch nicht bereit war für den Unibetrieb, der neue Schulbänke und neue Hefter bedeutete. Darüber hinaus fehlte Thomas ganz entschieden die Selbstverantwortung, um seine Zukunft nun beherzt in die Hände zu nehmen. Denn es begann eine lange Zeit der Abenteuer, allerdings nicht jene, die das reale Leben bietet, in ihrer Vielfalt den Charakter formend und Ergebnisse in Form von Abschlüssen bringend. Thomas erlebte seine Abenteuer am Schreibtisch im warmen Zimmer, virtuell vor dem Computer.

4

Tagebucheintrag, Mitte 2014

Meinen Bruder gesprochen. Er macht den Eindruck, als resigniere er mit mir, was bei ihm nicht leicht vorkommt, andererseits auch nachzuvollziehen ist. Seit Jahren, ja seit bald zwei Jahrzehnten dasselbe Kreuz mit der Ausbildung, dem Studium, dem Geld und meiner Unfähigkeit, mir auf eigenen Füßen den Weg durchs Leben zu bahnen. Das, was Lewin auszeichnet, ein gesunder innerer Kompass, die Fähigkeit, ohne Mühe abwägen zu können, was für den Augenblick gut ist und was nicht, die fehlt mir oder wird überlagert durch den Hang zu Extremen, zur Übertreibung und zum Aufgeben da, wo es wichtig ist, durchzuhalten. Andererseits weiß ich, dass diese Fähigkeit auch in mir existiert, und manchmal, wenn ich etwas Unvernünftiges tu, dessen ich mir erst im Nachhinein so richtig bewusst werde, da spüre ich, wie ich gegen mich gehandelt und einmal mehr sich mein Bildnis, welches sicher in irgendeinem Turm der Seelen hängt, verändert und gewandelt hat. Doch schnell vergesse und verdränge ich, und anstatt daraus zu lernen und mich am Riemen zu reißen, wenn mich wieder einmal die ungute Stimmung und das Berserkertum übermannt, gebe ich mich erneut hin der dunklen Seite und schreibe und handle und tue. Ich habe die Erkenntnis und mache doch immer weiter. Warum ist das so?

-

Es war um die Mitte der neunziger Jahre, als die Ära des der breiten Masse zugänglichen, vernetzten Computerspiels begann und sich, ausgehend von der Verbindung zweier Computer via Nullmodemkabel, innerhalb von nur ein paar Jahren rasend schnell entwickelte zu den heutigen über das Internet erreichbaren Serverfarmen, die tausenden Spielern rund um die Uhr das Tor öffnen zu Welten, in denen am Morgen die Sonne auf- und am Abend untergeht, die bevölkert werden von allerlei Übeln, darauf wartend, mutigen Rittern, Zauberern und Klerikern die Stirn zu bieten, in denen gehandelt und gefeilscht, gelacht und geweint, geritten und geflogen wird, kurz: die in sich stimmige Welten oder Universen mit vielerlei Abenteuer beherbergen. Solche Spiele werden Massively Multiplayer Online Games, kurz MMOs, genannt, und der bekannteste Vertreter unter ihnen heißt World of Warcraft.

Schon lange vor dem Aufkommen der MMOs mochte Thomas das Computerspiel mit menschlichen Mitstreitern, seinen Freunden und Bekannten. Bereits während der Schulzeit nahm er teil an diesen von großer Vorfreude begleiteten Zusammenkünften, meist zwischen Weihnachten und Silvester oder während der Osterzeit. Ein Raum wurde organisiert, der genug Platz für reichlich zwanzig Leute bot, die Computer antransportiert und flugs im Netzwerk verbunden, um den Spaß beginnen zu lassen, den Wettstreit gegen- und auch miteinander, oder den Austausch von technischem Wissen und allerlei sonstigen Dingen, die sich bei Gelegenheiten wie diesen über das Netzwerk ziehen ließen.

Um die Jahrtausendwende nun erfuhr das Internet weite Verbreitung und das gemeinsame Spiel wurde seltener, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Kameraden in Studium und Ausbildung standen oder auf dem Wege der Familiengründung waren. Das Internet also kam als Ersatz gerade recht, wenn auch das Soziale wegfiel und Thomas nun alleine vor dem Rechner saß. Seinem Hang zur Maßlosigkeit folgend fand er sich nicht selten nachts um zwei noch mitten im Gefecht mit einem Spieler etwa aus den Staaten, der sich am frühen Abend seinem Hobby hingab; einmal online schienen Raum und Zeit keine Bedeutung mehr zu besitzen und die Spiele begannen, eine geradezu magische Anziehung auf ihn auszuüben.

Noch allerdings war das Band zur Außenwelt nicht gerissen, wenn Thomas auch merkte, dass die Studienwahl eine Unglückliche war; er hatte bereits viele Vorlesungen verpasst und fühlte sich auch nicht recht wohl in den teils überfüllten Sälen und der plötzlichen Freiheit der Selbstorganisation, die das Studieren zu einem großen Teil auszeichnet. Zu schaffen machte ihm auch seine Schüchternheit gegenüber Frauen, die ihn dauerhaft unruhig werden ließ. Es gelang ihm nicht, diese Unsicherheit und Verlegenheit abzuschütteln, obgleich er ihre Gegenwart suchte und, das kam ihm erst auf der Universität so recht zum Bewusstsein, auch ihre Blicke auf sich zog. Diese Situation verärgerte ihn und er dachte daran, in Bezug auf Frauen so unbefleckt zu sein wie eine blendend weiße Lotusblüte. Zwar hatte er gleich nach dem Thomanerchor eine Jugendliebe, doch verlief diese Geschichte harmlos und es bestand auch keinerlei Kontakt mehr. Seine Sexualität entdeckte er unbewusst bereits in jungen Jahren, noch vor der Schulzeit, nur war es ihm bisher nicht gelungen, dieses Bedürfnis auszuüben und die unsichtbare Wand romantischer Verklärung einzureißen, die zwischen ihm und den Frauen stand, die er beehrte.

Zunehmend blieb Thomas den Vorlesungen fern und startete eine Initiativbewerbung bei einem etablierten Spielmagazin; er sandte drei Testberichte ein und wurde wenig später vom Chefredakteur angerufen mit der Bitte, zu einem Vorstellungsgespräch in München zu erscheinen, alles Weitere sei mit der Sekretärin abzuklären. Tage später rief er dort an und sagte ab, entschieden, das Studium fortzusetzen. Die Redakteursstelle bei einem Onlinemagazin in Heidelberg hatte er ebenfalls in der Tasche, sagte jedoch auch diese ab und gestaltete stattdessen den Internetauftritt neu, entlohnt und als Entschädigung. Aus Bequemlichkeit und Hochmut heraus begann Thomas mit seiner Zukunft zu spielen und nahm auch die Zusagen für den zulassungsbeschränkten Studiengang der Medienwissenschaften in Halle und Weimar nicht wahr. Der Chancen also hatte er genug, und seine Sicht der Dinge ließ sich zusammenfassen mit der Frage: Was kostet mich die Zeit und die Welt?

Kurz nach der Jahrtausendwende und drei Jahre, bevor World of Warcraft erschien, kam Thomas mit einem der ersten MMOs in Kontakt; es nannte sich Dark Age of Camelot und war angesiedelt in der Mythenwelt rund um König Arthur, der Wikinger und des märchenhaften Irlands. Dort schloss er sich an der in Hibernia beheimateten Gilde Lios Alfar, wählte den Beruf des Zauberers, nannte sich fortan Safane und tauschte das Band zur Außenwelt gegen jenes in die Anderwelt.

[nach oben](#)

5

Verstärkt seit der Renaissance trachtete der Mensch danach, die Dinge und Erscheinungen in ihrem Wesen und Wirken zu erklären, sie mussten sich beweisen in allerlei Versuchen und Formeln, was gewaltige wissenschaftliche Fortschritte mit sich brachte und, eingesetzt im positiven, humanistischen Sinne, für Wohlstand und eine sich mehr und mehr verlängernde Lebenszeit sorgte. Einher jedoch ging das Opfer des Glaubens an etwas, der Demut, einer gewissen Spiritualität nicht im Sinne der Hingabe an Dogmen, vielmehr der Hinnahme von Gegebenheiten und der Versuch einer Erklärung in teils berührenden Geschichten. Denn wenn etwas bis in das kleinste Detail aufgelöst und zerlegt wird, dann erwärmt es wohl den Geist, nicht jedoch die Seele, deren geheimes Weben zu ergründen den Wissenschaften voraussichtlich nie wird vergönnt sein.

Nach der Scheidung seiner Eltern hatte sich ein Professor der Germanistik im Hause der verbliebenen Mutter eingefunden, und am Abendbrottisch war es nun gegangen um Sagen des klassischen Altertums oder des Mittelalters, fern von Verklärung, doch spannend und mit großer Kenntnis vorgetragen, sich mischend mit einer ihm bislang unbekanntem Harmonie des gemeinsamen Essens, die ihm nachhaltig in Erinnerung geblieben. Und auch wenn er im Geheimen jene bewunderte, die sich der Zahlen mit unbegreiflicher Leichtigkeit bedienten, machte ihm die nüchterne Sachlichkeit ganz besonders der Mathematik zu schaffen, und so fühlte er sich weit mehr hingezogen zu Geschichten, Mythen und allzu menschlichen Göttern, die sich nicht anders benahmen als seine Erfahrungen hinsichtlich der Mitmenschen ihn bislang gelehrt hatten.

Dark Age of Camelot war reich an solchen Geschichten aus dem Schatze dreier Kulturen, und es schien, sie hier unmittelbar erleben zu können. Später ergänzt mit der Sage um Atlantis, begann sich Thomas in diesem Abenteuer zu verlieren, was nicht zuletzt an seiner Gilde lag, die ein zweites Zuhause wurde und im Kampf der drei Reiche einige Erfolge erlangte. In diesen Erfolgen bestand zugleich die Gefahr, denn neben einem beachtlichen Maß an nötigem Zusammenspiel war es vor allem der Faktor Zeit, der investiert werden wollte. Er tat dies nur allzu bereitwillig; von mittags bis mitunter acht Uhr morgens, den Blick unverrückbar auf den Monitor gerichtet, saß er im abgedunkelten, kleinen Zimmer, in dessen Abgeschiedenheit ihn nur die Vögel und der zunehmende Verkehr an die erwachende Außenwelt erinnerten, und ging er den zu seinem Ärger zuweilen notwendigen Besorgungen nach, so blickte er mitunter scheel auf die Pärchen, denen er des Wegs begegnete.

Die eigene Wohnung, in welche er kurz nach Studienbeginn gezogen, bewohnte er nun schon seit einiger Zeit nicht mehr, denn eines Abends, als er seine Mutter besucht und mit ihr zu Abend hatte essen wollen, da war er gerade rechtzeitig gekommen, um das Schlimmste eines Schlaganfalls zu verhindern. Sie saß da mit schiefem Mund und Tränen in den Augen, kaum fähig zu sprechen, völlig hilflos im Sessel, das Essen auf dem Herd, halb angebrannt und übergekocht; es zischte noch, als Thomas den Arzt rief. Neun Wochen Rehabilitation schlossen sich an, doch waren bleibende Beeinträchtigungen die Folge, und geplagt von finanziellen Sorgen zog er bald zu ihr, sich gleichsam zurück entwickelnd und der Bequemlichkeit wegen sich dankbar in Abhängigkeit begebend.

Bis dahin hatte Thomas immer dafür gesorgt, durch einen Nebenjob seine Ausgaben zu bestreiten. Seit der zehnten Klasse etwa war er fast vier Jahre lang jeden Sonntag in einem Flanschenwerk unterwegs gewesen, wo er metallenen Zunder aus den Kellern von achttausend Tonnen Hämmern beseitigte, die auf rotglühende Stahlquader niedersausten, um aus ihnen Verbindungsstücke für Rohöleitungen zu formen. Hier war ihm eine Ahnung von den Verhältnissen während der Industrialisierung gekommen: In seinen Stiefeln im eigenen Schweiß watend, das Gesicht schwarz von Ruß und Öl, schippte er im feuchtwarmen Keller des riesigen, am Sonntage ruhenden Hammers Mengen von sauerstoffhaltigem Zunder, vermischt mit feuchten, zum Löschen verwendeten Sägespänen in klobige Behältnisse, die beim Hinaufziehen so schwer waren, dass eines Tages selbst die dicke Kette der Laufkatze kapitulierte, deren eines Glied sich langsam auseinanderbog und schließlich mit lautem Knall und wildem Gefetz das Geladene der Schwerkraft preis gab. Doch Thomas wusste, wofür die Arbeit: Er finanzierte sich auf diese Weise sein Hobby des Radfahrens, und mit dem Mountainbike den Brocken hinab zu düsen entschädigte ihn für all die Mühen, wenn auch er sich langsam und auf Dauer durch den Kontakt mit Öl und aggressiven Reinigungssubstanzen die Hornhaut seiner Hände beschädigte, die fortan, waren sie der Kälte ausgesetzt, sich leicht rötlich färbten. Später dann gestaltete er Webseiten oder reparierte Computer; mit ihnen aufgewachsen hatte er sich das Wissen autodidaktisch beigebracht, hegte jedoch nie den Wunsch, es auszubauen und gab diese Tätigkeiten schließlich auf.

Das zu Studienbeginn gewährte Bafög bezog er zwei Jahre, bevor es wegen nicht erbrachter Nachweise eingestellt, und Jahre später, nach der Einführung von Studiengebühren, folgte die Exmatrikulation, der Thomas keinen Augenblick des Nachdenkens mehr widmete. Denn inzwischen war World of Warcraft erschienen, dessen Reiz schwer zu beschreiben, auf Thomas jedoch zweifelsohne ausgeübt und auf Jahre hinaus zur Triebfeder seiner unbedingten und völlig maßlosen Hingabe an Gegenstände wurde, die lediglich digital, als Nullen und Einsen, auf einem Server in irgendeinem Rechenzentrum existierten, nur zwei Mausklicks entfernt von der Beförderung in das digitale Nirwana.

Keine Frage, die mitunter schwer zu meisternden Schlachtzüge forderten ein hohes Maß an Konzentration und Vorbereitung, die jedoch in teils stundenlangem Suchen nach Zutaten von Reagenzien für Stärkungstränke, dem Sinn nach nicht unähnlich dem Fläschchen eines gewissen Galliers, oder im Töten unzähliger Gegner bestand, um sich mit irgendeiner der zahlreichen, die Welt bevölkernden Fraktionen gut zu stellen. Das Spielprinzip bestand nicht selten aus einem Balken, der sehr, sehr langsam von links nach rechts glitt, verborgen unter einer überaus charmanten Oberfläche und nie enden wollender Jagd nach immer mächtigeren Waffen, Rüstungen oder Schmuckgegenständen, der berühmten Karotte gleichend, die ständig vor der Nase baumelnd nie ganz zu erlangen ist. Jedoch Thomas durchschaute das hinter der bunten Oberfläche liegende Prinzip zu jedem Augenblick und fuhr dennoch mit vollem Bewusstsein der Ziellosigkeit seines Tuns damit fort, ja er wurde Meister darin, jegliches schlechte Gewissen zu verdrängen, was er nicht nur aus sich selbst heraus empfand, sondern ihm immer auch durch seine Verwandten, die mit Sorge seine stagnierende Entwicklung verfolgten, zu Bewusstsein wurde gebracht. Den Geburtstag oder gar den Jahreswechsel online zu feiern geriet zur Normalität, wenn er auch die damit einhergehende Vergewaltigung seiner Existenz spürte, mit der er sich im Laufe der Jahre nicht nur seines Freundeskreises hatte entledigt, der längst schon eigene Wege gegangen und aus dem Blickfeld gewichen war; vielmehr bemerkte Thomas auch eine zunehmende Verunsicherung und Nervosität im Umgang mit Menschen von Angesicht zu Angesicht und fing häufig an zu schwitzen, fühlte er sich beobachtet oder im Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Besonders unangenehm wurde ihm dies, als er nach Jahren der Abgeschiedenheit endlich aufwachte und Geld verdienen musste. Viel Auswahl blieb nicht, denn mit virtuellen Erfolgen ließ es sich schlecht bewerben, und so kam es, dass er in einem Callcenter vorsprach und dort seine erste Anstellung fand. Thomas war inzwischen dreißig Jahre alt und fing dort an, wo er hatte aufgehört, aktiv am Leben teil zu nehmen. Denn was auch immer er seinen Onlinebekanntschäften durch seine Anwesenheit gegeben, was er auch mitgenommen aus all den Jahren der selbstgewählten Isolation, es war von keiner unmittelbaren und für das nun zu Bestehende relevanten Bedeutung. Er kämpfte sich durch, verkaufte Bücher, Versicherungen und Dinge, mit denen er sich zuvor niemals hatte auseinandergesetzt, und kehrte so Schritt für Schritt zurück in eine Wirklichkeit, deren Erfolge zwar härter zu erkämpfen sind als jene der virtuellen Welt, jedoch anders als diese Begegnungen und Geschichten hinterlässt, wie sie nur das Leben zu schreiben vermag. Nach zwei Jahren des Verkaufs wurde er innerhalb der Firma versetzt in den Bereich der Kundenbetreuung, und hier begegnete er Anna.

6

Die Zigarette aufgeraucht stand Thomas am Baum und lauschte dem Glucksen der nach Insekten schnappenden Fische. Die Dämmerung hatte eingesetzt und das trübe Wasser sich zunehmend dunkel gefärbt, silbrig nur dort, wo die Schatten der Bäume Lücken ließen den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Flussabwärts reckte sich ein Landungssteg, nicht weit davon ein bellender Hund, Augenblicke später mit lautem Klatschen in das Wasser springend und rasch abtauchenden Nutrias nachsetzend. Thomas dachte an die Jahre, in denen die Saale ganze Schaumteppiche mit sich führend dem Leben gänzlich abhold gewesen und er mit seinem Bruder, unterwegs in einem Boote auf den Seitenarmen, sich die Nase zuhalten und mit Hautreizung rechnen musste, kam er in Berührung mit dem Uferschlamm. Und wehte der Wind ungünstig, so konnte man ihn riechen, den Preis der Industrie vor den Toren der Stadt, bitter süßlich stand in der Luft geschrieben, was den Menschen der angrenzenden Dörfer mit den silbergrauen Dächern, der stinkenden, schaumschwangeren Saale über Jahrzehnte wurde angetan.

Auch dachte er an Siddhartha, dem Beginn seiner Leseleidenschaft. Seither brachte er jeden Fluss mit diesem Buch in Verbindung und empfand ganz besonders angesichts der geduldigen, leidensfähigen Saale, mit der er aufgewachsen und die sich in den Jahren seit der Wende, eines in ihren Maßstäben kaum erwähnenswerten Zeitraums, erholt und in einen Leben und Erfrischung spendenden Fluss gewandelt, so etwas wie Beruhigung über die Heilkraft, die ein wenig Zeit und Ruhe zu geben vermag.

Siddhartha - Thomas erinnerte sich, wie er, zu Besuch bei einer Arbeitskollegin und Freundin, fasziniert darin versank; er nahm es mit und las wie im Rausch, ohne damals wirklich zu verstehen, was ihm diese Dichtung und die darin enthaltene Weisheit zu geben vermochte.

Der Sinn ist ewig ohne Tun,
und nichts bleibt ungetan.
Wunschlosigkeit macht still,
und die Welt wird von selber recht.
Lao Tse

Er las das Buch etwa ein Jahr, nachdem er in das Callcenter eingetreten, und es folgten alle bekannten Werke Hermann Hesses, dessen Geschichten er fortan in seinem Herzen trug. Nur der rechte Schlüssel zu ihnen musste noch gefunden werden - die Erfahrung.

Tagebucheintrag, Mitte 2012

Gestern stellte ich mir die Frage: Liebe ich Freunde, meine Eltern, mich? Konnte sie nicht beantworten, denn was ist Liebe? Ist Liebe Glücksgefühl, Verlangen, die Wertschätzung der Person, Sehnsucht? Empfund ich jemals Liebe zu den Eltern oder Geschwistern, oder waren und sind sie mir einfach selbstverständlich? In das Bewusstsein kommt die Liebe vielleicht erst, wenn etwas passiert ist, und sei es ein Streit. Dann meldet sich nicht nur das Gewissen, es ist vielmehr dies drückende Gefühl im Herzen, der Brust. Viel Schönes kann passieren, doch sind die Dinge nicht in Ordnung, dann ist die Freude getrübt, es bleibt immer ein Schatten. Sich täglich bewusst zu machen, dass nichts selbstverständlich ist, das glaube ich ist ein Weg, den es sich zu gehen lohnt. Denn Wertschätzung, wenn auch nicht verbal ausgedrückt, sondern einfach im täglichen Tun, wieviel mehr ist sie wert als mit Erwartungen den Menschen zu begegnen und Enttäuschungen herauszufordern. Die sogenannte Liebe zu jemand Begehrtem war bislang genau dies: Erwartungen wurden gehegt und was verloren ging, war das Vertrauen. Ist sie denn nicht Geduld und Freiheit, ein Zurücknehmen um des Menschen willen? Einen Menschen und auch mich zu verlieren nur des Begehrens wegen - was hat das noch mit Liebe zu tun?

An seinen Platz zurückgekehrt stöberte Thomas im Tagebuch. Schaust du zu tief in einen Abgrund, so schaut der Abgrund in dich; dieser Gedanke kam ihm bei manch Geschriebenem, und blickte er zurück, was oft vorkam, so dachte er nicht nur an Anna, sondern auch an seine Selbstreflexionen, denen sich alle kleinen Ereignisse unterwerfen mussten und die sich dadurch in Dimensionen erhoben, welche ihnen nicht zukamen und nur in seiner Welt jene Schwere erlangten, der ein wenig Zuviel an Zurückgezogenheit in das Innere zu eigen ist. Er zerlegte jede Einzelheit und neigte dazu, manch Begegnung und Begebenheit zu überhöhen, sich selbst jedoch gering zu wähnen; ein Mangel also an Selbstbewusstsein, der im Widerspruch stand zu einigen Tagebucheinträgen, die in ihrer gleichermaßen unbedingten wie überbordenden Formulierung ein vor allem emotionales Erleben und Deuten der Dinge verrieten, denen also ein gesundes Maß an Rationalität fehlte, jedoch auch eine gewisse Sturheit anzumerken war. Er blätterte abermals zurück und kam zu Passagen, die den Beginn einer kleinen Geschichte markierten und jener Begegnung waren gewidmet, die er machte, als er einen neuen Job angetreten und Anna aus den Augen hatte verloren. Zu lesen stand da, hastig geschrieben und vielfach korrigiert ...

... Monate sind es her, als ein Freund mir ein kleines Café zeigte mit den Worten, ich fände es hier bestimmt gemütlich. Voll war es, das Stimmgewirr schwirrte durch die warme, rauchgeschwängerte Luft, vermischte sich in anregender Weise mit jazziger Musik, und der graue Winterabend, aus dessen feuchter Kühle wir eingetreten, war vergessen angesichts der Freude über diesen lauschigen Ort.

Ein hölzerner Tresen zog sich links der Tür durch den schmalen Raum, hinter dem die Bedienung eifrig mit Gläsern hantierte, trocknete, polierte und sie in das Regal stellte, Drinks mixte oder mit vor dem Tresen sitzenden Gästen plauderte. Im hinteren Teil des Cafés befanden sich an niedrigen Tischen gemütliche Lederhocker, auf denen wir uns niederließen. Holzvertäfelte Wände umgaben uns, behangen mit Aquarellen des stürmischen Meeres, die auf mich den Eindruck machten, durch sie in die Weiten des Ozeans schauen zu können.

„Habt ihr euch schon entschieden?“ fragte die junge Dame vom Tresen, worauf wir Bier und Saft bestellten, was sie uns wenig später lächelnd zutrug und dabei auch das Teelicht auf dem Tischchen erneuerte. Wir hatten uns viel zu erzählen, die Filmleidenschaft meines Freundes und seine Begeisterung für Astronomie fielen bei mir auf fruchtbaren Boden, denn schließlich stand ich bereits neben meinem Bruderherz, klein und neugierig, mit selbstgebasteltem Fernrohr im Garten und schaute zu den Sternen, während ich nachts von Beteigeuze träumte und mir vorstellte, fernab der Erde auf einer bizarren, psychedelisch anmutenden Welt in meinem Raumgleiter durch die Luft zu schwirren. So vergingen die Stunden wie im Fluge, der Moment des Zahlens nahte. Die Dame kam herbei, setzte sich zu uns und machte die Rechnung. Langes braunes, mit einer einfachen Klammer zur Seite gestecktes Haar umfloss ihr offenes Gesicht, dessen dezentes Makeup die Brauen und Lider ihrer glänzenden Augen betonten. Ich wurde neugierig und betrachtete mir sie genauer. Die ein wenig vorgeschobene Unterlippe gab ihren Zügen etwas Entschlossenes, trotzig Liebenswertes, und lächelte sie, dann konnte ich gar nicht anders, als diesen Ausdruck betörender Herzlichkeit irgendwie zu erwidern. So gut es mir eben gelang, denn die Ausstrahlung dieses Gesichts, die Bewegungen ihrer Hände mit den schlanken Fingern und kurz geschnittenen, blanken Nägeln berührten und betäubten mich; etwas benommen blickte ich ihr nach und hatte den unbedingten Wunsch, sie kennen zu lernen ...

... Thomas schlug das Tagebuch zu, bezahlte seinen Galao und machte sich auf den Weg zum Einkaufen. Das kleine Café gab es nicht mehr, doch lag das Haus auf dem Weg, und in den Hof, wo vormals die Bänke des Freisitzes standen, konnte er ja allemal einen Blick werfen.

[nach oben](#)

7

Die Dunkelheit begann bereits hereinzubrechen, als Thomas durch den Torbogen trat; auf der gegenüber liegenden Seite zwei in leisem Gespräch vertiefte Frauen, sonst herrschte Stille. So manches Mal schauten Besucher hinein, als er hier gesessen, überrascht von der Weitläufigkeit des Hofes, sich nach hinten öffnend zu einer Gasse mit niedrigen Häusern, in denen sich eine Schleiferei und eine Künstlerwerkstatt hatten niedergelassen. Ein kleines Treppchen führte hinauf auf den schmalen Weg, und dann und wann war im kleinen, gepflegten Gärtchen des Künstlerhauses eine ältere Dame zu sehen, vertieft in ihrem Buch, verträumt und sanft lächelnd aufschauend, kam er von der anderen Seite herbei. Und über alledem thronte eine alte Esche, im heißen Sommerwinde leise rauschend zur Kühle des Schatten spendenden Hofes, im Winter ruhend und schweigend ein Sitz der Krähen. Viele Stunden hatte er hier verbracht, lesend und Galao trinkend, in Gedanken bei Joseph und seinen Brüdern, Hans Castorp auf dem Zauberberg, den Karamasows und dem Fürsten Myschkin, kaufte Seelen, bereiste kafkaeske Welten, das Exil des Vulkans, die Welt von Gestern und mit Magellan oder Odysseus das Meer. Thomas, seit Hermann Hesse einmal im Fieber der literarischen Erfahrung, konnte nicht lassen von den großen Namen, nicht zuletzt auch aus der Idee heraus, vielleicht auf diese Weise Versäumtes nachholen zu können. Nur übersah er dabei, dass die Literatur das Leben zwar ungemein bereichert und dem aufgeschlossenen und reflektierenden Leser eine Quelle der Bildung und Sittlichkeit sein kann, sie jedoch immer nur die Seele und die Gedanken des Autors enthält und nicht die persönlichen und unmittelbaren Erlebnisse zu ersetzen vermag. Denn obgleich eine mögliche Hilfestellung, ist ein Buch und somit das rein Geistige etwas Abstraktes unter Ausschluss

aller Sinne, und auch wenn Sprache fähig ist, in hohem Maße zu berühren, so kann etwa eine Beschreibung des Apfelgeschmacks ja doch nicht ersetzen das eigene, selbst erfahrene Wissen um die erfrischende, explosive Entfaltung des Aromas oder des Geräuschs im Moment des Hineinbeißen. Was es hieß, die Welt wie ganz selbstverständlich zu erfahren und darüber zu reflektieren, das hatte Thomas in diesem Café erfahren.

Sein Wunsch, der Bedienung erneut zu begegnen, war kurze Zeit später in Erfüllung gegangen, wenn er auch weitere zwei Monate warten musste, bis sie sich näher kennenlernten. Das Café wieder gut besucht hatten sie nur wenige Worte gewechselt, doch Thomas blieb ihre Neugier und Offenheit in Erinnerung, sich ergänzend mit einer wohltuenden Heiterkeit, die bei all der Arbeit nicht zu verfliegen schien. Sie war attraktiv und gefiel ihm, doch war es das nicht allein; in ihrem gewandten, gleichermäßen einfachen wie selbstbewussten Auftreten lag etwas, was ihn anzog, und ratlos, wie ihr wieder zu begegnen sei, machte Thomas sich den täglichen, doch für einige Wochen vergeblichen Besuch des Cafés zur Angewohnheit, bis sie eines Tages schließlich auf dem Hof erschien und ihm mit einem Lächeln schlicht Hallo sagte.

Thomas trat zum Hintereingang und schaute durch die Fenster in den leergeräumten, nackigen Raum; alles Inventar, die Holzvertäfelungen, Tapeten, Lampen, ja selbst der Bodenbelag waren entfernt worden, und so erblickte er nur leblose, graue Flächen und versuchte, das aufkommende Gefühl der Wehmut zu verdrängen, doch in Windeseile stellten sich ein die Erinnerungen und er sah den Tresen stehen, das sanft beleuchtete Schnapsregal dahinter, die Spiegel an der Wand und all die Tische, Hocker und Gänge voller Gäste. Geisterhaft schien die Altherrenrunde da am Fenster zu sitzen, beschäftigt mit Kreuzworträtseln, den Weingläsern und Zigarren, zum Charme des Cafés gehörend und etwas beruhigend Unumstößliches ausstrahlend. Es gab hier den besten Kaffee der Stadt, und als sich eines Abends der letzte Gast hatte verabschiedet und er mit dem Inhaber allein war verblieben, da probierten sie Espresso in allen Nuancen, bereitet aus karamellisierten Bohnen und mit butterweicher Crema als bester Grundlage für einen Galao, dessen Geschmack ihm unvergesslich geblieben.

Am Tresen auch war es, wo er mit der Bedienung ins Gespräch gekommen und die fernöstlichen Philosophien hatte kennengelernt, die ihm die Literatur Hermann Hesses erst so richtig erschlossen. Sie jedoch nannte es nicht Philosophie und konnte sich auch schwerlich mit dem Wort Spiritualität anfreunden, dem ihr ein Hauch von Dogma und Transzendenz anhängig schien. Sie war noch keine fünf- undzwanzig Jahre alt, doch entdeckte Thomas in ihr einen wahren Schatz an Erlebnissen und Eindrücken, die sie suchte und brauchte und die ihr die Chance gaben, an ihnen zu wachsen. Ihre Erzählungen und Antworten auf manch Frage machten auf ihn den Eindruck glasklarer Tiefe, denen immer ein fester Glaube an das Gute im Menschen innewohnte, begleitet von einer Heiterkeit, die sich nicht in bloßem Lächeln erschöpfte, sondern sich zu einem, wie ihm schien, unerschütterlichen Grundvertrauen gesellte, welches bei all den Reisen, die sie bereits unternommen, und die, angesichts von in Armut lebenden, doch lachenden Menschen, so manch bedrückende Sorge relativierten, ihr guter Weggefährte war. Auch besaß sie die Fähigkeit, gut zuzuhören und dabei ihr Gegenüber zu erkennen, was sich nicht lang nach dem Kennenlernen in ihrer wie beiläufigen Bemerkung ausdrückte, dass er nichts „Eigenes“ würde besitzen. Thomas hatte sich tief getroffen gefühlt angesichts dieses Urteils, wie er es genannt. Später jedoch erkannte er, dass es als ein Weckruf war gemeint gewesen, deutend auf ein Leben in der Literatur, der Vergangenheit, den versäumten Gelegenheiten und schließlich im unbefriedigenden Jetzt. Sie sah, dass seine Möglichkeiten zur Erfahrung eigener Erlebnisse und Gedanken verkümmerten, die sie als wichtig erachtete, um sich seiner selbst bewusst zu werden.

Thomas verlor sich in ihr; ähnlich seiner unbedingten Hingabe zu den Spielen vertraute er sich ihr bedingungslos an, gleich ob ihr dies willkommen war oder nicht. Sie befand sich im Café auf Arbeit, saß dort am Tresen fest, und nun, als er an der Türe stand und in den leeren Raum schaute, da empfand er so etwas wie Scham, sie hier in die Enge getrieben zu haben. Sie hatten sich von Beginn an verstanden und er bedauerte die Entwicklung, die seine nun zum Erliegen gekommene Bekanntschaft zu ihr genommen. Denn nicht nur mochte er ihr Wesen an sich, sie zeigte ihm auch viele Sichtweisen auf, die sie ihren Erfahrungen verdankte und die diese auch immer wieder aufs Neue bestätigten. Sie besaß ihre Schwächen, wie ein jeder Mensch, doch sie stellte sich ihnen und lebte in einer Realität, in

der es galt, nach vorne zu schauen, Raum um Raum mit Vertrauen und Zuversicht hinter sich zu lassen und noch nicht allzu lange zu verweilen. Thomas indes begann zu romantisieren und sie als Menschen zu überhöhen, was sie nicht nur als eine Last empfinden, sondern ihr angesichts vieler per Handy gesendeter Nachrichten auch als unheimlich musste erscheinen. Es war die Achtsamkeit, die er hatte missen lassen, gleichermaßen ihr als auch sich selbst gegenüber, denn jede unbeantwortete Nachricht stellte nichts als eine weitere Hineinsteigerung in ein Labyrinth aus Hoffnungen und Erwartungen dar, aus dem es im Grunde nur den einen Ausweg gab: Sich selbst anzunehmen und seinen eigenen Weg zu finden.

-

Tagebucheintrag, Januar 2012

Bedrückender Tag, es will keine rechte Freude und Zuversicht aufkommen. Ich versuche, mich an den Dingen zu erfreuen, an der Musik im Café, am kühlen Bier hier auf dem Tischchen, daran, dass ich auf diesem Planeten irgendwie existiere, es mir gesundheitlich gut geht, während mein Bruder in meinem Alter bereits dem Tode geweiht war. Und doch ... will mir alles trist und grau erscheinen, die Menschen gar als ein Buch mit sieben Siegeln. Liegt es an mir, wenn mich das Gemeinschaftliche nicht erreicht und ich als gefühlter Einzelgänger zwischen all der Betriebsamkeit und Zweisamkeit wandle? Die Wirklichkeit, sie spottet meiner Sehnsucht. Drück ich sie auf meine Art aus, dann kommt keine Reaktion, oder sie wird missverstanden. Oder sie passt einfach nicht hierher, in diese Zeit, in die Wirklichkeit der menschlichen Existenz, entstammt einem Märchen, zu Haus in Träumen. Erinnerst mich an Jack Kerouac, dessen Emotionalität zwar den Sehnsüchten der Leser entsprach, ihn aber auch zum Einzelgänger machte. Denn er hat seine Sehnsüchte gelebt und ihnen eine Sprache verliehen, wenn sie auch für ihn schließlich zu viel waren.

8

Auf dem Heimweg kreisten Thomas' Gedanken um Anna. Als sich der Umgang mit der Bedienung des Cafés ihrem Ende zugeneigt und er ihr eine letzte, verzweifelte Nachricht hatte gesandt, da war sie bereits wieder in sein Leben getreten und gab ihm, ohne es zu ahnen, allein durch ihre Anwesenheit jenen so dringend gebrauchten Trost und Halt, um wieder zu sich selbst zu finden. Er würde das nie vergessen und verstand ihre Irritation angesichts der ihr mitgeteilten Ereignisse im Café, als sie seine Zuneigung zu ihr spürte, die in den darauffolgenden Monaten immer deutlicher wurde und die sie als beliebig musste empfinden. Wissend um diesen Zwiespalt in seinem Inneren wurde ihm im Laufe der Zeit jedoch klar, dass die Begegnungen mit Anna so ganz andere waren und Empfindungen auslösten, die sich leise immer mehr verfestigten zu jenem Weben, dessen Ursprung in der Tiefe der Seele zu finden ist und ihn heimlich in Gewahrsam nahm.

Zu Hause angekommen galt der erste Blick dem Briefkasten, der sich, kaum geöffnet, in dickem Schwall entleerte und den Thomas am liebsten wieder hätte hineingestopft; die Post bestand sämtlichst aus Geldforderungen von Banken, Versicherung, Rundfunkanstalt. Diese kalte Dusche in der Hand stieg Thomas hinauf zu seiner Wohnung, um sie dort auf den Stapel der bereits erhaltenen, ungeöffneten Briefe zu legen, die allesamt Überweisungsträger enthielten und einen gut Teil seiner Gedanken auch während schlafloser Nächte einnahmen. Er wusste, dass er seine Vogel Strauß Taktik bitter würde büßen müssen, doch er dachte schon länger nicht mehr in den Kategorien einer Zukunft, vielmehr in jenen des folgenden Tages, des nächsten Galaos oder der neuen Packung Tabak. Hatte er denn je an die Zukunft gedacht, oder lebte er nicht immer nur ein Leben, welches weniger auf ein Ziel, als auf die Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse ausgerichtet war und denen er unter allen Umständen nachgegeben? Vor Jahren bereits hatte er damit begonnen, sein Studium an einer Fernuni nachzuholen, doch lagen die Hefter kaum bearbeitet, teils noch in Folie verschweißt auf seinem Schreibtisch, gleichsam als ein Mahnmal seiner bisherigen, mit großen Vorsetzen angegangenen, jedoch gescheiterten Bemühungen um seine Zukunft. Nach acht Stunden Büroarbeit war

es ihm schwergefallen, sich erneut zu setzen und die Aufmerksamkeit den Heftern zu widmen; es zog ihn hinaus, zum Sport etwa, um die körperliche Lähmung des Sitzens abzuschütteln und seinem aufgeregten Bewegungsdrang nachzugeben. In diesem Verzicht hätte der Preis bestanden für seine jahrelange Beschäftigung mit den Spielen, denn nun, seit kurzem arbeitslos, wurde er konfrontiert mit dem Stigma des Ungelernten, dem, bei allen, doch leider nur schwer zu beziffernden und nachzuweisenden Fähigkeiten, ein lediglich bedrückend enges Tätigkeitsfeld offenstand, welches mit einer Entlohnung einherging, die Thomas dazu verdammt, auf Jahre hinaus allein für die Rückzahlung seiner Schulden auf Arbeit zu gehen. Kurz: Er wusste nicht, wie es sollte weitergehen. Er befand sich in einer Stimmung der Kapitulation vor etwas Unabwendbarem, das ihm ebenso diffus wie lähmend erschien und dessen Schwere er versuchte, jede Minute aufs Neue beiseite zu schieben. Allein, diese ständige Anspannung kostete Kraft und wurde begleitet von einer gewissen Verwahrlosung seiner Wohnung, der er, als ein eigentlich auf Reinlichkeit bedachter Mensch, nur noch dann seine Aufmerksamkeit widmete, wenn ihm der Staub zu viel wurde und die Reinigung einige Ablenkung bot.

Fast noch mehr als ihn selbst bedrückte Thomas' Situation jedoch seine Mutter, die eine Etage unter ihm wohnte und mit der er nach wie vor Herd und Waschmaschine teilte. Es ist nie in Gänze zu ergründen, was letztlich zu einem Schlaganfall führt, mit all seinen Folgen für die Physis und die Psyche. Vielleicht waren es der Stress und die Anspannung als alleinstehende Frau und Mutter, denn der Kampf ums Bestehen begann bereits zehn Jahre zuvor, kurz nach der Wende, als sich alsbald der in den alten Bundesländern ansässige Hausbesitzer hatte blicken lassen, seinen möglichst rasch zur Wirklichkeit übergehenden Eigenbedarf anmeldete und einen Verwalter einsetzte, der fortan mit allen Mitteln versuchte, die dort seit Jahrzehnten ansässige Familie hinaus zu werfen. In jene Zeit fiel auch die Krankheit des ältesten Kindes, das an Gehirntumor litt und seinen sich über mehrere Jahre hinziehenden, ihn zusehends in seinem Wesen verändernden Kampf nach drei Operationen verlor. Thomas erinnerte sich jener Szene, in der sein Bruder, mit einem Tuch bedeckt auf der Bahre liegend, aus dem Schrank wurde gezogen und sein im kalten Neonlicht fahles, eingefallenes Gesicht von der Mutter ein letztes Mal ward geküsst; sie zuckte zurück ob der kalten Wangen, gewiss nur des leisen Trostes, dass alles Leben gewichen und nun das Morphinum nicht mehr nötig war. Sie fand dennoch die Kraft, als Gästeführerin ein Buch zu schreiben, schöpfend aus ihren mit großer Begeisterung den Touristen näher gebrachten Kenntnissen der Historie dreier Städte, welche sie sich nach der Scheidung, die Selbständigkeit und nach einer Möglichkeit des Geldverdienens suchend, mit großer Zähigkeit hatte angeeignet und die ihr mehrmals die Frage einbrachten, ob sie Kunsthistorikerin sei. Allein, da hiervon die Ausgaben nicht gedeckt werden konnten, ging sie weiteren Tätigkeiten nach, verbunden mit Reiserei und Anstrengungen, die der unterm Strich stehende Ertrag kaum rechtfertigte. Mit dem Erhalt einer Abfindung schließlich konnte sie die Auseinandersetzung um das Haus sehr vorteilhaft zum Abschluss bringen, in deren Verlauf sie jedoch gelernt, den Kampf um die Freiheit eingetauscht zu haben gegen jenen der Ellenbogen um die Existenz.

Auch mit ihm hatte sie in diesen Jahren und nach vielerlei Eskapaden manch klärendes Wort zu wechseln, die ihren Höhepunkt im dreiwöchigen Schwänzen der Schule fanden. So getan, als ginge er aus dem Haus in Richtung Schule, war er zwei Straßen weiter umgekehrt, um den Rucksack in der Garage zu verstauen und sich in der Stadt herum zu treiben. Nachdem die Schulleiterin schließlich angerufen, ließ die Mutter sie wissen, dass in diesem Lande eine Schulpflicht bestehe, deren Verletzung unverzüglich zu melden sei. Daraufhin gab sie ihn schlanker Hand auf ein anderes Gymnasium, auf dem er viele Jahre lang und bis zum Abitur verblieben. Thomas hatte ihr viel zu verdanken, und sie würde niemals ihren Glauben an ihn verlieren, doch wusste er auch, dass die immer noch bestehende Bindung, das nahe räumliche Beisammensein, der Herd und die Waschmaschine, zu eng war und derer er sich auch ein wenig schämte. Nun, es war auch an ihm, sich jetzt, da sie Unterstützung in den alltäglichsten Dingen benötigte, um sie zu kümmern, doch welchen Preis zahlte sie dafür! All seine Sorgen und Stimmungen bekam sie hautnah und mit all den Reaktionen einer Mutter zu spüren, deren Kind nicht den rechten Weg durch das Leben findet. Allein, sie konnte ihm nicht mehr helfen, es lag nun an ihm. Das musste beendet werden, doch Thomas wusste nicht, wie es zu machen sei.

Er trat auf den Balkon und zündete sich eine Zigarette an. Vor ihm taten sich Schrebergärten auf, denen sich ein in der Dunkelheit nur schemenhaft zu erkennender, mit Bäumen bewachsener Hügelkamm anschloss. Irgendwo in einem der Gärten ein Brunnen, dessen Plätschern leise und beruhigend hinüberdrang. Wolkenloser Himmel wölbte sich über ihm, dem die drei Fichten vor seinem Balkon, aufrecht und still, ihre Spitzen entgegenstreckten. Von Deneb gelenkt reckte der Schwan seine Flügel quer über das Firmament, dessen Winterkleid bald Orion auf die Reise schicken würde. Thomas hörte Stimmen, seinen Namen auch, doch vielleicht bildete er sich das nur ein. Zurück in die Wohnung getreten schloss er die Balkontür, setzte sich an den Schreibtisch und fuhr mit seinen Schilderungen fort.

-

Tagebucheintrag, Ende 2012

Diffuses Gefühl: Durch Fakten nicht nachweisbare Wahrnehmung von etwas, dessen bloße Gestalt vom siebenten Sinn als existent gedacht wird. Oder als zumindest möglich. Kann dieses diffuse Gefühl zur fixen Idee, zu einer Art Einstellung zum Leben werden? Ein Leben, im Laufe dessen alles Wahrgenommene durch einen Schleier gesehen wird, welcher allem und jedem, im Falle eines negativen diffusen Gefühls, einen grauen, gar schwarzen Ton überstülpt? Hieße dieses Gefühl empfundenes Misstrauen oder gar Ablehnung, so bedeutete dies, dass sämtliche Begebenheiten zunächst einmal mit Abstand und negativen Vorzeichen bewertet würden. Käme nun noch ein die eigene Unsicherheit überspielender Hochmut hinzu, wie hätte solch eine Konstellation eine Chance im Sozialen?

[nach oben](#)

9

Wenige Wochen nach meinem Besuch im Laden bekam ich eine Nachricht von ihr. Sie fragte mich, ob ich sie in die Premiere von „Kleiner Mann, was nun“ begleiten möchte, an der sich ein Empfang sollte anschließen. Ich sagte zu, und an jenem Abend vor dem Theater wartend spürte ich sofort die mir so wohlvertraute Atmosphäre einer bevorstehenden Aufführung, die ich schon als Thomaner so mochte und wie ein Knistern in der Luft lag. Leise sich unterhaltende Besucher gingen an mir vorüber, die Frauen mitunter elegant gekleidet und einen sanften Hauch von Parfüm hinter sich lassend, der sich in meinen Gedanken immer auch mit einer gewissen wohlvertrauten Bürgerlichkeit verband, nach Gewandhaus roch und jeden gesellschaftlichen Anlass versüßte.

In Begleitung einer guten Freundin aus Berlin stellte sich schließlich auch Anna ein, die mir in ihrem blauen Blazer, dem hellen, wallenden Halstuch und ihren eleganten Schuhen weit gereifter und erwachsener schien, als ich sie bisher kennen gelernt. Sie kam direkt von ihrer Arbeit, die eng mit der Modebranche war verknüpft, während ich das Callcenter gegen ein Servicecenter ohne direkten Kundenkontakt eingetauscht hatte und nun in Jeans und Kapuzenpulli vor ihr stand. Gewissermaßen passte dieser Aufzug zwar zum Stück, doch stellte sich das leise Gefühl ein, dass ich mir anlässlich einer Premiere etwas mehr Gedanken hätte machen sollen. Genau genommen war mir die Kleiderordnung seit Abschluss meiner Chorzeit fremd geworden, und da ich meinte, diese ohnehin als eine eher unwichtige Konvention abtun zu müssen, ließ meine Garderobe die Stücke von jener legeren Eleganz missen, in denen ich nun wünschte, erschienen zu sein. Nach der Aufführung saßen wir noch eine Weile mit den Schauspielern zusammen, und Anna unterhielt sich mit einigen der Verantwortlichen, die sie noch vom Studium her kannte. Sie hatte aktiv am Theater der Universität mitgewirkt und es gefiel mir, wie sie Zugang fand zu einer Szene, die mich seit jeher faszinierte. Im Grunde bestand meine Einstellung zum Theater aus einer Zu- und Abneigung zugleich, denn ich mochte zwar die Kunstform als solche, die mir durch ihre Unmittelbarkeit in hoher Weise fähig war, Emotionen auszu-

lösen, mich mitunter in ihrer Überzeichnung jedoch auch abstieß. Gleichwohl, stellte sich dieses Unbehagen ein, dann war der Grund womöglich in mir selbst zu finden, der in der Kunst nun gewissermaßen seinen Spiegel fand.

Nachdem wir gegangen, begleitete ich Anna noch ein Stück des Weges, bis wir schließlich vor einem Café haltmachten, in dem ich noch etwas wollte zu mir nehmen. Sie mochte mit ihrer Freundin weiter, und zum Abschied umarmten wir uns, ganz so, wie wir es immer getan. Allein, diesmal geriet sie meinem Gefühl nach besonders innig; es schien, als wollte Anna nicht mehr von mir lassen, und ließ ich locker, so drückte sie mich desto fester an sich. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir uns fast wortlos voneinander trennten. In jenen Wochen war ich gedanklich nicht frei, doch setzte sich in mir etwas in Gang, leise und wie ein Same, der tief im fruchtbar Dunkeln etwas Nass bekam.

Zum Jahreswechsel nun hatte sie die Möglichkeit, in ihre Heimatstadt zurückzukehren. Im Zuge dessen nahm die Häufigkeit unserer Begegnungen zu, während derer ich sie in ihrer Filiale besuchte oder wir uns in einem Café trafen. Sie suchte nach einem Weg, sich weiter zu entwickeln, etwa ihren Master nachzuholen oder innerbetrieblich aufzusteigen. Ich konnte ihr da keine große Hilfe sein; mein begonnenes Fernstudium bislang nur halbherzig verfolgt, fehlte mir im Grunde der Ehrgeiz zum Fortkommen von einem Posten, der mich zwar nicht erfüllte, jedoch im Grunde bequem war und ein Gehalt bot, von dem ich bis dahin halbwegs leben konnte. Im Zusammensein mit Anna tat mir vor allem ihre Frische gut; in der Öffentlichkeit gab ich mich eher unauffällig und ruhig, während sie mir mit ihrer impulsiven, quirligen Art jener laue Sommerwind war, den ich genoss und nach einer nicht weit zurückliegenden Enttäuschung auch brauchte. Ich pflegte eine zurückgezogene Lebensweise, war nur locker in meinen Bekanntenkreis eingebunden und hatte lange schon vergessen oder nie bewusst erfahren, was das Wort Freund bedeutet, ein Ideal, das mir weit entfernt, durchsetzt von Misstrauen und gepflegten Vorurteilen gar utopisch schien. Freund - dem Wort war für mich immer ein negatives Vorzeichen anhängig, Verrat bei erster Gelegenheit. Indes für Anna stand dieses Ideal im Mittelpunkt; sie pflegte die sozialen Beziehungen und maß ihnen einen hohen Stellenwert bei. Sie verfügte über ein feines, verzweigtes Geflecht aus sozialen Kontakten, in dem sie sich wohl und eingebunden fühlte und wo es immer jemanden gab, mit dem sie etwas unternehmen konnte. Ich erinnere mich, ihr einmal erzählt zu haben, morgen allein das Theater besuchen zu wollen; sie konnte das nicht verstehen, denn es lag nicht in ihrer Natur, ohne Begleitung und der Möglichkeit des Austauschs hinaus zu gehen. Auf der einen Seite war mir dies fremd, schien mir gar als eine Art Abhängigkeit von Dritten, jedoch zog es mich in gleichem Maße an, da meine ab- und ausgrenzende, einzelgängerische Art mich ja auch nicht glücklich machte. *Tu nicht so viele einsame Dinge*, sagte sie einmal. Allein, es wollte mir nicht gelingen, auf der sozialen Klaviatur so zu spielen, um den Rückzug mit der Gemeinschaftlichkeit in Einklang zu bringen, und gerade am Abend war es mir zunehmend kein Glück, allein sein zu können, sondern eine Qual, allein sein zu müssen. Es war nicht die Langeweile, die an mir nagte, denn gleichwohl ich keinen Fernseher besaß und auch der Computer seinen Reiz zur Unterhaltung hatte verloren, gab es immer etwas, mit dem ich mich beschäftigen konnte. Vielmehr fehlte mir im Leben etwas Elementares, was alle anderen Gedanken überlagerte und mir im Beisammensein mit Anna immer bewusster wurde: Dass der Mensch als ein soziales Wesen geschaffen wurde, der dem Miteinander, dem Austausch und der Wärme nicht nur der Worte, sondern auch des körperlichen Kontakts anhängig ist.

-

Tagebucheintrag, April 2013

Sie war für mich ein nötiger Mensch. Es war nicht allein das Verlangen, das wäre zu einfach. Vielmehr gab sie mir das Gefühl, am Leben teil zu haben, ein Stück Unbefangenheit; ich bewunderte ihre quirlige Art, den nie innehaltenden Mund, ihren fliegenden Zopf, die Nähe, die jegliche Barrieren vergessen ließ. Und doch stand da plötzlich diese Wand zwischen ihr und mir, undurchdringlich, endgültig. Ich kann nicht daran glauben, dass sich ein jeder selbst genug ist. Wie ein dunkles Loch erscheint mir die Abwesenheit dieses Menschen, so nah und doch unerreichbar. Tag für Tag an ihr vorbei zu fahren, ihr zu begegnen im Theater, für sie zu sein wie ein Fremder, Verstoßener, Ausgeschlossener. Ich fühle mich schuldig, ein Gefühl der Ohnmacht, der Suche nach DEM Grund. Gibt es ihn, lässt er sich

so einfach benennen? Ein Bekannter sprach von Enttäuschung; nie fiel ihr Name, und doch hatte ich das Gefühl, er wusste alles. Zu jedem Menschen, dem ich irgendein Wissen zutraute, baute sich Misstrauen auf - ich schämte mich.

10

Meine Zuneigung zu Anna vertiefte sich, als sie sich von ihrem Freund getrennt. Dies hatte weniger zu tun mit einer vermeintlichen, sich mir nun bietenden Chance, als vielmehr mit unserem Zusammentreffen an jenem Abend; an einem Montag besuchte ich sie im Laden, und am Wochenende, so erzählte sie mir, war die Trennung geschehen. Sie hatte viel geweint, war betrübt und fragte mich, ob wir am Abend etwas trinken gehen. Ich holte sie von der Arbeit ab und wir besuchten ein Café nicht weit entfernt, wo wir uns Wein bestellten und auf die Freundschaft anstießen. Sie erzählte mir die ganze Geschichte, während ich einfach nur zuhörte und wir uns, je mehr wir tranken, immer weiter jenem Punkt näherten, an dem die Seele blank zu liegen scheint.

Längst schon über das Ausgangsthema hinaus fragte ich sie irgendwann, weshalb sie Vegetarierin sei. Mit brüchiger Stimme, fast gehaucht, erzählte sie mir von ihrer Überzeugung, durchaus Fleisch essen zu können, wenn das Tier eine Chance auf ein gutes Leben hätte gehabt. Käme es zur Welt und erblickte die Natur, ginge einer fidelen, artgerechten Existenz entgegen, fernab einer Tierhaltung im Zeichen des Maximalgewinns an verwertbaren Ressourcen, dann würde ihr Gewissen weit weniger rebellieren gegen den maßvollen Verzehr eines Geschenks, welches uns die Tiere mit ihrem Leben bezahlen. Denn ein Nutztier sei eben immer auch ein Schmerzen empfindendes Tier, ein Lebewesen, dessen Geschenk an uns nicht als selbstverständlich angesehen, sondern mit Respekt behandelt werden sollte. Während ich an ihren wasserblauen Augen hing, schilderte sie mir fast verzweifelt die Zustände in der Massentierhaltung und legte mir ihren Standpunkt so eindringlich, fast beschwörend dar, dass ich meinte, tief in ihre Seele blicken zu können. Es war einer jener Momente, die mir unvergesslich sind, und da spielte es dann auch keine Rolle mehr, zu viel Wein getrunken zu haben, den ich zu Hause der Toilette übergab. Ich war glücklich. Es passte zu dem Bild, welches ich mir von ihr zu recht zu zimmern begann. Sie erzählte mir einmal von einem Obdachlosen, den sie in der kalten Jahreszeit vor ihrer Wohnung angetroffen; sie gewährte ihm für die Nacht Unterschlupf in ihrem Keller, auf einer alten, ausrangierten Matratze. Ich stellte mir vor, wie sie, ohne viel nachzudenken, diesem Menschen half und Gutes tat, genau wie jenem Verletzten zu Silvester, der, wie sie erzählte, in eine Handgreiflichkeit war geraten und dem sie, trotz aufkommender Übelkeit, das Blut aus dem Gesicht gewischt und erste Hilfe hat geleistet. Es war das Bild einer Fürsorglichkeit, die mich berührte, das Bild einer Frau, die ihre Überzeugungen lebte, so gut es ihr eben gelang.

Zusammen mit einigen ihrer Freundinnen begleitete ich sie kurze Zeit später zur Eröffnung einer Kunstausstellung, die sich als Plattform junger Künstler der Stadt bereits einen Namen hatte gemacht und als gesellschaftlicher Anlass die eine oder andere Gelegenheit zur Begegnung bot. Anna kam direkt von Arbeit und war in ihrem Gemüt noch unter dem Eindruck der Trennung, doch im Beisammensein mit uns wurde sie lebhafter und traf auf der Ausstellung dann auch einige Bekannte, mit denen sie sich austauschen konnte. Das musikalische Rahmenprogramm war bereits in vollem Gange, als wir den weitläufigen Kunstraum betraten, dessen Wände vom Mosaik der bunt gemischten Bilder behangen war. Die Besucher wandelten langsam an ihnen vorüber, blieben stehen, setzten die Brillen ab und wieder auf, neigten sich vor und zurück, tauschten sich aus, nickten oder gingen weiter. Bei manchen Werken bildeten sich Grüppchen, andere blieben einsam. Später dann kaufte ich mir eine kleine, märchenhafte Zeichnung, die mir eine schöne Erinnerung ist. Doch von einem Bild, preislich außerhalb meiner Interessenlage, konnte ich nicht lassen, es immer und immer wieder zu betrachten. Dargestellt war eine in ihren Zügen fast noch mädchenhafte junge Frau, die lasziv melancholisch den Betrachter anschauend den einen Arm, in dessen Hand sie eine soeben angezündete Zigarette hielt, auf den anderen stützte, der unterhalb der Brust am Körper lag. Ihr dunkelblondes, zur Seite fallendes Haar schmiegte sich um die Schulter und floss auf das Nachthemd, dessen mit einem Bande nur lose zugezogenes Dekolleté auf eine zarte, intime Weise geöffnet und geschlossen

schien. Immer, wenn ich wiederholt diese Ausstellung besuchte, zog es mich hin zu diesem Gemälde, das auf mich den Eindruck weiblicher Stärke und menschlicher Verletzlichkeit machte. Vor einer Reihe kleinerer Bilder stehend kam Anna zu mir. Wir schauten und schwiegen eine Weile, bis sie mich schließlich fragte, welches Bild ihr hier am meisten würde gefallen. Da ich wusste, dass sie die Darstellung von Personen allen anderen Motiven vorzog und wir unter lauter Landschafts- und Gebäudedarstellungen nur ein einzelnes derartiges, farbenfrohes Bild, auf dem ein Knabenkopf mit tief heruntergezogener Mütze zu sehen war, vor uns hatten, tippte ich auf eben jenes. Sie lächelte und bestätigte mir die Richtigkeit meiner Wahl. Ich schaute sie von der Seite her an und konnte noch immer einen leicht gequälten Gesichtsausdruck ausmachen, der mir wehtat. In diesem Moment setzte sich ein Gedanke fest, in Anlehnung an eine Geschichte, die mir meine Mutter einmal erzählt. Hochschwanger hatte sie mit ihrem Mann vor einem Schmuckgeschäft in Prag Halt gemacht, hinter dessen Schaufenster ein Diadem ausgelegt, nicht teuer, doch schlicht und geschmackvoll gearbeitet. Von ihm darauf hingewiesen freute sie sich insgeheim darauf, dass er ihr dieses Schmuckstück eines Tages um den Hals würde legen, vielleicht sogar zur Geburt des ersten Kindes. Allein, zur Entbindung gab es einen Blumenstrauß, das Diadem blieb ein Gegenstand der Phantasie. Zwar nun ließ sich diese Situation nicht vergleichen mit der meinen, doch kostete das Bild nicht viel und es war mir plötzlich ein Wunsch und ein Verlangen, dass Anna es sich eines Tages in ihre Wohnung würde hängen können. Ich machte mir keine Gedanken um die Verpflichtung zu einer Gegenleistung, in die ich sie damit womöglich würde bringen. Und obgleich ich heute anders darüber denke, war der spontane Einfall geboren aus einer Zuneigung heraus, die keine andere Gegenleistung als die Freude und die Erinnerung an den gemeinsamen Besuch dieser Ausstellung hat gewünscht. Später saßen wir zusammen im Hof einer Bar; Anna auf dem Platz gegenüber plante mit ihrer Freundin den gemeinsamen Urlaub, während ich mich mit meiner Sitznachbarin über ihr Studium und das Einwecken von Marmelade unterhielt. Irgendwann stahl ich mich davon und ging zurück zur Ausstellung, wo ich das Bild zur Abholung am nächsten Tage reservieren ließ. Als ich zurückkam, fröstelte Anna; sie lehnte meine Jacke ab, es ginge schon. Ich stand auf und legte sie ihr über die Schultern, woraufhin sie sich wohler fühlte. Als wir uns schließlich trennten, hatten wir die Bar bereits verlassen und standen vor einem McDonalds nicht weit davon. Ich hatte Hunger und meinte, dass ich hier noch etwas essen und zum Ausklang des Abends mein Lieblingscafé besuchen würde. Anna wollte das nicht, sie sagte, ja drängte mich fast, ich solle nach Hause fahren. Ich tat es dennoch.

[nach oben](#)

11

Anna wusste, dass mich mit meinem Lieblingscafé eine sehr emotional erlebte Bekanntschaft verband, die jedoch ruhte und an diesem Abend auch nicht Dienst hatte. Anders dagegen nicht lange nach unserem Besuch der Ausstellung, wo wir im Hof des Cafés saßen und eben jene Bedienung an uns vorüber lief, um ihre Abendschicht anzutreten. Wir grüßten uns nur flüchtig, während Anna meine aufkeimende Unruhe und Verlegenheit bemerkte, die sich auch körperlich sichtbar zu machen begann; ich schien wie abwesend, konnte das Weinglas nicht ruhig halten, während mein Mund wie ausgetrocknet war. Doch ich fing mich rasch wieder, wenn ich auch nach unserem Entschluss, das Café zu wechseln, mich nicht in der Lage fühlte, hinein zu gehen und zu zahlen. Anna erledigte das, und gleichwohl ich mir vor ihren Augen schwach vorkam, tat es gut, sie da zu haben. An diesem Abend auch fragte sie mich, ob ich ihr Tanzpartner werden wolle. Hierauf kamen wir nie wieder zu sprechen, doch sollte mich diese Frage in Zukunft noch intensiv beschäftigen. Einige Zeit später begann der Frühsommer herein zu brechen; ein Pfingstwochenende mit viel Sonnenschein stand vor der Tür, und ganz Anna, schlug sie unternehmungslustig eine Radtour vor, die uns in das Saaletal sollte führen. Zum Pfingstmontag kam sie zusammen mit ihrer Freundin bei mir vorbei, wo ich mich, bepackt mit Rucksack, der etwas Verpflegung enthielt, zu ihnen gesellte. Rasch brachten wir die Straßen hinter uns und bogen in ein Wäldchen ein, nach dessen Durchquerung sich

eine Abfahrt anschluss, auf deren schmalem Pfad wir schließlich die Saale erreichten. Im Gänsemarsch fuhren wir an ihrem Flussbett entlang, gesäumt von saftig grünen, summenden Sträuchern, und schauten wir zur Rechten, hob sich da der nackte, sonnenbeschienene Porphyrturm empor. Bald schon hatten wir den Weg über befährtem Fluss durch gleißendes, vom kecken Klatschmohn gesprenkeltes Gelb der Rapsfelder hinan in ein Dörfchen genommen, als wir uns verfuhrten. Doch immer der Saale nach fanden wir binnen kurzem wieder in Richtung Stadt, vor deren Toren wir die Räder stehen ließen, auf eine Anhöhe kraxelten und im Schatten eines Baumes das Lager für ein Picknick aufschlugen. Ich hatte Kartoffelsalat bereitet, doch aus Gewohnheit ihm etwas Speck zugegeben, den Anna, die Vegetarierin, nun mit spitzen Fingern aussortierte. Auch gekochte Eier mit Brot zauberten wir auf unser Tuch, nach deren Verzehr wir gesättigt und träge den Ausblick auf unsere Stadt an der Saale genossen, die unter wolkenlosem Himmel vor uns ausgebreitet lag. Anna ließ sich fallen, schaute in das Blau und schloss die Augen. Sie sah ruhig aus, doch ich spürte, dass etwas in ihr am Gären war ...

Ich gewann damals den Eindruck, dass sie sich nach ihrer Trennung in einem Zustand der Schwebefindung befand, gewissermaßen der Neufindung sowohl im Privaten als auch im Beruflichen, und auch wenn das Wort Lebensphase mir zu pathetisch scheint, so betrachtete ich es als Suchen nach einem Übergang in die Zukunft, welche sie mit ihren achtundzwanzig Jahren nun wollte anpacken. Sie hatte sich, trotz gelegentlicher finanzieller Not, erfolgreich durch ein Studium gekämpft, auf dessen geisteswissenschaftlichen Abschluss sie jedoch nicht konnte aufbauen. Dieser Umstand bescherte ihr das Callcenter, scherzhaft Bergwerk genannt, welches sie mangels einer vernünftigen Möglichkeit der beruflichen Entwicklung bald hatte verlassen, um eine neue Anstellung anzutreten. Doch Anna mochte weiter und sich nicht lange in einer Position sehen, die sie, dessen war ich mir bereits damals sicher, ebenso wenig ausfüllte wie die vormalige am Headset. Sie konnte und sie wollte mehr. Was sie indessen nicht konnte, war das Alleinsein. Als kommunikativer Mensch brauchte sie die Rückmeldung, Reize, die auf sie einfließen und die sie konnte beantworten. Unter einer Oberfläche, die sie, wenn es darauf ankam, gut zusammenhielt, brodelte ein hoch emotionales Wesen, und je länger ihre Trennung zurücklag, desto freier fühlte sie sich, ungebunden in der einen, doch auch haltlos in der anderen Richtung. Für mich war es schwierig, ihr zu folgen. Saß ich zusammen mit ihrer Freundin am Tisch, während sie sich in ihrer Scheiß-Männer-Stimmung befand, fehlte mir die Erfahrung und der Humor um zu begreifen, dass meine naive Ansicht, es bestünde kein großer Unterschied zwischen Frauen und Männern, sich angesichts ihres Gemütszustandes bei Weitem zu einfach gestaltete. Auch verfügten wir über eine gänzlich unterschiedliche Vergangenheit und Lebenssituation, auf ihrer Seite geprägt vom Drang nach vorne, von einer verflochtenen, doch nachwirkenden Beziehung, von der sie sich mental Tag für Tag mehr befreite, während die Suche nach menschlichem, weiblichen Halt die meine Seite war, die alle anderen Gedanken, auch jene an die berufliche Entwicklung, überlagerte, sie gar trotz der Unzufriedenheit mit meiner täglichen Arbeit völlig verdrängte. Anna jedoch wollte keine Bindung an sich, die sie in ihrer gewonnenen Freiheit womöglich hätte eingeschränkt. Und während ich dazu neigte, sie auf ein meinen Erwartungen entsprechendes Bild zu reduzieren, engte sie mich auf die meine ruhige, eher passive und beobachtende Art ein, auch da ich nicht verstand, mich zur Sprache zu bringen. Sie spürte mit jedem Treffen mehr meine sich ändernde Einstellung zu ihr, die sie in einen Zwiespalt zwang, denn einerseits mochte sie mich aufrichtig, wollte jedoch aufkommende Gefühle auf Abstand halten. Die Frage nach einer Brockenwanderung etwa beantwortete sie mit einer Verlegung in den Herbst - wenn wir uns dann noch verstünden. Ich registrierte diese kleinen Zeichen, und ich kann nicht sagen, dass Anna mit mir hätte gespielt. Jedoch sah ich sie, wie ich sie zu sehen wünschte, gleichwohl ich merkte, mich erneut in ein Feuer zu begeben, das mich zu verbrennen drohte. Als ich sie eines Morgens in der Filiale besuchte, um ihr das Bild zu übergeben, konnte ich in ihrem Gesicht neben Freude dann auch etwas Ratlosigkeit ablesen, die das erhoffte Lächeln vielsagend, doch unverständlich, begleitete.

Ich vermag nicht genau zu sagen, wann es diesen Ruck in Anna gab, wenn er sich denn überhaupt so genau abgrenzen ließ. Eine Begegnung jedoch ist mir in Erinnerung, die eine sich allmählich abzeichnende Veränderung in ihrer Gedankenwelt hervorrief und ab der sie begann, sich frei zu machen von den Wunden ihrer verletzten Seele, um sich neuen Eindrücken zu öffnen. Wir hatten es uns seit einigen Wochen zur Angewohnheit gemacht, am Donnerstagabend gemeinsam schwimmen zu gehen, und besuchten wir das Stadtbad nicht zu zweit, dann war eine Freundin dabei, die sie schon von ihren Schulzeiten her kannte. Bei jenem Mal standen wir bereits an den Rädern, um nach Hause zu fahren, als sie einen Anruf erhielt; es hatte sich ein ehemaliger, lang nicht gesehener WG-Mitbewohner gemeldet, der uns nun im Freisitz eines Italieners erwartete.

Er saß dort zusammen mit einigen Freundinnen zu Tische und bot uns nach der Begrüßung von der überreichlich bestellten, nicht aufgezehrten Pizza an, während auf dem Großbildschirm nebenan die Fußball-Europameisterschaft mit der Partie Spanien gegen Irland zu verfolgen war. Als ein Mensch, dessen Mund nie still zu stehen schien, der viel lachte und, gewissermaßen als das Gegenteil von mir, es verstand, ohne Umschweife seine Präsenz gegenwärtig zu machen, verwickelte er mich sofort in ein Gespräch über mein Tun und sein Schaffen. Es war diese Art von einnehmender Ungezwungenheit, die ihn auch zu seiner Bemerkung Richtung Anna veranlasste, dass sie sich richtig lecker hätte entwickelt. „Lecker“ - es war interessant für mich zu sehen, wie Anna darauf reagierte, denn gleichwohl im Grunde ähnlich empfindend, wäre mir solch eine direkte und unverblünte Bemerkung, wenn auch mit verschmitzter Mimik gesprochen, nie über die Lippen gekommen. Sie drehte verschämt lächelnd ihren Kopf zur Seite, während auf ihrem Gesicht, dessen zarte Sommersprossen in der beginnenden warmen Jahreszeit etwas deutlicher geworden, eine leichte Röte aufzusteigen begann. Ich glaube, es war Balsam für ihre Seele, der sie in eine wohltuende Verlegenheit brachte, zumal sich herausstellte, dass er Kontakt hatte mit ihrem einstigen Freund, dessen Lernpartner er während des Studiums gewesen. Komplimente zu geben, und seien es auch nur ganz kleine, fiel mir eigenartig schwer; zwar empfand ich Annas Reize bei jeder Begegnung aufs berührend Neue, doch war ich viel zu befangen, dies ihr gegenüber in Worte zu fassen. Ich verschloss gewissermaßen den verbalen Ausdruck meiner Empfindungen in einem Tresor, dessen Schlüssel die eigene Scham war. Wir saßen noch eine Weile, redeten über Dinge, die wir hin und her spielten wie den Ball nur wenige Meter über uns, und als das Spiel zu Ende, lösten auch wir unsere Zusammenkunft, die Anna sichtlich hatte aufgewühlt. Ich begleitete sie noch ein Stück des gemeinsamen Weges, währenddessen sie ihre Einladung zu einem Essen erneuerte, die sie mir für das Geschenk des Bildes gegeben. Am Abend des folgenden Tages sahen wir uns noch zu einem kleinen Konzert, bevor ich sie mit allen guten Wünschen in den Urlaub verabschiedete.

-

Tagebucheintrag, April 2013

Zur Sprache bringen, sagen, was mich beschäftigt. Lockerheit, Einfachheit, eine Portion Unverfrorenheit. Eben ging sie an mir vorüber, sie kam mir hochgewachsener vor als damals. Nun sitze ich an einer Bar, schreibe diese Zeilen und möchte explodieren. Wut und Ohnmacht ist in mir, über eine Situation, die ich nicht verstehe zu ändern, über meine Ratlosigkeit. Tag für Tag derselbe Ablauf: Aufstehen, müde zur Arbeit hetzen, Telefonieren, Feierabend, Kaffee, Einkaufen, Essen, Schwimmen, Tee, Lesen, viel zu spät schlafen gehen. Ich bin nicht mehr Regisseur meines Lebens, gebe mich hin der Eintönigkeit aus Bequemlichkeit. Es ist im Grunde ein Davonlaufen, das tägliche Schwimmen meine Droge, die Fahrt durch den Park, der Halt am Steg - nichts davon ist wahr, zelebrierte Flucht vor unerfüllten Träumen. Nur, warum projiziert sich alles auf sie allein? Waren es die gemeinsamen Unternehmungen? Der letzte Tag mit ihr, das letzte gemeinsame Schwimmen? Das Verlangen - zuvor schien es überlagert durch das wohltuende Empfinden ihrer Anwesenheit. Und auch, als ich bei ihr zum Essen war, gab es nicht das brennende Blut, welches an jenem Abend nach dem Schwimmen in mir floss. Es war ihre Erscheinung, ihr abwesender, doch verzückter Gemütszustand, der angedeutete Griff an meine Brust, den ein Schnurren begleitete. Erst da wurde mir so recht bewusst, dass sie gedanklich weiterzuziehen begann, während ich mich in kalten Höhen befand, allein und am Erfrieren. Ich redete von Weimar und verleugnete mich dabei selbst.

-

Der zweite Strauß Blumen war es, mit dem ich sie vor der Filiale empfing. Kurz nach der Rückkehr aus dem Urlaub hatten wir uns bereits schon einmal zum Abendessen verabredet, und ich befand mich gerade auf dem Weg zu ihr, als sie mir kurzfristig absagte, da ihr bereits anwesender Besuch sich mit dem Kommen eines zweiten Mannes nicht wollte abfinden. Es war ein Pärchen, das sie bei sich hatte, und Anna erzählte mir am Telefon von der Unmöglichkeit meines Erscheinens, dessen Folge eine handfeste Verstimmung wäre gewesen. So war ich betrübt zurück nach Haus gefahren und schenkte den Blumenstrauß meiner überraschten Mutter, was ich dann auch nicht als verkehrt empfand. Einige Tage später nun stand ich also vor ihr und begrüßte sie, die von einem Polterabend tags zuvor ein wenig übernachtigt schien. Sie bat noch einmal um Verzeihung für die Absage, deren Grund ihr peinlich war, doch mich auf den jetzigen Abend freudig hatte ich bereits begonnen, sie zu vergessen.

Mit ihrem anwesenden Bruder verstand ich mich auf Anhieb, dem ein offenes, freundliches Wesen innewohnte, der gern und viel redete und zuweilen, während Momenten der Stille, in eine merkwürdige Tiefe abzugleiten schien, in die ich ihm gern wäre gefolgt um zu erfahren, was ihn da umtrieb. Zugegen waren auch seine kleine Tochter, die, sichtlich über den Trubel erfreut, neben mir auf dem Sofa Platz nahm mit der Frage, wer ich denn sei, und ein Kater namens Bolec, mit gleichermaßen viel Neugier wie Angst vor einer Sprühpistole, die Anna nur zu schwenken brauchte, um sich seiner am falschen Ort befindlichen Nase zu entledigen. Hier nun ist zu bemerken, dass ich mich in ihrer Wohnung auf Anhieb wohl fühlte, die sich mit ihren großzügigen, ob der lauen Luft gekippten Fenstern sehr lichtdurchschienen präsentierte und als Grundton das leise Rauschen einer Linde besaß, welche sich direkt vor dem Haus befand. Während Anna in der Wohnküche stehend die Pizza wärmte, gesellte sich ihre Nichte zu ihr, was mir ein zwar recht archaisches, doch deswegen nicht mit weniger ehrlicher Wohligkeit empfundene Bild bescherte; für Augenblicke hatte ich die Vorstellung, Teil einer Familie zu sein, was mir auf eigenartig angenehme Weise das Herz berührte. Nach dem Essen setzten wir uns zusammen, tranken Wein und schauten Annas Urlaubsbilder, bis ihr Bruder und seine Tochter sich schließlich verabschiedeten. Am Fenster stehend sah ich hinaus in die laue Sommernacht, glücklich über mein Hiersein an diesem Ort, mit Anna. Ich sagte nicht viel, und sie umarmte mich zwei Mal, bevor auch ich die Treppen hinunterstieg. Von Stufe zu Stufe überkam mich mehr das ohnmächtige Gefühl, etwas ungesagt gelassen zu haben. Doch die Tür war nun geschlossen.

[nach oben](#)

13

Thomas legte den Federhalter beiseite und rieb sich die Augen; es war spät geworden. Bei einer Zigarette auf dem Balkon dachte er nach über diesen Abschied, bei dem er Anna von der Umstellung seines Tagesablaufs erzählt, um zur geplanten ersten, doch dann abgesagten Verabredung frisch und pünktlich bei ihr zu sein. Mit abgebauten Überstunden zeitiger die Arbeit verlassen war er Schwimmen gegangen, um im Anschluss daran einen großen Blumenstrauß zu kaufen, bis ihn dann schließlich auf dem Weg zu ihr die Absage hatte erreicht. Und währenddessen, gerade einen Teller mit nicht aufgebrauchter Pizza verstauend, da waren eine lange Hose und ein Pullover aus der Tasche gefallen, eingesteckt für den Fall eines abendlichen, gemeinsamen Spaziergangs an der Saale. Anna hatte zugehört und zugeschaut und - geschwiegen.

Im Nachhinein war es ihm, als sei ihr dies unwillkommen, wenn nicht gar etwas lästig gewesen, eine solch offensichtlich immer wichtiger werdende Rolle in seiner Gedankenwelt einzunehmen. Denn so sehr sie ihn als Freund lieb gewonnen, kam er eben bei aller Zuneigung doch nicht für sie als Partner in Frage, und seine häufigen, meist unangekündigten Filialbesuche ohne Kaufabsicht mochten auch

nicht dazu beigetragen haben, ihr die Sorge um die Entwicklung einer rein freundschaftlichen Beziehung zu nehmen. Ja, sie hatte sich überhaupt nicht bereit gezeigt für eine Verbindung samt neuer Verbindlichkeiten und musste seine Zuwendungen samt daran geknüpfter Erwartungen gleichsam als eine Klammer empfinden, die ihr den Hals zuschnürten. Er ahnte es im Grunde damals schon, jene als sehr wertvoll empfundene Freundschaft mit dieser seiner allzu leichtfertigen Weise, sie ihre Wichtigkeit für ihn spüren zu lassen, aufs Spiel zu setzen, doch gewann im Umgang mit ihr mehr und mehr etwas Besitz ergreifendes die Oberhand, das jede ihrer Handlungen und Aussagen danach bewertete, ob sie ihm günstig waren oder nicht. Und es schien ihm, als hätte sich zuweilen etwas Wildes seiner bemächtigt, was selten seinen Weg nach außen fand, doch im Innern brodeln und verbrennen konnte, war es erstmal entflammt. Hieß das Untier Eifersucht? Eher glaubte er an eine Ohnmacht gegenüber seiner Unfähigkeit, sich zur Sprache zu bringen, ja überhaupt die Sprache sprechen zu können, für die Anna nun empfänglich schien. Die Sprache jener Leichtigkeit und Unverbindlichkeit einer Sommerbeziehung etwa, deren Möglichkeit sie nun, angeregt durch ihren ehemaligen WG-Mitbewohner, während der zwei Wochen nach ihrem Essen wie beiläufig zur Sprache hatte gebracht. Dieses Wort vernommen war es ihm bange geworden, denn er wusste um die Schwere seiner Gedanken, zu denen das Kurzweilige, Lebensfrohe und vom Charme Umgarnte nicht recht passen wollte und die sich bisweilen wie bleierne Gewichte auf sein Gemüt legten. Allein, unter dieser Last, da glimmte und schwelte etwas, seine Sehnsucht vielleicht, deren reines Licht nicht nach außen zu dringen vermochte, sondern doch nur das giftige Blei zum Sieden brachte. Eine Woche vor dem Ende ihrer gelebten Freundschaft, so erinnerte sich Thomas, da gab es einen solchen Moment, an dem das Gift nach außen war gedrungen: Als er in der Pause des Sommertheaters, hoch über der Stadt auf der Oberburg des Giebichenstein sich an die Brüstung lehnte und auf die Saale schaute, auf den Hügel gegenüber, wo sie zur Fahrradtour Picknick gemacht, in die untergehende Sonne oder auf den aufgehenden Mond und die sachte sich abzeichnenden Sterne, da hätte er sie gerne neben sich gehabt, Anna mit dem leicht gewellten blondem Haar, ihrem Gesicht mit den sanften Sommersprossen und dem Mund, den er so gerne schmollend sah. Doch stand er alleine da, denn sie hatte Besuch und sich über ihr Kommen nur vage geäußert. Er sendete ihr eine Nachricht, später, als das Blei am Kochen war. Seine Sehnsüchte hatten ihn einmal mehr die Achtsamkeit vergessen lassen, jenen Grundsatz des Miteinanders, dessen Missachtung ja doch vor allem das eigene Bildnis zuschanden macht. Thomas dachte nach über all das, so wie bereits unzählige Male zuvor, nur wollte es ihm nicht gelingen, seiner Gedanken Herr zu werden, sie gar zu einem Abschluss zu bringen. Nun, er musste noch aufschreiben, was danach geschah, und ging wieder hinein und setzte sich an den Schreibtisch.

-

Für etwa anderthalb Wochen hatten wir kaum Kontakt zueinander; zwar besuchte ich sie die Tage im Laden, um den vorgenommenen Besuch einer Ausstellung anzusprechen, doch schien mir Anna merkwürdig reserviert und war dem Besuch ihres ehemaligen WG Mitbewohners, der just während meines Gehens samt Begleitung hineingekommen, weit mehr zugetan. Mich eher flüchtig verabschiedet wechselte ihr Gesichtsausdruck augenblicklich zu großer Freude, während ich etwas betrübt das Geschäft verließ. Mir kam der Eindruck, dass wir uns gedanklich mehr und mehr voneinander entfernten, gleichwohl ich nicht vermag zu sagen, inwieweit wir jemals wirklich ähnlich empfanden. Doch meinte ich, einen zunehmenden Abstand zu spüren, der sich auch in weniger herzlichen Begrüßungen zu äußern schien und mir, der ich in Hoffnungen und Erwartungen gefangen, keine Kleinigkeit sein wollte, sondern sich in meinen Gedanken zu unendlicher Größe auftürmte und mich noch Stunden zu beschäftigen vermochte. Ich wurde verletzlich gegenüber einem vermeintlichen Mangel an Zuwendung ihrerseits, der seinen fatalen Höhepunkt nach dem nächsten Schwimmen fand.

Anna schien mir an jenem Tage merkwürdig nervös und angespannt; unruhig fasste ihr Blick immer wieder andere Dinge ins Auge, ohne sie recht wahr zu nehmen, während mir das Gefühl kam, als wollte sie mich gleichzeitig fortjagen und umarmen. Als wir uns auf dem Weg zum Schwimmbad befanden, da versicherte sie mir, mich doch zu mögen. Es war eine Bemerkung, die lose in der kühlen Luft schwebte, rasch gesagte Worte nur, ohne festen Zusammenhang und ganz so, als seien sie der mildernde Teil eines ungesagten Abers, welches sie mir auf diesem Wege wollte ins Bewusstsein bringen. Und da es begonnen hatte zu regnen, beeilten wir uns, auf unseren Rädern zum Stadtbad zu gelangen, auch da Anna, sommerlich bekleidet mit recht dünner Jacke und schlichtem, schwarzen Abendkleid, gegen das herbstliche Wetter nur unzureichend gewappnet war und ich keinen Schirm bei mir führte.

Ihre Schulfreundin erwartete uns bereits, und alles schien wie immer, doch kam es während des Föhneffekts zu einer Geste, die mir sehr lebhaft in Erinnerung ist: Anna, mit noch feuchtem, dunkelblondem Haar, das schwer mal auf der Brust oder den Schultern lag, mal ihren Nacken hinabfloss und über den Rücken wischte, das durchweht war mit hellblonden, sich wellenden Strähnen, von denen ich kaum meinen verstohlenen Blick zu wenden vermochte; Anna, deren schlanker Körper mir in ihrem schlichten, schwarzen Kleide etwas hohes und edles war, dessen Anblick in mir ein Gefühl der Demut weckte und dabei sich doch auch vermischte mit einem stark empfundenen Verlangen nach sinnlicher Eroberung, eines Wunsches nach Berührung und Hingabe an ihren Leib, gleich hier und jetzt in des Bades Schwüle, welche reizvoll die Röte ihr auf die Wangen schrieb; Anna, deren Anspannung um sie herum stofflich zu werden schien und die ich immer deutlicher wahr nahm als eine erregte Verzückerung, deren Geste nun der angedeutete Griff an meine bloße Brust war, begleitet von einem katzenhaften Laut, der mir das Blut dick und heiß werden, die Hitze in den Unterleib steigen ließ. Und gleichwohl ich äußerlich unbeeindruckt zu bleiben schien, focht ich doch im Innern einen Kampf aus um das, was sich freier Wille nennt. Denn wieder einmal ließ ich mich nicht leiten von meinem Bauchgefühl, von der Situation, wie sie mich umgab, sondern suchte zwanghaft im Kopf nach Antworten auf die Frage, wie ich mich verhalten sollte angesichts von Annas Gemütszustand, der mich zum Kochen brachte an jenem Abend. Spontan hätte ich sie wohl gern geküsst, einfach nur geküsst nach ihrer Geste, die mir fern der Worte nur mit einer anderen Geste begleichbar war. Auf die Stirn vielleicht, leise und sachte, sanft und ruhig. Doch wie ein Rädchen, das sich gegen das Innen und Außen dreht, sowohl gegen das, was sich mein innerster Wunsch, meine Sehnsucht nannte, als auch sich gegen all die unmittelbaren Reize wandte, die mir Annas Gegenwart bescherten, da stellte sich mein Denken, mein Unterscheiden und Werten, meine Unsicherheit dazwischen, ganz so, wie es im Umgang mit Frauen immer schon gewesen. Ich redete von Weimar und verleugnete mich dabei selbst - diese Feststellung schrieb ich später in mein Tagebuch. Nach dem Schwimmen in einer Kneipe nämlich, da saßen wir drei noch zusammen bei einem Glas Wein; es war voll, ich hatte noch einen Stuhl und die von ihr gemochten Oliven besorgt, doch schien Anna schon gar nicht mehr da zu sein. Sie las Nachrichten auf ihrem Handy, zeigte sie ihrer Freundin, beantwortete sie, widmete sich mehr und mehr nur flüchtig meinen Ausführungen, bis sie schließlich aufstand, um sich zu einem Date zu verabschieden. Als sie gezahlt hatte und sich zum Gehen anschickte, da umarmten wir uns nur kurz, berührten uns kaum, bevor ich schlaff und kraftlos auf meinen Stuhl mich sinken ließ. Das Geschehen hatte mein Gemüt erfasst wie etwas Großes, Schweres und Unabwendbares, dessen ich mich ohnmächtig musste ergeben. Ich fühlte mich zutiefst gedemütigt.

Es fällt mir schwer, dies in Worte zu fassen, wertlos Gericht, und doch sollen diese Zeilen, das sei unterstrichen, keine Anklage sein. Denn so wenig wusste ich im Grunde von Anna, zu sehr war ich gefangen in meiner Welt, meinen Sehnsüchten und Erwartungen, zu deren Artikulation ich mich nicht im Stande fühlte, da sie mir selbst zuweilen so unergründbar scheinen wie ein tiefer schwarzer Brunnen, in dessen Abgrund ich nicht zu schauen wage und den ich bis heute weder in der Erfahrung noch im Geiste begonnen habe auszuloten. Nur kam mir immer wieder die Frage, warum sie mich so vorführen musste, weshalb sie sich nicht direkt nach dem Schwimmen mit irgendeiner Ausrede begnügte, um sich in ihren Abend zu verabschieden. Jedoch, was hätte sie tun sollen mit mir, der ich sie an die Grenzen auch ihrer Erfahrung brachte? Ich war ratlos an jenem Abend, redete noch eine Weile mit ihrer Freundin, starrte auf Annas leeren Stuhl und betrank mich sinnlos. Eine durchwachte Nacht

lag vor mir, in der ich mich an den Entschluss klammerte, sie gleich früh, noch vor der Arbeit, in der Filiale aufzusuchen.

Ich muss schrecklich ausgesehen haben, als ich dann den Laden betrat; in mir hatte sich über die Nacht eine Mischung aus Wut und Enttäuschung aufgebaut, die nun in aller Mimik und Gestik nach außen drängte und die Anna sogleich musste auffallen, als sie mich hineinkommen sah. Ich händigte ihr kurz den Beutel mit dem Teller aus, den ich noch vom Essen bei mir hatte und den sie nun mit eisiger Miene entgegennahm. Enthalten waren auch die bereits besorgten Karten für die Ausstellung, die ich aus Trotz und Hoffnung hineingetan. Abwehrend in Mimik und Gestik stand Anna vor mir, peinlich berührt, überrascht; ihre Chefin befand sich nur wenige Meter hinter ihr. Es wäre gar nichts passiert, sagte sie, doch ging ich darauf nicht ein. Ich presste nur hervor, dass ich mein geliehenes Buch wolle wiederhaben, irgendwie, bevor ich rasch den Laden verließ. Draußen hätte ich weinen mögen, aus Verzweiflung, aber auch, weil sie mir für diese Szene leidtat. Ich spürte, dass ich etwas einriss, was mir wichtig war. Am folgenden Tage wurde mein Rad geklaut, und ich fühlte mich plötzlich sehr einsam.

-

Tagebucheintrag, Ende 2012

Ein Auf und Ab, fast stündlich, ich bin innerlich keineswegs stabil. Vielmehr ein Wallen von Sehnsüchten, Trübseligkeiten und Hoffnungen. Die Klarheit, die innerlich nicht vorhanden ist, kann auch nicht nach außen ausgedrückt werden, in keinsten Weise. Am wohlsten fühle ich mich, sitze ich auf dem Rad, schaue auf den dahinflitzenden Boden, während ich dem Lauf der Reifen und der Kette lausche, völlig losgelöst.

[nach oben](#)

15

Das Wochenende ging vorüber ohne eine Nachricht von ihr, und direkt am Montag kaufte ich mir ein neues Rad, was mich zumindest oberflächlich auf andere Gedanken brachte. Schließlich schätzte ich das Fahrrad nicht nur als Mittel der sportlichen und meditativen Fortbewegung, sondern gerade auch wegen des Gefühls der Freiheit, die alles, was mich irgend band, vorübergehend in den Hintergrund treten ließ.

Es wurde ein schwarzes Trekkingrad mit leichtem Stahlrahmen, der mir nicht nur seiner ästhetisch filigranen Optik wegen auf Anhieb gefiel, sondern mich auf der ausgiebigen Testfahrt vor allem mit seiner stoßdämpfenden Eigenschaft begeisterte, die mir im Vergleich zum harten und unnachgiebigen Aluminiumrahmen meines alten Rades ab sofort unverzichtbar wurde, dabei jedoch auch eine hohe Verwindungssteifigkeit auf die Waagschale legte, um alle zugeführte Energie sofort und ohne Umschweife in einen herrlich ungestümen Vorwärtsdrang umzusetzen - phantastisch. Eine Federgabel wünschte ich mir nicht, denn durch sie wäre das Rad nur schwerer und wartungsintensiver geworden, nicht zu vergessen auch die schlanke Silhouette, die sich mit deren dicken Tauchrohren nicht recht hätte vertragen; ein bisschen Stil muss eben sein. Nun also, das Rad war mir Liebe auf den ersten Blick, bei der ich nicht lang zu überlegen brauchte und die für beinahe zwanzigtausend Kilometer, bei allen Wettern und über manch Sturz hinweg mein zuverlässiger Wegbegleiter sollte werden. Doch wie das so ist mit den Dingen, die nicht mit einem reden mögen, währte die Freude über die Neuanschaffung nur so lang, bis sie im Keller stand, und schon am Abend lag ich im Bett, konnte nicht schlafen und dachte an Anna. Am folgenden Tage dann hatte ich sie am Telefon.

Sie meldete sich auf eine Nachricht von mir, in der ich sie nochmals um das Buch gebeten; recht erobost über meinen dort angeschlagenen Ton beschwerte sie sich darüber, wie ich sie behandeln würde. Die kühle, doch zwischen den Zeilen sehr emotionale Wortwahl meiner gesandten Bitte schwor gewissermaßen eine Endzeitstimmung in unserer freundschaftlichen Beziehung herauf, über

die Anna zugleich erschrak und sich doch auch ärgerte. Ich glaube jedoch, sie durchschaute meine eigentliche, in viel Trotz und leicht schlechtem Gewissen verpackte Absicht dahinter, die mitnichten darin bestand, sie nun von mir zu stoßen, sondern den Wunsch enthielt, ihr so rasch wie möglich wieder zu begegnen. Und zu meiner Überraschung kündigte sie dann auch kurz und knapp und ohne, dass ich zu Worte kam, für das Wochenende einen Besuch bei mir zu Hause an, um das Buch vorbei zu bringen. Den folgenden Satz verschluckte sie empört, doch hatte er sinngemäß mit getrennten Wegen zu tun.

Ich fieberte dem Tag entgegen, an dem sie wollte zu mir kommen, und alle Dinge, die ich tat, alle Gedanken, die mich sonst noch beschäftigten, hatten immer denselben Grundton, der sich wie ein Echo in meinem Kopf festzusetzen begann: Anna wird mich am Sonntag besuchen kommen. Anna wird mich am Sonntag... In mir brannte eine Ungeduld zur Aussprache, der ich von Minute zu Minute mehr mit hohen und guten Erwartungen entgegenfieberte. Und nicht aus Boshaftigkeit, um sie zu ärgern, sondern um mich zu versichern, ob es denn auch wirklich so sei, besuchte ich sie unter dem mir eingeredeten Vorwand, etwas kaufen zu wollen, zwei Tage später im Laden. Denn freilich hätte ich die nötige Besorgung auch woanders erledigen können, und es lag ja auf der Hand, dass der eigentliche Grund ein anderer war, den Anna auch sofort durchschaute. Mach das nie wieder, zischte sie, bediente mich dann aber dennoch. Allein, ein Affront stellte diese erzwungene Begegnung allemal dar, zumal nach einer nur wenige Tage zurückliegenden Szene an eben jenem Ort, und es ärgerte mich im Nachhinein nicht nur die Blöße, die ich mir gegeben, sondern es drückte mein Gewissen auch die ihr gegenüber erwiesene Respektlosigkeit. Zwar versicherte sie mir ihr Kommen, doch konnte ich keine rechte Freude empfinden angesichts des hohen Preises. Diese verdammten Besuche im Laden.

Wertes Gericht, an dieser Stelle nun möchte ich die Vorschrift eines Briefes einfließen lassen, den ich Anna wenige Tage nach unserem Treffen geschickt und der mir geeignet scheint, meine damalige Stimmung am authentischsten wieder zu geben.

Liebe Anna,

einige Zeit ist es her, den Federhalter in die Hand genommen zu haben, doch so nahe gegangen ist mir unser Treffen, als so schön empfand ich es trotz des Anlasses, dass ich mir ein wenig das Herz erleichtern mag. Das geschriebene Wort ist ja auch mit einem ganz eigenen Charme behaftet, und schließlich: Die klassische Träne auf dem Briefpapier existierte wirklich, nur sollen dies keine theatralischen, keine allzu traurigen Zeilen werden, und so nahm ich, lächelnd über mich selbst, rasch ein neues Blatt ...

Als ich Deine Nachricht empfang, uns doch im Park am Fluss zu treffen, stieg in mir Enttäuschung auf angesichts des Hergerichteten, der aufgehübschten Wohnung, der nie beachteten und nun beseitigten Ärgernisse - und dann das, so kurzfristig! Doch Anna, was ist es gegen das versöhnliche Kleid der Natur, gegen die Wärme der Sonne, das glitzernde, träge dahinfließende Wasser und den Duft des Sommers nach eben gefallenem Regen? Es war wunderbar!

Nie zuvor erlebte ich solche Augenblicke, so schön trotz oder gerade wegen des Ernstes Dein Bild, in weißem Kleid kniend neben mir betrachtete ich Dich gleichsam scheu doch voller Bewunderung der einnehmenden Art. Es war keine Wollust, die in mir aufstieg, Anna. Die Zeit im Thomanerchor brachte mich täglich mit christlichen Themen in Berührung und, zwar nicht gläubig im herkömmlichen, dogmatischen Sinne, sog ich sie in mich ein, träumte von ihnen und eine Frau, ein Bildnis, prägte mich, grub sich ein in mein Innerstes mit all seiner Anmut und Schönheit, Demut und Traurigkeit: Es ist jenes der Gottesmutter Maria. Mit wieviel Hingabe und Gänsehaut las ich Narziss und Goldmund, wie brennend gern hätte ich mich mit Hermann Hesse über dieses sein Buch unterhalten! Von manchen als Jugendbuchautor abgetan, betrachte ich ihn als einen der wenigen Schriftsteller, die wirklich tief in das Herz, die Seele gehen. Wie anziehend wirken auf mich auch seine Schilderungen der Körperlichkeit, der Liebe, wieviel Sinnlichkeit und Zärtlichkeit sind dort enthalten!

Anna, Sehnsucht ist in meiner Brust und manchmal meine ich, daran zu zerreißen, zu Grunde zu gehen ohne Liebe erfahren, ohne je einen Busen berührt, die Lippen und den warmen Atem gespürt zu haben. Mein Gott, was hätte ich Dir alles sagen mögen, wieviel Furcht habe ich vor der Einsamkeit und dem brennenden Blut, meinem Verlangen. Weiß Gott, Anna, nein, ich bin nicht schwul, und als ich Dich sitzen sah, da konnte ich gar nicht anders, als zu schweigen, Dir zuzuhören und Deine Anwesenheit zu genießen, denn ganz gleich, wer wann wen in welcher Situation braucht: Wir sind, wie Du auch mit dem Essen bemerktest, im Grunde gesellige Wesen, die in der Einsamkeit vertrocknen und verdorren. Du tatest mir wohl schon im Callcenter, ich sagte Dir das einmal, und mit wieviel innerlicher Freude die Wiederbegegnung damals auf dem Laternenfest!

Du bist ein wunderbarer Mensch, eine schöne, reife Frau, mit einer erfrischenden, herzlichen Offenheit, und unser Treffen, Deine direkten Fragen zu Beginn haben mir gezeigt, dass ich Vertrauen in Dich haben, auch zu Dir offen sein kann. Zu niemand anderem habe ich bisher so geredet oder geschrieben, selbst zu Freunden oder guten Bekannten nicht. Die Reaktion auf jenen Abend, bitte betrachte sie vor dem geschilderten Hintergrund. Keine schlichte Eifersucht war es, vielmehr die Sehnsucht nach Weiblichkeit, nach Sinnlichkeit und Wärme. Zu kurz greift hier das Denken nach Besitz, denn ich weiß wohl, dass sich ein Mensch nicht besitzen lässt, dass er frei ist und nur dann Mensch sein kann, wenn er Luft zum Atmen hat.

Ja, am Ende unseres Treffens waren es Tränen der Sehnsucht, es waren aber auch Tränen des Glücks, und dafür, Anna, dafür danke ich Dir von Herzen. Vielleicht einmal stoßen wir wieder an auf die Freundschaft, und wenn Du möchtest, ich würde immer noch gern in die Ausstellung bis Ende August.

Liebe Grüße

Thomas

-

Als er die Vorschrift des Briefes zurück in das Schubfach legte, da fiel ihm eine Karte in die Hand; es war jener von Anna geschickte Urlaubsgruß, den er wenige Tage nach diesen Ereignissen in seinem Briefkasten vorgefunden und der viele Wochen hatte gebraucht, um ihn zu erreichen. Aus dem Süden stammte er, da wo die Erde rot und trocken ist, wo Kakteen und Olivenbäume wachsen und es viele kleine Buchten gibt, am warmen Meer, nahe einer Ortschaft mit Häusern weiß wie Schnee ... Damals überkam ihn das Gefühl, als hielte er etwas Unwirkliches in der Hand, das Zeugnis einer Zeit, die sich bereits überlebt hatte, kaum, dass sie zur Vergangenheit geworden. Doch die Zeit mit Anna hatte sich nicht überlebt, sie würde sich nur gänzlich unterscheiden von der voran gegangenen und sollte andere Erfahrungen für ihn bereithalten. Thomas lehnte sich zurück, dachte nach über ihr Treffen und Annas Bemerkung, er sei zu gut für eine Frau ...

-

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.
aus Schiller, Der Pilgrim

16

Thomas empfand diese Worte Annas, die sie wie einen mütterlichen Seufzer hervorgebracht, als ein Resümee nicht nur ihres Gesprächs, sondern auch als einen Schlusstrich, gewissermaßen als eine Zäsur über die Zeit ihrer Begegnungen, in denen er sich, obwohl sich dieser leise bewusst, gewiss nicht allein in der Rolle des männlichen Platzhalters hatte wiederfinden wollen, auf die sie ihn damit

verwiesen. Thomas mochte überhaupt keine Rolle spielen, die nicht aus ihm selbst kam, und ein wenig hatte ihn Anna enttäuscht mit ihrer Aussage, die ja nicht nur eine gnädig niederschmetternd formulierte Ablehnung enthielt, sondern auch ein Rollendenken offenbarte, welches ihm fernlag und dem er als ein Mensch, der, wenn er denn einmal entschied, dies weniger aus Berechnung denn aus einem augenblicklichen Impuls heraus tat, auch gar nicht gerecht werden konnte.

Dies gehörte zu seinen Widersprüchen, die Thomas nur allzu gut kannte. Denn während er sich im Alltag eher von seiner augenblicklichen Grundstimmung leiten ließ, war er nicht im Stande, diese Eigenschaft auch in Bezug auf Frauen zu leben, da also, wo sich Spontanität und das Eingehen auf die unmittelbare Situation als vorteilhaft hätten erwiesen, um gewissermaßen endlich zum Mann zu werden. Natürlich wusste er, dass sich Annas Äußerung aus ihren ganz persönlichen Erfahrungen und Erwartungen heraus hat ergeben und sich durchaus zu allgemein gestaltete, doch konnte er sie als das bittere Zeugnis der Beziehung zu einer Frau, die er begehrt und die ihn darüber hinaus hatte gefragt, ob er schwul sei, nicht einfach ignorieren. Was also war so gründlich schiefgelaufen, dass er dort mit ihr gesessen, bei mitgebrachten Oliven, Nüssen und etwas Wein, um nun zu erfahren, dass sie all dies als zu viel empfunden? Er verstand wohl, worauf sie hinausgewollt, schließlich waren diese Besorgungen Ausdruck einer gedanklichen Zuwendung gewesen, die in ihr das Gefühl der Verpflichtung zu einer Gegenleistung musste entstehen lassen, und im Grunde stimmte er ihr zu, dass Kleinigkeiten zur rechten Zeit umso mehr das Gefühl der Wertschätzung vermitteln, als das sie nicht den unterschwelligen Eindruck des gleich Heiraten Wollens heraufbeschwören. Allein, er kannte mitunter das rechte Maß nicht, welches sich auf ganz natürlichem Wege ergab, wenn nicht seine Gedanken ihn zu befangen werden und seine Neigungen zur Übertreibung ihn zu fordernd scheinen ließen. Sie hatte nicht angesprochen, dass er zu lieb sei, doch was sollte die Aussage, er sei zu gut für eine Frau, anderes bedeuten, als das er die erwartete Rolle des Mannes, dessen Aussehen offenbar anderes vermuten ließ, nicht gut konnte spielen? Was bedeutete sie? Thomas wusste es nicht, wollte jedoch auch nichts wissen von Mustern, die den Geschlechtern zugeordnet werden, und auch wenn er wohl schon dieses oder jenes hatte gehört, so vertraute er doch allein auf jene Rolle, die er am überzeugendsten ausfüllen konnte, nämlich die, die sein Wesen in sich trug. Desinteresse heucheln, wo er Interesse hatte, Verabredungen absagen, die ihm wären möglich gewesen, die sogenannte Drei-Tage-Regel und vieles andere mehr, diese psychologischen Spielchen, um sich interessant zu machen, mochte er nicht und empfand sie als Betrug an sich und am Gegenüber. Wofür waren sie gut, um Unabhängigkeit vorzuschützen, wo doch im Grunde schon immer eine absolut gleichberechtigte Abhängigkeit zwischen Mann und Frau hat bestanden, während das biologisch bedingte Kräfteverhältnis zugunsten des Mannes in einer modernen, sittlichen Gesellschaft längst überholt ist? Vielleicht bestand hierin sein Problem, dass er sich nicht mit der Rolle des Mannes identifizieren wollte, sondern sich in erster Linie als Mensch sah, der eben nur zufällig das Geschlecht der Männlichkeit zwischen den Beinen trug. Seinem Wesen nach hätte er wahrscheinlich ebenso gut eine Frau sein können, was er sich auch schon oft hatte vorgestellt. Was wäre wenn ... Dann wären seine (ihre) Aufmerksamkeiten vielleicht ganz natürlich gewesen, die Berührungen hätte er (sie) nicht von ihr, sondern von einem Mann empfangen, die er (sie) nicht gleich wie ganz selbstverständlich hätte zu erwidern brauchen ohne die Frage zu kassieren, ob er (sie) auf Grund seiner Zurückhaltung schwul (lesbisch) sei. Und vermutlich hätte dann auch kein Grund zur Scham bestanden, Gefühle vermittelt der Körpersprache nach außen zu tragen, nicht zuletzt auch mangels der Fähigkeit, mit dem anderen Geschlecht Poker zu spielen. Doch er war nun einmal ein Mann, fühlte sich auch physisch als ein Mann, wenn nicht eben einige seiner Wesenszüge sich mit denen der vermeintlichen Rolle einer Frau überschneiden hätten und mit jener in einem offensichtlichen, erwartungsspezifischen Konflikt standen. Doch darüber nachsinnend gestand sich Thomas ein, nun selbst anzufangen, in Schubladen zu denken. Letztlich existieren so viele unterschiedliche Charaktere, deren Eigenschaften geschlechterunabhängig sind, einfach, weil die Natur sich nicht um irgendwelche Rollen schert bei der Auswahl, welche Anlagen sie ihren Kindern auf dem Weg durch das Leben gibt. Und erst die Erziehung, das soziale Umfeld und mitunter auch die Erlebnisse drücken ihren Stempel auf das Wesen, das da heißt Mensch.

Rückblickend empfand er die Freundschaft zu Anna als eine sehr reiche, kurze Zeit, reich auch an Widersprüchen, und doch wusste er, dass er sich zu jener Zeit nicht fünf Frauen hatte ersehnt, sondern sie allein. Doch selbst diese Entgegnung war ihm damals nicht über die Lippen gekommen, auch da selbst nicht wissend, was er denn nun wollte. Dies vor allem hatte sie erkannt und damit einen Hinweis darauf gegeben, was ihm als junger Mensch, ganz unabhängig, welchem Geschlecht er angehörte, völlig abging: Eine gewisse Reife und innere Klarheit über die Richtung, die er sich zu geben wünschte. Es gab so viele lose Enden in seinen Gedanken, Ansichten und Handlungsweisen, denen es an einem festen Gerüst zu fehlen schien und an dem sie sich emporwinden konnten, um doch zumindest nach außen hin die Fassade einer greifbaren Festigkeit zu vermitteln. Und so kam es ihm zuweilen vor, hin und her zu pendeln zwischen einer enge Grenzen setzenden Moralität und einer zwar ungeliebten, doch durchaus vorhandenen Stimmung mit dem Hintergrund des jegliche Grenzen verneinenden Alles ist erlaubt. Anna, so erinnerte er sich, meinte einmal, er bräuchte eine Frau, die ihm in den Jahren etwas voraus ist. Darin schwang mit, dass diese ihm vielleicht das zu geben vermag, wozu sie selbst sich nicht in der Lage fühlte. Und damit, fand Thomas, hatte sie ihm bereits lange vor ihrem Treffen alles gesagt.

[nach oben](#)

17

Zwei Monate waren vergangen ohne eine Fortsetzung seines Briefes an das geehrte Gericht; Thomas saß in einem Kaffee, nachdenklich und etwas ermattet vom Programm des Wochenendes. Am Freitag war er mit einem Freunde und ehemaligen Arbeitskollegen zusammengekommen, der nun in Berlin sein Verkaufstalent sehr gewinnbringend einsetzte und ihn einmal mehr hatte zu bewegen versucht, sich möglichst rasch bei ihm in der Firma zu bewerben. Die Arbeitslosigkeit, welche nun bereits ein viertel Jahr andauerte, nagte zusehends an Thomas. Nicht, dass er die Arbeit am Telefon vermisste, stundenlang sitzend im lauten, mehr schlecht als recht gelüfteten Großraumbüro, an einer Tätigkeit, die ihn nicht hatte erfüllt, doch war es auch keine fordernde Arbeit gewesen, so war sie es doch, die der Zeit einen Wert gegeben und sich zum Monatsende auf seinem Konto hatte bemerkbar gemacht, was ja immerhin schon einmal etwas war. Mehr jedenfalls als der fruchtlose Müßiggang, der Thomas nun plagte und ihn zusehends in eine Gleichgültigkeit trieb, für die er sich ganz entschieden zu jung fühlte.

Wegen Unpünktlichkeit und Überziehung der Pausenzeiten hatte man ihn von dannen geschickt; seine Vorgesetzten waren ihm mit Sonderregelungen entgegengekommen, man hatte ihn unzählige Male darauf aufmerksam gemacht, die Zeiten einzuhalten, bevor schließlich kurz hintereinander die Keule der Abmahnung wurde geschwungen - ohne Erfolg. erinnerte ihn an seine Zeit im Thomanerchor: „Der Thomas gibt uns so viel!“ war es dem Kantor gegenüber der Mutter über die Lippen gekommen, als sie nicht lang nach seiner Aufnahme vorgesprochen. Oh ja, der Beginn war wirklich großartig, wenn er auch rasch zum Ziel wurde von ätzendem Spott über seine großen Augen, die nur noch mehr glänzten während des Singens all der wundervollen Musik. Schon damals, ohne sich je Gedanken darüber gemacht zu haben, konnte er sich nicht einklinken in die Gespräche, die Neckereien. Er fragte sich immer nur, muss das denn sein? Fremd war ihm solch ein Umgang nicht, doch befand er sich selten in der Stimmung dazu oder verfehlte den rechten Ton, und im Internat zeigte sich ganz deutlich, dass mit ihm irgendetwas anders sei, was die große Gemeinschaft ihm von Beginn an und unfehlbar vor Augen hielt. Etwas Nachdenkliches, ernst Einsames umgab ihn, und als problematisch erwies sich vor allem der enge Tagesablauf, der nach der Uhr diktiert und von schon älteren Thomanern wurde überwacht. Thomas hatte während seiner freien Zeit so gut wie immer eine Strafstunde abzarbeiten, und war dies einmal nicht der Fall, so fühlte er sich frei wie ein Vogel, um sich flugs und unversehens in den nächsten Käfig zu begeben. Dahinter steckte keine böse Absicht, wenn auch im Laufe der dreieinhalb Jahre sich Trotz regte gegen das System des schwarzen Brettes mit all den

Terminen, nach denen sich zu richten war. Zu leiden hatte darunter seine Hingabe an die Musik, denn wegen er überhaupt all die ganze Zeit ausgeharrt in einer Gemeinschaft, die er als latent feindselig empfunden. Er vermochte viel wegstecken, und es gab einige, die ihm, bevorzugt in Gemeinschaft anderer, das tägliche Leben schwermachten. Was für einen Behinderten er dabei hätte, wurde scherzhaft in den Raum geworfen, als ihn eines Tages die Eltern in Begleitung seines an Gehirntumor erkrankten Bruders besuchten, der bereits von mehreren Operationen am Kopf gezeichnet war. Viele solcher Demütigungen stauten sich an, bis ihm irgendwann der Kragen platzte und Blut an seinen Händen klebte, als die Keilerei zwischen den offen stehenden Türen der Köten vorüber. Ob seines oder das der anderen, dessen erinnerte er sich nicht, doch gab es einige solcher Situationen in seinem Leben, nach denen angstvoll ungläubige Blicke auf ihn schauten angesichts der Wildheit, derer er sich fähig gezeigt.

Und nun war ihm einmal mehr die Pünktlichkeit auf die Füße gefallen. Nach der Kündigung der Gang zum Arbeitsamt, wo sich die Vermittlerin angesichts von Thomas' Habitus, seiner Äußerungen und dabei doch des Nichts, welches er nur konnte vorweisen, ratlos an ihn gewandt mit den Worten: „Was soll ich nur mit ihnen machen?“ Zwar stand ein renommiertes Unternehmen in seinem Lebenslauf, doch verfügte er über keinerlei Abschlüsse, was eine Bewerbung angesichts der Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt zunehmend schwerer werden ließ. Darüber hinaus hatte er die Kündigung auf Grund eigener Verfehlungen erhalten, und die unmittelbarste Folge war ein Vierteljahr Hartz 4, wobei selbst dieser karge Bezug um dreißig Prozent wurde gekürzt. Und erst jetzt, als Thomas im Kaffee saß und über die zurückliegende Zeit nachdachte, fing er an, das reguläre Arbeitslosengeld zu beziehen. Arbeitslosengeld - Thomas fühlte sich unwohl angesichts dieses Wortes, welches ihm den Hals zuschnürte. Kaum war sein Profil vom Arbeitsamt veröffentlicht, erhielt er den Anruf einer Dame, die ihm in ihrer geschulten und, wie es Thomas wollte vorkommen, betont jovialen Art ein Jobangebot unterbreitete, welches auf die Arbeit in einem Callcenter drohte hinauszulaufen - Terminabsprachen. Die ewige Monotonie dieser Tätigkeit vor Augen war ihm eine dankbare Ablehnung in den Hörer geflossen, voller Hoffnung, doch irgendwie in einer anderen Branche unterzukommen, in die er sich genauso könnte einarbeiten wie in seiner alten Firma. Zu zweit saßen sie damals im Schulungsraum, und ein klein wenig Stolz verspürte Thomas schon, dass die Firma ihn hatte angestellt ohne einen Abschluss, wengleich auch ein Freund etwas nachgeholfen und die Lernkurve sich als sehr steil erwiesen. Doch er schaffte die Probezeit und wurde bald schon versetzt in eine höhere Ebene des Kundendienstes, ja bewarb sich gar kurz darauf auf einen anderen, mit mehr Verantwortung ausgezeichneten Posten innerhalb der Abteilung. Doch es fehlte ihm an der dazu nötigen Erfahrung, die sich nur durch Zeit und Stetigkeit gewinnen ließ. Und diese Stetigkeit, die Fähigkeit, einen langen Atem zu beweisen und kontinuierlich die zahlreichen Möglichkeiten zur Weiterbildung innerhalb des Unternehmens zu nutzen, die hatte er missen lassen. Zumal die privaten Dinge, allem voran seine Erfahrungen (oder vielmehr Nichterfahrungen) mit den Frauen, seine Gedanken auch während der Arbeit zunehmend abschweifen ließen. Ihm war nicht recht klar gewesen, wofür er arbeiten ging, wofür er jeden Morgen aufstand und einen Tag begann, der allein anfang und ebenso allein endete. Er vermisste den Rahmen abseits seiner Tätigkeit, die er als ein Selbstzweck ohne Ziel empfand. Die Begegnung mit der Bedienung im Café fiel in diese Zeit, vor allem jedoch jene mit Anna, die mit einigen Hoffnungen verbunden. Nach dem Scheitern ihrer Freundschaft ließ seine Arbeitsleistung beträchtlich nach, und er erinnerte sich noch der Frage seines Vorgesetzten nach dem Grund, als der ihm die Jahresauswertung hatte präsentiert. Da in seiner Firma so gut wie alles wurde erfasst und analysiert, war exakt und in trockenen Zahlen zu sehen, wann seine Hoffnungen von der Realität wurden eingeholt und sich auflösten in ein Nichts, welches Thomas bis zum heutigen Tage gefangen hielt. Er konnte gedanklich nicht lassen von ihr, und bald schon nach ihrem Auseinandergehen nahm das Thema Anna ihn in Form von wissenden Kollegen auch auf der Arbeit gefangen. Die Firma war fortan nicht mehr nur der Ort, wo er einer bezahlten Tätigkeit zum Zwecke des Lebensunterhalts nachging, sondern entwickelte sich nach und nach zu einem Hort voller Kollegen, die, wie ihm sein Misstrauen einflüsterte, über sein Privatleben gut Bescheid zu wissen meinten und darüber auch zu urteilen schienen. Thomas wischte weg diese unangenehmen Gedanken, doch blieb ihm Anna als Grundton erhalten: Letztens erhielt er eine Nachricht von einer Bauchtanzlehrerin, die ihm betrübt mitteilte, dass die bisherigen Teilnehmerinnen ihr eindeutiges Missfallen über die Anwesenheit eines Mannes bekundet

hätten. Schon als er damals das Tanzstudio betrat, da sah man ihn an mit großen Augen, so als ob er mit einer komischen Frage wäre aufgetaucht, deren Beantwortung etwas Überwindung kostete. Seine Adresse dagelassen wartete er also auf Nachricht und freute sich auf die Teilnahme, um endlich unter Anleitung das zu erlernen, wozu er gute körperliche Voraussetzungen aufwies und vor allem großes Interesse aufbrachte. Allein, ein Mann als Bauchtänzer? Mit solchen Bedenken hatte er nicht gerechnet, und ihm kamen Gedanken an die Diskussion über die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, die er zuweilen für eine einseitige Farce hielt. Doch wahrscheinlich gehörte das zum großen Komplex seines Rollenverständnisses, welchem jegliche Kontur abging. Ist Bauchtanz etwa eine Spielart der Bewegung, die nur Frauen vorbehalten ist, und was eigentlich denken die Damen sich dabei, wenn sie einem Mann den Zutritt verweigern und ihm als einzig mögliche Option kostspielige Privatstunden lassen? Ist es denn tatsächlich so ungewöhnlich, womöglich gar zu verurteilen, dass ein Mann, der für sein Leben gern und sehr hüftbetont tanzt, den Bauchtanz erlernen möchte? Fühlten die Damen sich beobachtet, schämten sie sich gar für erotisch aufgeladene, vor allem aber doch die Eleganz des menschlichen Körpers zeigende Bewegungen, die allein ihm, dem schönen Geschlecht, zuzustehen hat und nicht dem interessierten Manne, der gefälligst Zuschauer bei Bedarf sein, ansonsten jedoch Geld nach Hause schaffen, Fußball spielen und in eine Kneipe gehen soll? Thomas fühlte sich als Spanner degradiert und einmal mehr unwohl zwischen den gedanklich zugespitzten Normen, in die er einfach nicht hineinpasste. In ihm entstand eine Trübsal, die zur Bitternis wuchs und ihn wütend und ratlos machte.

Wütend war er auch über den Diebstahl seines von seinem Bruder geliehenen Rades vor wenigen Tagen, weswegen ihn sein Vater mit finsternem Blick hatte gefragt, in welchem Milieu er sich herumtreiben würde. Thomas fühlte sich genötigt, das angebliche „Milieu“ zu verteidigen, welches aus dem Publikum von Nachtclubs bestand, die Thomas seit über einem Jahr regelmäßig, gar exzessiv besuchte. Mittlerweile gehörten die durchtanzten Nächte zu seinem Leben, diese Orgien voll Bewegung vorzugsweise zu elektronischer Musik, bei der er wie von Ketten, im Chaos des Clubs und den exakten, mitunter raffinierten Beats seine Impulsivität konnte ausleben, die sich unter der Woche schlafen legte und in einer sauberen, digitalisierten Welt keinen Block zum Holz hacken vorfand, an dem sie wach zu bleiben im Stande war. Das Treffen mit seinem Vater: Es war vergiftet von Beginn an. Unglücklicherweise, Thomas verspätete sich, und natürlich, er nahm es persönlich, ebenso seine Arbeitslosigkeit, die er als eine Schande empfindend seinem Sohn als Unmöglichkeit unter die Nase rieb. Er sagte damit, was Thomas sowieso wusste, doch was? Das nächste Callcenter, Großraumbüro, Headset, Statistiken, Zielvorgaben, klick da, klick dort? Nein! Und dann das „Milieu“, die Schuld, die er Thomas zuschob. Der Vater verstand nicht, allerdings erzählte Thomas ihm auch nicht alles, weil er wusste, er würde sowieso nicht akzeptieren und wegwischen, was ihn umtrieb. Die Schuld, dass ihm ein paar Kleptomane, ganz in der Tradition vergangener Diebstähle, erneut sein Rad hatten entwendet, auf das er als täglich benötigtes Fortbewegungsmittel war angewiesen, lag also bei ihm und dem „Milieu“? Thomas wollte dem Vater gar nicht erst erzählen, dass er die schwüle Wärme der Clubs mochte, den Geruch der Joints, den Bass im Magen und die sich zum Takt bewegenden Leiber. Er hätte es noch viel toller gemocht und gewann oft den Eindruck, die Leute wollten aber könnten nicht, schauten sich um, wie sie wirkten, vermochten nicht abzulegen die Rollen, denen sie sich unterworfen. Das war schade, und rasch hatte er den Ruf gewonnen, eine Art „positive Energie“ auszustrahlen, stellte gar so etwas wie einen Paradiesvogel dar, der sich ungeniert gehen und im Takt einfach treiben ließ, sogar imstande, andere ein wenig in Stimmung zu bringen. Das war kein „Milieu“, und natürlich: Der Einstieg in die Clubs, er hatte mit Anna zu tun, mit ihrer Frage nach dem Tanz. Dafür ging er dort hin, um sich zu bewegen im Strom einer Musik, deren verschiedene Spielarten er hatte liebgewonnen und die ihm zum Bedürfnis geworden. Er schätzte die Klassik ebenso wie das Elektronische, für ihn besaß jede Musik ihren Moment und ihren Reiz. Ebenso wie er das lärmende Chaos und die Stille mochte, die höchste Euphorie und die tiefste Melancholie. War der eine Club die Orgie schlechthin, aus der er sich ein jedes Mal nur mühsam hinausschleppte, um zu Hause wie tot ins Bett zu fallen, bot der andere Club Musik und Sound vom Feinsten, und an jenem Tage, als er sich mit seinem Freunde aus Berlin getroffen, da besuchten sie die Weihnachtsfeier eben dieses Clubs, und nie würde er vergessen, wie schön sie ihn dort hatten als „Housemeister“ begrüßt. Gerade hier bewies er jene Stetigkeit, die auf Arbeit ihm war schwergefallen, und dies hatte vielleicht auch damit zu tun,

dass Thomas hier ein Stück weit sich selbst leben konnte und Respekt und Anerkennung fand. Könnte er doch nur eine Tätigkeit ergattern, der er auch nur ein wenig Freude könnte abgewinnen! Der Galao war ausgetrunken, das Rad also gestohlen. Er machte sich auf den Weg Richtung Marktplatz, um eine Fahrkarte zu lösen und die Bahn zu nehmen. Wie lange noch würde er das, wohin er nun fuhr, noch als sein Zuhause bezeichnen können? In den Sinn kam ihm der gelbe Brief des Amtsgerichts, den er vor Tagen dem Briefkasten hatte entnommen, und auf dem Markt, herüberschallend von den Glühweinständen, redete man einmal mehr von seiner sogenannten Art und Weise. Was ruhte, wollte er nun fortsetzen, und das war der Brief an das geehrte Gericht.

18

Monolog, Seite 12

Und es kommt, wie es kommen soll ... Die Sterne, hinter Wolken verborgen, in hundert Jahren, sie braucht's nicht zu sorgen. Sie sind dann immer noch am selben Ort, nur das einzig Leben, das ist dann fort. Und denken wir, uns bleiben viele Jahre, weiß doch des Himmels Nachtgewand: Die Zeit kennt keine Gnade. Und wir, wir gehen unsre eignen Wege, mit Mauern dazwischen, massiv aus Beton, der Stacheldraht blutig, die Hoffnung davon.

Sehr geehrtes Gericht,

als wir uns trennten, umarmten wir uns nicht; Anna wollte Abstand halten, da sie nun wusste, wie anziehend ihre mir ungewohnte körperliche Nähe auf mich wirkte, und bevor sie auf das Rad stieg, fiel der Satz, der unvermeidlich war: Wir sollten uns eine Weile nicht sehen. Damit hatte ich gerechnet, doch als er ausgesprochen, wohnte ihm eine Kälte inne, die mich frösteln machte und sehr einsam fühlen ließ. Und war ich noch auf der Hinfahrt guter Dinge, voll der Vorfreude auf die Wiederbegegnung, saß ich auf dem Weg zurück nur mehr bekümmert traurig auf dem Rad und ignorierte völlig, was links und rechts vor sich ging. Die Karten für die Ausstellung trug ich bei mir; als Antwort auf die Frage, warum sie mit in dem Beutel hatten gesteckt, den ich ihr nach jenem unseligen Abend wortlos im Laden in die Hand gegeben, da äußerte ich etwas, was nicht meine wirklichen Gedanken zum Ausdruck hat gebracht. Trotz eifersüchtig schien auch mir meine Antwort in dem Moment, wo sie ausgesprochen, und statt zu sagen, dass ich mich freute auf eine gemeinsame Unternehmung, schlugen meine Worte nur noch mehr in jene Kerbe, die sie „Klammern“ nannte. Jedoch als Klammern hätte wohl auch jede andere Entgegnung gegolten, denn Anna drückte das Gefühl, als wollte ich sie vereinnahmen und festnageln auf Unternehmungen zu zweit. Ich konnte dem nichts entgegensetzen, da sich natürlich meine Vorstellungen um sie bewegten als den Menschen, dem meine Zuneigung und mein Begehren galt. Doch war ich einerseits viel zu gern einmal für mich allein, um andererseits umso mehr die Zusammenkünfte mit ihren Bekannten und Freunden zu genießen, als dass ich innerlich diese Ausschließlichkeit wollte gelten lassen. Oft darüber nachgedacht kam ich immer wieder zu dem Schluss, auf sie den Eindruck des Wunsches nach Verbindlichkeiten gemacht zu haben, denen sie nicht nachkommen wollte aus dem Gefühl heraus, der einzige Mensch zu sein, den ich als Gesellschaft um mich haben wolle. Wie dem Brief zu entnehmen ist, stimmte das gewissermaßen auch, und schon auf der Rückfahrt klammerte ich mich an das Vorhaben, ein wenig Zeit verstreichen zu lassen und anschließend doch noch mit ihr die Ausstellung zu besuchen.

Daraus wurde natürlich nichts. Nur wenige Tage später begegneten wir uns zufällig in der Stadt, nicht weit von ihrem Laden entfernt. Nur widerwillig nahm sie einen ihrer Ohrhörer ab und antwortete auf die Frage nach meinem Brief: „Schön geschrieben.“ Ich sprach kurz die Ausstellung an, doch war die Entgegnung nur eine flüchtige und der Ohrhörer bereits wieder aufgesetzt. Vielleicht merkte sie auch, dass während unserer Begegnung auf der belebten Straße mein Interesse nur noch ihr alleine galt. Als wir uns mit kurzer Umarmung verabschiedeten, schüttelte sie mich ab mit den Worten, ich solle nicht so ungestüm drücken. Allein, ich hielt fest an meinem Wunsch und besuchte sie trotz wider besseren Wissens ein, zwei Wochen später im Laden. Die Ausstellung hatte nur noch geöffnet bis

Ende des Monats und ich hoffte, eine definitive Antwort, möglichst natürlich eine Zusage zu erhalten. Diesmal ließ es sich besser an; wir tauschten uns aus über unser Ergehen und es stellte sich heraus, dass Anna schon bald eine Weiterbildung innerhalb der Firma wollte beginnen. Wir scherzten auch und seufzend bemerkte sie, dass sie mit mir reden, mit mir lachen könne, nur ... Die Ausstellung besuchte ich schließlich mit einem geschichtlich sehr interessierten Freunde, da sich Anna auch dieses Mal nur unbestimmt geäußert hatte und meine gesendete Nachricht unbeantwortet ließ. Psychologisch war das natürlich alles sehr ungeschickt, und ich wusste das auch. Mein Handeln bestätigte ja ihre Befürchtungen, mich an sie klammern zu wollen, während meine Nachrichten einen Unterton enthielten, aus dem ein Bitten, ein Drängen und auch ein wenig Verzweiflung sprachen. *Sende mir nicht so komische Sachen, bat sie einmal, als wir noch in regelmäßigem Kontakt standen.* Doch das, was sie nun von mir begann zu empfangen, musste sie regelrecht abstoßen, wenngleich dies harmlos war im Vergleich zum Inhalt des mehrere Dutzend Seiten umfassenden Monologs, den sie in der Folgezeit von mir erhalten und sie maßlos überfordern sollte. Ganz gleich, zunächst erhielt ich einen Anruf ihres Bruders. Der erwischte mich nach der Arbeit, als ich im Hof meines Lieblingscafés bei einem Galao und einem Stück Mandelkuchen saß, Dostojewskis *Brüder Karamasow* in der Hand:

Fjodor Dostojewski, *Die Brüder Karamasow*, Aufbau Verlag, S. 981

Der Teufel zu Iwan Fjodorowitsch: *Da kommt zum Pater, einem alten Mann, ein niedliches blondes Nonnenmädchen von zwanzig Jahren. So etwas Schönes, Knuspriges - zum Anbeißen. Sie kniet nieder und flüstert durch das Löchlein dem Pater ihre Sünde zu. „Wie, meine Tochter, schon wieder sind sie gefallen?“ ruft der Pater. „O Sancta Maria, was muss ich hören: abermals mit einem andern. Wie lange soll das so weitergehen? Schämen Sie sich nicht?“ – „Ach mein Vater“, antwortet die Sünderin, von Reuetränen überströmt, „es macht ihm doch so viel Vergnügen und mir so wenig Mühe!“ Stell dir das vor, so eine Antwort! Da musste auch ich ablassen, es war der Aufschrei der Natur selbst, es war, wenn du so willst, besser als jede Unschuld!*

So ungefähr bei dieser Stelle also klingelte das Telefon. Ich mochte ihren Bruder, kam auf Anhieb gut zurecht mit ihm. Doch musste ausgerechnet er mich jetzt anrufen, mir gar sagen, man sei ganz schnell bei den Frauen abgemeldet? Ok, dachte ich, jetzt geht's abwärts. Ein wenig nervte mich das und ich lehnte sein Angebot, mit mir zusammen einen der hiesigen Clubs zu besuchen, dankend ab. Diese „Etablissements“ sind nichts für mich - so meinte ich ...

[nach oben](#)

19

Es sollte noch über ein Jahr dauern, bis ich mich aus eigenem Antrieb eines Besseren belehrte und mit über fünfunddreißig Lenzen das Versäumte auf äußerst intensive Weise nachzuholen begann. Doch zunächst brach eine Zeit an, in deren Verlauf ich aus meinem eher zurückgezogenen Leben heraustrat und mich anschickte, in der Stadt eine nicht zu übersehende Dauerpräsenz zu entwickeln. Zunächst geschah dies eher unbewusst, später dann durchaus mit Kalkül, und ich hatte somit großen Anteil an einer Entwicklung, die mich rasch sollte einholen und mir zuweilen wie die Büchse der Pandora wollte scheinen.

Anna fehlte mir, und an einem jeden Donnerstag erinnerte ich mich an unser Schwimmen, jener gemeinsamen Unternehmung also, der eine wohltuende Regelmäßigkeit innewohnte. Zumindest einmal die Woche konnte ich damit rechnen, sie zu sehen, und ich erinnere mich noch an ihre nur mehr schlecht als recht verborgene Enttäuschung, als ich mich vor dem ersten Male auf Grund eines auswärtigen Aufenthalts nur vage über mein Erscheinen geäußert und dann ausgeblieben war. Allein aus der Erinnerung heraus machte ich mir das Schwimmen nun zur Angewohnheit, zunächst zwei bis drei

Mal die Woche, später dann zu einer nahezu täglichen. Es tat gut, meinen Körper nach einem größtenteils im Sitzen verbrachten Arbeitstage im Element des Wassers zu strecken, und bisweilen entwickelte sich das Brustschwimmen ob seiner gleichförmigen Bewegung auch zu einer Art aktiven Meditation, die mir schon bald eine unverzichtbare Abendbeschäftigung wurde.

Den Gedanken, im Anschluss daran nach Hause zu fahren und den Abend allein zu beschließen, empfand ich als trostlos, und so suchte ich mir ein Café, das mit seiner Belebtheit eine gewisse Ablenkung und Anonymität garantierte. Denn ich wusste, allein auf meinem Zimmer würde ich mich wieder beschäftigen mit ihr, von der ich kein Lebenszeichen mehr erhielt. Doch nach wie vor schleppte ich ein Problem mit mir herum, welches in der Zeit der Abgeschiedenheit, möglicherweise jedoch auch in mangelndem Selbstvertrauen wurzelte: Kaum unter Leuten, begann ich an den Händen, ja am ganzen Körper zu zittern, wurde fahrig und bildete mir ein, ein jeder würde mich beobachten und sich fragen, was ich allein hier machte, wo doch die Kundschaft des Lokals fast ausschließlich entweder aus Pärchen oder Grüppchen bestand. Auch besaß der Raum weitläufige Fenster hinaus auf eine gerade in den Abendstunden belebte Straße, und da die einzigen Tischchen, die mit praktischen Leselampen ausgestattet waren, an eben jener Glasfront standen, fühlte ich mich zuweilen wie ausgestellt. Doch gewöhnte ich mich rasch an meine Rolle als allabendlicher Einzelgänger, trank einen Tee, las ein Buch oder schrieb einige Gedanken nieder. Ich sah zu, niemandes Blickes näher zu begegnen, ja legte mir gar eine aufreizende Unnahbarkeit zu, die mich unfehlbar einsam bleiben ließ. Und doch, während ich dort saß, schwer beschäftigt tat und keinen gelten ließ außer mich selbst, kreisten meine Gedanken um Anna, und das Grübeln, dem ich hier zu entrinnen hoffte, sickerte immer wieder durch den Trubel zwischen die Zeilen meines Buches, dessen Sätze ich bisweilen mehrmals lesen musste, um ihren Inhalt aufzunehmen. Im Grunde meines Tuns wartete ich allein auf sie.

-

Tagebucheintrag, Anfang 2013

Sitze in der Kneipe, die Musik läuft und läuft, menschliche Erscheinungen tauchen auf, verweilen, verschwinden. Unablässig Gemurmel, zuweilen ein Lachen, Stühlerücken, klirrend Glas. Der Teppich an Geräuschen rauscht an mir vorüber, unwirklich - bin ich hier? Habe das Gefühl, auf dem Strom der Zeit zu treiben nur, am Rande, dort, wo die Strömung verlangsamt oder gar gegenläufig ist. Dabei schauend auf die Mitte - doch kein lebendig Teil von ihr.

-

Nach des Bruders Anruf vergingen einige Wochen, bis Anna und ich uns wieder über den Weg liefen. Es dämmerte bereits, als ich mit dem Rad auf einen Steg einbog, der in die Saale reichte und mir ein Ort des täglichen, paarminütigen Verweilens war. Der träge Fluss bot den Augen Entspannung, während beruhigend die Fische glucksten und gedämpft die Stimmen von der nahen Wiese herüberdrangen. Auch am Ufer genoss man die spätsommerliche Abendluft, und hier, direkt neben dem Steg, konnte ich Anna ausmachen, die dort in einer Reihe mit einigen Leuten saß. Auf die Arme gestützt ließ sie zurückgelehnt und schweigend die Beine die Böschung hinabbaumeln. Etwas steif geworden traute ich mich kaum, ihr direkt mein Gesicht zuzuwenden, doch war ich mir sicher, dass sie sich keine zwei Meter neben mir befand. Von dannen gemacht und zu Hause angekommen sendete ich ihr eine Nachricht, und tatsächlich, nur wenig später die Antwort. Das Herz klopfte mir bis zum Halse als ich las: „Lass uns mal wieder was unternehmen.“ Endlich! Allein, konkret geworden war sie nicht. Am nächsten Abend erhielt sie dies:

*Da sitz' ich nun, ich armer Tor,
und bin so schlau wie tags zuvor,
da sah ich Dich im Grase sitzen
und fing vor Freude an zu hüpfen,
fuhr nach Haus und tippte rasch,
die Antwort kam, ich war ganz baff.*

*Nun bin ich hier und Du bist dort,
ich wünscht', wir wär'n an einem Ort.*

Sie mochte diese Zeilen als grenzwertig empfunden haben, eine Antwort blieb aus. Zwei, drei Tage später machte ich einen Vorschlag, den sie ablehnte - der Abend wäre bereits verplant. Mit einem Ausweichtermin war ihre Nachricht nicht versehen, und so hätte ich mir sagen müssen: Warte ab. Ich spürte das auch, doch schon kurze Zeit später, wider alles Bauchgefühl, sendete ich:

*Das was schmerzt, das lebt,
es ist mein Herz, das bebt,
Sehnsucht droht es zu zerbrechen,
mein Herz, es möchte zu Dir sprechen.*

Auf Arbeit aus der Hüfte geschossen war das typisch ich. Mochte ich so etwas empfangen, und wie würde ich reagieren, wenn mir jemand seine Seele so hemmungslos vor die Füße legt? Dies gar ein Mensch tut, mit dem diese Angelegenheit bereits besprochen scheint? Sie musste es so auffassen, als hätte für mich unser Treffen nie stattgefunden, während dessen sie dargelegt, mir gegenüber nicht das gewisse Etwas zu empfinden. Annas versteinerte Miene jedenfalls begann, mir als kalte Hand langsam den Rücken hinauf zu krabbeln. Ihre Antwort ließ nicht lange auf sich warten, in der sie mir klipp und klar auseinandersetzte, solche Nachrichten nicht mehr erhalten zu wollen. Es täte ihr leid, mir das sagen zu müssen, doch an ein Treffen sei in naher Zukunft nicht zu denken. Punkt.

20

Das also war der Tritt in den Hintern, der mich mitten in einem Kundengespräch erwischte. Im Grunde genommen war es bereits der dritte, doch dieser saß. Das Telefonat nur mühsam zu Ende gebracht, las ich ihre Nachricht immer und immer wieder durch, suchte nach einem Hintertürchen, welches sie mir könnte offengelassen haben. Doch ich fand keines, die Botschaft war klar, fast förmlich formuliert und unmissverständlich. Trotz übermannte mich, der nicht zuletzt auch im diffus sich empordrängenden Bewusstsein um die Unmöglichkeit meines Vierzeilers seinen Ursprung hatte, und ich schrieb etwas zurück, dessen ich mich nicht mehr erinnere. Zu schwarz war dieser Tag. Von zu Hause aus noch eine verzweifelte Mail, im Anhang ein, zwei Bilder von einem Treffen - sinnlos. Ich fühlte mich „... arm zwischen Trümmern.“ (Hermann Hesse, Das Glasperlenspiel)

Aus dem diffus empfundenen Bewusstsein um die Unmöglichkeit meines Vierzeilers entwickelte sich nach und nach ein schlechtes Gewissen, als mir so recht klar zu werden begann, wie er auf Anna musste gewirkt haben. In ihm war der vornehmliche Grund für ihre Enttäuschung und das Misstrauen zu suchen, mit welchem sie mir wenig später im Theater und in den Tagen darauf auch im Stadtbad begegnete, das ich im Zuge meines allabendlichen Schwimmens zwei Mal die Woche aufsuchte, wenn auch zu späterer Stunde als vormals mit Anna. Diesen Abend jedoch war ich früher dran als sonst, und sie lief, bereits angekleidet, am Beckenrand entlang geradewegs dem Ausgang zu, während sie, als sie mich im Wasser sah, ihr Antlitz hinter den Haaren verbarg. Das schmerzte, und es kam mir eine Bemerkung in Erinnerung, die sie hatte fallen lassen, als wir eines Abends nach dem Schwimmen vor dem Bade standen. Es heißt, so erläuterte sie sinngemäß, man solle nicht zweimal versuchen, ein und dieselbe Frau zu erobern. Ihr nachschauend fragte ich mich betrübt, ob sie wohl ehemals schon ahnte, wie wir beide uns einmal begegnen würden ...

Dafür jedoch im Steigen begriffen war der Bekanntheitsgrad meines Namens. Kaufte ich ein, so konnte es sich ereignen, dass mich ein Mädels zwischen den Regalen sah, zu ihrem Freunde lief und ihm zuraunte: „Thomas ist da!“ Durchaus beförderte ich dies durch meine regelmäßige Visite in dem belebten Café, nur wurde ich den Verdacht nicht los, dass auch die sozial gut vernetzte Anna hieran einen nicht ganz kleinen Anteil besaß. Zunächst traten die Erwähnungen nur als leise Zwischentöne

auf, die mir gar ein wenig schmeichelten und Balsam waren in meiner selbst gewählten, betriebsamen Einsamkeit zu Tische nach dem Schwimmen, bei meinem Tee und dem Buch, dessen Sätze ich zuweilen mehrmals lesen musste. Oft kamen mir dabei Annas Worte in den Sinn, nicht so viele einsame Dinge zu tun, und doch erwischte ich mich nur allzu häufig dabei, wie vormals während meiner Computerzeit, als ich mich für Jahre hinaus im Zimmerchen hatten verschlossen und während unvermeidlicher Stadtgänge scheinlich den Pärchen nachgesehen, auch hier aus einem dem Wunsche nach Gemeinsamkeit entgegenwirkenden Hochmut heraus zu werten und zu urteilen. Fuhr ich anschließend möglichst rasch und niemanden anschauend mit dem Rad an den Freisitzen vorbei, war so inmitten einer belebten Stadt garantiert, zu Hause allein in mein Bett zu sinken und am nächsten Morgen ebenso alleine aufzustehen.

-

Tagebucheintrag, September 2012

Die Suche nach dem „Außergewöhnlichen“; ist dies das Gefängnis, in welchem ich sitze? Denn wenn ich ausschließlich auf der Suche nach dem Außergewöhnlichen mich befinde, banalisieren ich dann nicht das so genannte „Normale“? Und banalisieren ich das Normale, ist dann nicht letztlich die Gemeinschaft und das täglich Tun etwas Fremdes, dem meine Urteile (woher nehme ich mir das Recht?) anhaften, obgleich doch diese Gemeinschaft gesucht wird? Es ist das, wovon das Bi Yän Lu berichtet, wenn es sagt, dass nur der in der Welt steht, der im Oben und Unten zu Hause ist, im Abstrakten und Geistigen ebenso wie im Alltäglichen, ohne zu unterscheiden oder gar gering zu schätzen. Oft sind es schließlich die einfachen Dinge, denen Tiefe innewohnt, eine ursprüngliche, unkonstruierte Tiefe. Das Alltägliche ist, was die Welt erhält.

-

An eben diesen Freisitzen ergab sich nicht lang nach der Betrübnis im Stadtbad eine Begegnung mit Anna, die ein wenig die Zeit zurück zu spulen schien. Ich gewahrte sie nach einer Weile des Sitzens direkt am Fenster nicht weit von mir entfernt in einem Grüppchen, und da es um meine Ruhe somit war geschehen, packte ich schon bald zusammen und ging zum Rade gegenüber den außenstehenden Tischen. In diesem Moment stand sie auf, vermutlich, um auf Toilette zu gehen, ging um den Freisitz herum und traf mit mir zusammen. Ich denke, ein wenig Alkohol und all die Zuschauer halfen nach, dass die Situation sich rasch entspannte und es zu einigen Worten kam. Sie strich mir über die Brust, während sie mich lächelnd für mein Erscheinen im Stadtbad tadelte; ich wüsste doch genau, sie um jene Zeit dort anzutreffen. Wie es mir ginge, fragte sie, und sie müsse mir unbedingt etwas erzählen. Wir sollten uns mal wiedersehen, nach ihrer Wiederkehr. Sie sei nun für ein paar Tage dienstlich unterwegs, in den frühen Morgenstunden reise sie. Kaum Worte hervorbringend stand ich vor ihr, spürte ihre Hand meine Brust den Bauch hinuntergleiten, sah in ihre Augen, während es mir innerlich heiß zu werden begann. Die Menschen um mich herum verschwammen zu einer wabernen Masse, der ich keine Beachtung mehr schenkte, und als sie mich zum Abschied gar umarmte und mit Beinen weich wie Gummi zurückließ, war es mir, als hätte sprichwörtlich die Zeit stillgestanden. Nur allmählich drangen die Stimmen um mich herum wieder zu mir durch, denen ich auch Kommentare zu meinem Zustand konnte entnehmen. Wie der zittert, hörte ich. Auch eine Arbeitskollegin glaubte ich nun auszumachen.

An eine Fahrt nach Hause war nicht zu denken, ich musste reden. Mein Lieblingscafé befand sich gleich in der Nähe, zu dessen Chef sich als Stammgast ein gutes, persönliches Verhältnis entwickelt hatte. Schon als ich hineinkam schaute er mich an und fragte, was los sei. Die Begegnung stand mir im Gesicht geschrieben, aus dem ich ihm nun vorlas, voller Freude und Dankbarkeit für sein Gehör. Doch nicht allein er schenkte mir sein Ohr: Auch in meinem kleinen, feinen Lieblingscafé begann man, mich zu kennen, und gut in Erinnerung ist mir ein junger Gast, direkt neben der Theke zu Tische sitzend, der gut zuzuhören schien. Irgendein siebenter Sinn warnte mich, doch war ich in Fahrt geraten und konnte meine Euphorie nur schwerlich zügeln.

Tagebucheintrag, September 2012

Unbedingt x schreiben über die gestrige Begegnung. Diese hat mich einfach so tief aufgewühlt, vor allem in freudiger Art, dass ich sie aus einem Chaos heraus in einigermaßen geordnete Bahnen bringen muss. Doch wozu? X schrieb ja, es sei schön, Gefühle offen zeigen zu können. Es ließe sich ja auch nicht ändern, denn wie sollte ein Mensch abstellen, was in seiner Natur liegt? Jedoch: Ist es gut, sein Innerstes so deutlich werden zu lassen, sich fast schamlos zu offenbaren und dem anderen damit womöglich zu nahe zu treten? Schade ich mir nicht selbst mit der Unfähigkeit, ein wenig zu pokern? Denn letztlich stelle ich mich dar als völlig beschriebenes Blatt, ohne Raum für Phantasie. Es ist zwar ehrlich, aber auch uninteressant. Andererseits: Können diese untrüglichen Zeichen, kann diese Offenheit nicht auch schön sein? Das Spiel ist doch nur dann von Bedeutung, wenn es nicht ernst ist miteinander, wenn eben alles nur ein Spiel, ein Nebenbei ist.

Unwillkürlich mit ihr in Verbindung brachte ich nur wenige Tage später auch eine junge Frau, die an mir mit ernster, fast abschätzig wirkender Miene mit dem Rad vorbeifuhr und ihrer Begleitung zuwarf, es hätte ja doch keinen Zweck. Anna musste bereits wieder in der Stadt sein, jedoch eine Nachricht blieb aus. Die Tage im eingefahrenen Rhythmus verbringend wartete ich und wartete ich. Nichts geschah. Aus der anfänglichen Euphorie wuchs eine quälende Ungeduld und ich begann, Verdachtsmomente zu hegen gegen jeden, dem ich eine Rolle als „Wasserträger“, wie ich sie innerlich nannte, zutraute. Denn mein Name fiel nun häufiger, gar wurde ich bei der Vorbeifahrt an einem Café als Schwuler bezeichnet. Allmählich bereiteten mir meine Nerven ernsthaftige Sorgen, doch nahte nun ein Wochenende außerhalb, das ein wenig Ablenkung versprach. Ein Qigong-Seminar stand an, schon lange gebucht, doch als der Tag der Reise gekommen, widerstand ich nur mit Mühe, die Absage zu schicken. Ich bildete mir ein, durch meine Abwesenheit womöglich etwas zu verpassen.

Tagebucheintrag, Oktober 2012

Am Wochenende das Qigong-Seminar. Sehr stimmungsvolles Areal, fast asiatisch anmutendes Ensemble. Drei Bauten auf unterschiedlicher Höhe, dazwischen viel Grün, durchzogen von flachen Gräben, über welche kleine, geschwungene Brücken reichten. Auf dem Rasen ein Spiralkreis und in den Bäumen Fähnchen, die im straffen Winde flatterten. Grandioses Bergpanorama, die Spitzen in Watte verborgen früh am Morgen. Am Anreisetag regnerisch, doch beide folgenden Tage sonnig bei angenehmen Temperaturen. Erfrischende Kühle und faszinierende Sicht auf die Milchstraße des Nachts, als ich einmal mehr nicht schlafen konnte vor lauter Gedanken an sie. Das Essen vegetarisch, wie nicht anders zu erwarten. Ich war, natürlich, wieder der einzige männliche Teilnehmer, und der jüngste obendrein. Überrascht vom Qigong, einfach zu erlernen, schwer zu meistern. Der Körper unter ständiger Spannung, die Atmung als zentrales Element der Meditation. Ungewohnt doch altbekannt die Atmung aus dem Bauch, der Mitte heraus. Fühlte mich an die Stimmbildung im Chor erinnert. Jawohl, Herr Schwarz, das Zwerchfell ...

Nach der Rückkehr nahm mich die Stadt mitsamt meinen Gedanken abermals gefangen; alle Orte, an denen ich mich bewegte, reflektierten mir ihre vergangene Gegenwart. Der Laden lag auf meinem Arbeitswege, und direkt nach dem Wochenende konnte ich nicht mehr anders: Ich ging hinein. Anna stand von mir abgewandt und etwas gebeugt an einem Regal, während mein Blick auf ihre Haare fiel, die als geflochtener Zopf schwer auf ihrem Rücken lagen. Ich hatte diese Frisur an ihr noch nie gesehen, und wenn ich auch meinte, dies sei schon jenseits dessen, was ich ruhigen Blickes könnte ertragen, so rechnete ich nicht mit dem, was geschah, als sie sich mir nun zuwandte: Es war nur ein kurzer

Augenblick, doch finde ich für ihn keine anderen Worte als den Vergleich mit einer Sternschnuppe, die sich in leuchtend heller Pracht uns zeigt, um sogleich wieder zu vergehen. In dieser einen Sekunde des Erkennens hatte ich das Gefühl, sie völlig sehen zu können, und, wert es Gericht, so pathetisch es klingen mag, in jenem Moment erwuchs in mir ein fester Glaube an diesen Menschen, der mir bei allem, was noch kommen sollte, immer zur Seite stand. Der weitere Verlauf ist kurz erzählt: Sie mochte mich nicht hier haben, mich schon gar nicht eine Besorgung erledigen lassen, die ich auch woanders hätte tätigen können. Ich wusste das, es war mir ebenso bekannt wie die Tatsache, einmal mehr mich meiner Ungeduld ergeben zu haben. Erneut spürte sie, der Mittelpunkt meiner Gedanken zu sein. Tritt in den Hintern Nummer vier.

[nach oben](#)

21

Die Ökonomie einer Beziehung - Thomas fand dieses Fragment in seinem Tagebuch, klein in die Ecke gekritzelt, ohne Zusammenhang. Doch auf Anhieb begannen all jene Bilder und Gedanken in ihm aufzusteigen, die dieser Notiz anhafteten: Er notierte sie nicht lang nach der Wand in Annas Laden, als er an der Theke seines Lieblingscafés gesessen, dem Chef gegenüber, ein weiterer Stammgast neben ihm. Dieser Gast pflegte einen zuweilen recht bissigen Humor, der ihm als Künstler ganz gut anstand und die Eigenschaft besaß, auf diplomatische Weise den Kern der Sache zu treffen. Natürlich, das Gespräch hatte schon bald seine entsprechende, wenn auch allgemein gehaltene Wendung genommen, und da waren diese Worte gefallen, über deren Gehalt er sich bis dahin kaum Gedanken gemacht. Den Kern der Sache traf ebenso: „Es wird Zeit, voran zu kommen.“ Aus der Vergangenheit des letzten Abends drangen Annas Worte empor, begleitet von einem in die Ferne gerichteten Blick, dem er nicht hatte zu folgen vermocht. Sein nie umgesetztes Vorhaben, einige Monate in Indien zu verbringen, der Beginn des Studiums an der Fernuniversität, dem keine weitere Zuwendung folgte. Die Dinge, die man machen *könnte*. Seine Orientierungslosigkeit im Beruflichen, war hier der Grund zu suchen für das augenblickliche Erlöschen in Annas Augen, das er nie so recht zusammenbringen konnte mit der allerersten, spontanen Reaktion? Ihm schien es, als hätten sich in ihnen ihre Pläne zu Worte gemeldet, die nicht in Einklang zu bringen waren mit seiner Planlosigkeit und Eigenart, sich aufzureiben an Kleinigkeiten, für die ein Aufstand nicht lohnte und die durchaus ihren Sinn besaßen. An der Kleiderordnung seiner Firma beispielsweise: Es war eben einfach so festgelegt, dort Sommers wie Winters in langen Hosen erscheinen zu müssen, ganz gleich, wie schweißtreibend die Hinfahrt mit dem Rad auch gewesen. Und dass man nur seinetwegen eine Ermahnungsmail an die ganze Abteilung geschickt, musste Anna als etwas infantil Eigensinniges erschienen sein, wie auch das Gerede von der nicht gesehenen Zukunft in einer Firma, die er angesichts seines beruflichen Werdegangs als Chance zur Weiterentwicklung hätte begreifen müssen. Empfund also der in ihr erwachte Ehrgeiz Thomas als Bürde, die es abzuschütteln galt? Verständlich angesichts seiner Entwicklung nicht nur während der letzten Monate. Vor wenigen Tagen erst fand er im virtuellen Postfach den sehr diplomatisch formulierten, doch ungünstigen Bescheid auf die Bewerbung in seiner alten Firma vor; die Nase voll von seiner Widerborstigkeit sah man sich anderweitig um. Und so ging der Jahreswechsel vorüber ohne die Aussicht auf eine Besserung der Situation, angesichts derer er nicht an gute Vorsätze und schon gar nicht an eine Beziehung zu denken wagte. Denn was konnte er bieten? Im Rausche der gedanklichen Hingabe an Anna war ihm völlig aus dem Blickfeld geraten, dass es in einer Beziehung eben nicht nur um die glückseligen Momente geht, sondern vor allem um den Alltag, in dessen Getriebe die Liebe rasch und gründlich zerrieben zu werden droht, zumal bei solch einem an Egoismus grenzenden Verhalten, für das die kurze Hose nur exemplarisch stand. Es hätte bei keiner Frau eine Chance, die ernstlich weiterdenkt als von der Tapete bis zur Wand, und im Grunde waren das Binsenweisheiten, denen Thomas nicht erst in *Anna Karenina* bei Lew und Kitty musste begegnen, um sie zu begreifen. Doch war ihm bislang verwehrt geblieben, an Erlebnissen zu wachsen, die ihm das auch praktisch vor Augen führten. Vielleicht ja würde er in diesen Angelegenheiten eine völlige

Wende vollziehen, und Thomas fragte sich, ob dies Annas eigentliche Gedanken waren, als sie ihm eine ältere Frau wünschte, der sie die Geduld und Toleranz zum Abschleifen seiner allzu scharfen Kanten zutraute?

Auch stellte sich ihm die Frage, was für eine Rolle seine Erlebnisse mit der Bedienung des Cafés hatte gespielt, denn dass es einen Austausch gegeben haben musste, war einer Bemerkung zu entnehmen, die während ihres Treffens an der Saale war gefallen: Es würde eine Mitteilung genügen, nicht deren drei hintereinander. Er stutzte angesichts dieser Aussage, die bei ihr bis zu diesem Zeitpunkt keinen Hintergrund hat besessen, hingegen bei der Bedienung des Cafés sehr wohl. Doch wäre der Kontakt ja nur allzu natürlich gewesen, wenn er sich auch damals verraten fühlte von ihr, deren Diskretion ihm selbstverständlich schien. Doch dämmerte ihm die Einsicht, dass in seiner Art und Weise, der sie nur schwer aus bislang gemachter Erfahrung heraus begegnen konnte, ein nicht unwesentlicher Grund für Annas bis heute anhaltende Ratlosigkeit bestand, für deren Auflösung sie den Austausch brauchte und ohne den sie sich allein gelassen gefühlt hätte. Es war naiv von ihm, allein seine Maßstäbe anzulegen und zu erwarten, die Dinge würden hinter verschlossenen Türen bleiben. Da er also um den sozialen Austausch Annas wusste, wie konnte ihn da auch Zukünftiges empören?

Ferner kam Thomas immer wieder zu Ohren: Er sei langweilig gewesen. Doch hätte ihn nicht auch Anna zu einigen Dingen anregen können, wenn sie so froh war, ihn zu kennen? Das erfuhr er später von einem Freunde, der sie kurz besucht. Als alles vorbei gewesen, warum musste da ausgerechnet ihr Bruder ihn anrufen und einen Clubbesuch vorschlagen? Im Nachhinein beschlich ihn der Eindruck, als hätte sich Anna zuweilen für seine Begleitung geschämt, doch tat er ihr damit vermutlich unrecht, und der eigentliche Grund war vielmehr darin zu suchen, dort niemanden bei sich haben zu wollen, der mehr wollte, als sie hatte zulassen wollen. Bei dem sie gar befürchten musste, in die Rolle einer Art Bezugsperson gesteckt zu werden, die ihre Bewegungsfreiheit einschränkte. Sie fühlte sich vielleicht nicht wohl mit ihm. Sein Freundes- und Bekanntenkreis gestaltete sich weniger als übersichtlich, und tatsächlich wäre er dort wohl niemand Bekanntem begegnet, mit dem er ein paar Worte hätte wechseln können. Gedanklich in philosophisch literarischen Höhen und ohne großen Kontakt zum Zeitgeist war er noch nicht so weit, sich in dem Maße fallen zu lassen, wie er das heute an eben diesen Orten gerne und häufig tat. Damals noch in Wertungen gefangen, trieben ihn schließlich die Zweifel an seinem bisherigen Leben und der unbedingte Wunsch nach neuen Erfahrungen über die Schwelle der Clubs, die ein ganzes Jahr lang zu einem gut Teil sein Leben bestimmen sollten und den Mittelpunkt bildeten von Geschehnissen, deren Schilderung er nun wollte fortsetzen.

Thomas jedoch stand vor der Schwierigkeit, auch hier keine gesicherten Erkenntnisse zu besitzen. Denn im Grunde hatte sich an seiner Zurückgezogenheit im Sozialen nichts geändert, und vieles von dem, was er nun wollte aufschreiben, basierte allein auf dem Bodensatz von Beobachtungen und Gehörtem, von Gerüchten also, aus denen sich durch ein wenig Nachdenken Schlüsse ergaben, die sich im Laufe der Zeit festigten und zur Grundlage seines Handelns wurden, gleichwohl sie in seinem Bewusstsein den Status von etwas Ungesichertem behielten. Jedoch, es gab niemand Wissenden, mit dem er offen über die Dinge hätte reden können.

22

Dies war meine letzte Begegnung mit Anna, während der wir noch so etwas wie eine Unterhaltung zustande bekamen. Völlig am Boden schleppte ich mich in den Hof meines Lieblingscafés, das mir auf Grund eines Umbaus zwar keine offene Tür, doch aber immerhin auf einsamer Bank ein etwas abseitiges Asyl bot. Niedergeschlagen kramte ich im Rucksack nach meinem Handy und schrieb ihr einige Zeilen, die im Grunde nichts Anderes zum Inhalt hatten als pure Verzweiflung nach enttäuschter Hoffnung und soeben erlittener Demütigung, die Anna vermutlich auch nicht leichtgefallen. Ich denke, sie fürchtete eine Wiederholung des Geschehenen, und nicht zuletzt meine bedenkliche Nachricht, die mir leider nicht mehr vorliegt, veranlassten sie zu einem Entschluss, der sie mir, ganz gegen ihre Absicht, innerlich noch ein wenig näher brachte.

Es war nur wenige Tage später, als ich des Abends nach meiner Sitzung zu Buch und Tee aus dem Café hinaustrat und zwei Mädels gewahrte, denen mein siebenter Sinn augenblicklich eine Absicht anzuheften begann. Im Laufe der Zeit empfänglich geworden für alle indirekten Aufmerksamkeiten schien es gerade so, als wären mir Fühler entstanden, die mich stützen ließen bei kleinsten Ungewöhnlichkeiten in Mimik und Gestik meiner Mitmenschen. Ich fühlte mich beobachtet - sie taten etwas mit ihrem Handy - sie tauschten zweideutige Blicke und tuschelten. Empfindungen des Misstrauens und der Neugier stiegen in mir auf und ich entschloss mich, nicht den üblichen Weg zu nehmen, sondern am Eckausgang des Cafés und den zwei Mädels vorbei eine schmale Querstraße zu befahren, die in Richtung meines Lieblingscafés führte. Dieses lag an der Parallelstraße etwas oberhalb, und kaum hatte ich die Hälfte des Wegs durch die Gasse genommen, als ich im Sauseschritt Anna in Begleitung einer Freundin aus dessen Richtung kommen sah. Mein erster Gedanke: Sie läuft davon. Wovon? Sie wusste: Seit einigen Abenden ging ich nach dem Schwimmen nicht mehr nur Tee trinken, sondern anschließend noch in meine feine gute Stube zu einem Galao, dem besten in der Stadt. Auch, um noch ein paar Worte mit dem Chef oder der Bedienung zu wechseln und so den Tag nicht ganz ohne verbalen Austausch zu beenden. Da lief sie also, und schon bald im Café am Tresen sitzend nahm das Gespräch mit dem Chef erneut seine entsprechende, wenn auch allgemein gehaltene Wendung. Beiläufig die Erwähnung netter Gäste, die heute Abend hier gewesen. Augenblicklich hellhörig geworden nahm ich ihm das gerne ab und begann, seine Worte in mich hinein zu schlürfen und seine Mimik zu beobachten. Einmal mehr kam die Ökonomie einer Beziehung zur Sprache, wie auch die Unmöglichkeit des Zusammenlebens zweier Charaktere, die „nicht ganz einfach“ seien. So ein Schelm, dachte ich, da redet er also um den heißen Brei herum, wohl wissend, um wen es sich in meinen Gedanken handelt und wen er da noch vor wenigen Minuten bewirtet. Seine Worte schienen mir wie ein indirektes Gespräch mit Anna, das mich zugleich entzückte und erzürnte. Es roch nach Verschwörung und Verrat, doch eben auch nach der Sorge Annas um meinen Gemütszustand, gerade so, als hätte sie mit der Rechten ausgeholt, um nun mich mit der Linken zu verarzten. Gleichwohl, sie mochte auch Ruhe haben vor mir, der ich sie in Situationen brachte, die sie zu überfordern und zu ängstigen begannen.

Denn wenn schon die Welt zuweilen ein Dorf ist, so trifft dies für unser mittelalterliches Städtchen an der Saale allemal zu, und nur wenige Tage später, an einem Sonntag, hatte ich des Abends eine dringende Karte in den Briefkasten zu stecken. Unterwegs zum Rathaus auf einen Bekannten getroffen und kaum ein paar Worte gewechselt, sah ich auf der Kreuzung gegenüber Anna in Richtung des Marktplatzes laufen. Aufgewühlt durch ihren Anblick verabschiedete ich mich rasch und setzte meinen Weg fort, der in ihre Richtung führte. Ich war mir sicher, dass auch sie mich gesehen hatte, doch wollte es mir so vorkommen, als hätte sie mich ignoriert und ihren Schritt beschleunigt. Es schmerzte ein Stachel, der mich nach ihr Ausschau halten ließ. Ich suchte nicht nach ihr, doch hoffte ich aus irgendeinem Grund, sie auszumachen. Sie war nicht mehr zu entdecken. Es mögen Marktbuden gestanden haben, die ihr womöglich als Versteck dienten, ich habe daran keine Erinnerung mehr. Vielleicht auch verschwand sie im Dunkeln einer Seitentrasse. Die Karte schließlich eingesteckt machte ich mich betrübt auf die Rückfahrt, kehrte jedoch schon bald wieder um und fuhr zurück. Ein unbestimmtes, beklemmendes Gefühl hatte mich ergriffen, mein Kopf wie taub trat ich nur mehr unentschlossen in die Pedale. Nach halber Strecke kam sie mir auf meiner Straßenseite entgegen, doch war ich wie Luft für sie. Es gab da keinen Thomas, der in nicht einmal einem Meter Entfernung an ihr vorbeifuhr. Die völlige Ablehnung war nunmehr Gewissheit, an eine direkte Fahrt nach Hause nicht zu denken. Eine Runde gedreht machte ich halt vor meiner allabendlichen Absteige, doch kaum das Rad angeschlossen, kam mir Anna erneut entgegen. Sie war es, doch gleichzeitig auch nicht, denn kaum erkannte ich ihr aus Furcht und Entsetzen gemeißeltes Gesicht, aus dem die Augen starr nach vorne blickten und dessen Ausdruck sie mir völlig entfremdete. Mit zittriger Hand und kaltem Schrecken in den Gliedern schrieb ich anschließend in mein Tagebuch:

-

Ihr eben begegnet, vorbei ging sie an mir, die Augen stur geradeaus, meinen Gruß erwiderte sie nicht. Die Freundin an ihrer Seite würdigte mich ebenso keines Blickes. Ist es nicht verrückt? Mit keinem Wort haben wir uns beschimpft, haben uns nicht wehgetan. Freunde waren wir, haben uns auf Anhieb verstanden und mochten uns. Was nur ist passiert? Habe sie zwar wiedererkannt, doch ihr Gesicht schien mir wie eine Maske, vor Schrecken verzerrt, der Stolz in ihren Zügen und der ihres Ganges haben sich in etwas Hölzernes, Steinernes gewandelt. Das war nicht sie, mit der ich auf einem Handtuch zu Wein und Nüssen an der Saale gesessen, deren Gesichtszüge im warmen, seidenen Licht der Abendsonne einen wunderbaren, weiblichen Charme ausstrahlten ...

-

Anna schien mit ihrem Latein am Ende. Diese unglückselige Verkettung an Begegnungen mochte das Fass zum Überlaufen gebracht haben, und ich kann mir vorstellen, dass sie schließlich um fachlichen Rat gebeten. Denn nur wenige Tage später, als ich am Tresen bei einem Gespräch mit der Bedienung saß, fühlte ich mich von einer Dame beobachtet, die sich allein an einem der Tische nebenan befand und eifrig in ihrem Notizbuch schrieb. Des Abends dann unterwegs auf den Seiten eines virtuellen sozialen Netzwerks bekam ich zum ersten und einzigen Male in der Liste der vorgeschlagenen Bekanntschaften eine Institution zu sehen, die sich unter anderem mit einem Verhalten befasste, das mir bis dahin immer etwas Widerwärtiges und zugleich Fernes gewesen: mit Stalking. Das war es nun also. Zu Weihnachten desselben Jahres, am Feiertage mit dem Rad unterwegs, da hörte ich den Kommentar: „Er soll einmal darüber nachdenken, was er ihr hat angetan.“ Anna selbst begegnete ich bis dahin nur ein einziges Mal. Gerade in Richtung Marktplatz unterwegs sah ich sie in Begleitung aus einer Seitenstraße heraustreten; sie machte zwei Schritte zurück, als sie mich erblickte. Und ich, ich trat umso kräftiger in die Pedale.

[nach oben](#)

23

Tagebucheintrag, Ende 2012

Auf der Fahrt über die Rabeninsel wunderbarer Spätherbst bei Nacht. Recht stark bewölkt, doch lugen hier und da einige Sterne hervor, die sich spiegeln in der stillen, dunklen Saale. Wie schwarze Finger ragen am Ufer einige Baumstümpfe aus dem Wasser, wartend auf den Winter, wartend auf den Schnee. Nässe schimmert auf dem Teerbelag der Brücke, geisterhaft erscheinen mir Menschen, umschlungene Pärchen im gleißenden Sonnenschein. Nur Wochen ist's her, grün die Bäume, nun kahl, und statt des Staubes wirbeln die Reifen Wasser und Matsch auf, rollen auf schmierigem, verrotten dem Laub. Längst schon ist der Herbst nicht mehr der goldene Engel, der dem Sommer seinen letzten Glanz gibt, nun ist's der Abgesang der Natur, die sich zur Ruhe legt. Es wird Nacht im Zyklus des Jahres, und ich stelle mir vor, inzwischen wieder unterwegs im gleichmäßigen Takt der Pedale, vor mir tut sich ein Portal auf, ein Ausgang aus dieser Welt. Ich schau auf den Weg, soweit der Kegel meiner Lampe reicht ...

-

Das Radfahren entwickelte sich zu meinem Labsal in diesen Tagen, und die Leute hatten Recht mit ihren Kommentaren, wenn sie mich zusammen mit dem Fahrrad als eine Einheit betrachteten. Nach getaner Arbeit den Fahrtwind zu spüren und den Beinen etwas zu tun zu geben war mir körperliche und seelische Befreiung zugleich, und oft unternahm ich selbst des Nachts Ausflüge in die Natur, die mir eine Trost spendende Konstante schien. Doch im Grunde war mir gewiss, dass ich fortlief, vor mir, meinem Alleinsein, meiner Traurigkeit. Ich versuchte, all dies mit der Freiheit auf dem Rade zu ersticken, nur um nicht lang nach dem Absteigen erneut in ein Meer aus Trübsal zu sinken, dass mich

von meiner Umgebung isolierte und neuen Eindrücken oder gar Bekanntschaften gegenüber völlig unempfindlich werden ließ.

-

Tagebucheintrag, Ende 2012

Wie stimmungsabhängig ich bin. Gestern Abend und heute Morgen noch voller Zuversicht und hoffnungsvoller Grundstimmung, bedrängt mich heute Abend wieder ein innerliches Jammern, ein Niederschlag der Seele, wie hinweggefegt die Hoffnung. Hoffnung - wie schön dieses Wort doch klingt, wie fremd ist's mir geworden. Hatte ich jemals Hoffnung? Möchte ich sie noch haben? Wieviel einfacher ist es doch, sich seiner Trübsal, seinem vertrauten Jammern hinzugeben. Manchmal das Gefühl, als brauche ich's, weiß aber doch, dass es mich innerlich verarmen lässt.

Tagebucheintrag, Neujahr 2013

Silvester verbracht, meinen Geburtstag - allein. Nicht, dass ich mich wohl dabei gefühlt hätte, doch war es die Fortsetzung des letzten halben Jahres. Eine untergründige, unbestimmte Traurigkeit, ein Dahintreiben in den Umständen, die ich zuweilen versucht bin, als Schicksal zu bezeichnen.

-

Es waren die kleinen Dinge, die mich ebenso rasch aufsteigen wie untergehen ließen, aufgeschnappte Kommentare etwa, oder solch eitles Gebaren wie die geschwinde Vorbeifahrt an einem vollen Café, so wie ich generell zu Rade immer nur eines kannte: Vollgas. Ich suchte Aufmerksamkeit, auf mich gerichtete Blicke, die Vergegenwärtigung meiner Existenz, die sich, so die Hoffnung, bis zu Anna sollte herumsprechen. Keine Minute wollte vergehen ohne einen Gedanken an sie, ich konnte nicht lassen von der Erinnerung an unsere gemeinsamen Unternehmungen, nicht vergessen die letzte Begegnung voll Schrecken und Furcht. Es war mir unmöglich, sie los zu lassen. Ich wollte es auch nicht. Meine erste und einzige Stunde bei einem Therapeuten, den mir mein Vater durch seine Kontakte innerhalb kürzester Zeit vermittelt, war so von vornherein zum Scheitern verurteilt. Nicht nur, dass mir all die zwar notwendigen, doch allzu vordergründigen Formalitäten direkt zu Beginn missfielen, die allein dem Monetären dienten und auch das in Kenntnis setzen meiner Hausärztin zur Folge hätten gehabt, wofür ich mich trotz aller Landläufigkeit einer psychologischen Konsultation heimlich schämte; es war auch die Frage nach der Sinnhaftigkeit dieser Sitzung, die mich beschäftigte. Ich bildete mir ein, die Erkenntnis um meine Probleme, deren Wurzeln und ihre Auflösung bereits zu besitzen, denn viel hatte ich gelesen darüber, mich auch beschäftigt mit fernöstlicher Philosophie und Religion, wohl wissend um deren Credo der Selbstbesinnung. Sie schien mir eine harte Schule, leicht zu verstehen, doch schwer zu meistern. An sie allein wollte ich mich halten, ohne Hilfe von außen, doch war ich von ihrer Verinnerlichung weiter entfernt denn je, als ich mich nach der Sitzung erneut meinem Tagesablauf hingab und den Therapeuten niemals wieder aufsuchte.

-

Tagebucheintrag, Anfang 2013

Warum eigentlich dieses Schwimmen? Dieses allabendliche an die Grenze der Ausdauer gehen? Das flüchtige Gefühl der Zufriedenheit danach - wohl deshalb. Der Versuch zu vergessen, um Energie abzubauen, die sonst ins Negative umschlagen würde. Es wäre gut, diese Energie nicht im Becken verpuffen zu lassen, so sinnlos. Es wäre gut, diese Energie ins Kreative zu lenken. Doch dazu ist wohl nötig: der Wille.

Dieser Tagesablauf war mir Fluch und Halt zugleich. Denn neben der Arbeit und den sportlichen Aktivitäten waren es vor allem die Cafébesuche, die meinen Tag zunehmend mehr bestimmten und mir die Illusion des Sozialen verschafften. Konnte ich zuvor noch allein zu Hause sitzen, vertieft in ein Buch und meinen Gedanken, wurde mir nun die Stille zur Qual und Unmöglichkeit. Es ergriff mich ein Gefühl der Unruhe und Rastlosigkeit, das mich auch bei widrigstem Wetter und später Stunde aus der Wohnung trieb. Ich mied alles, was den gewohnten Gang hätte stören können, und kam es doch einmal dazu, dass mich irgendein Umstand am Besuch der Cafés hinderte, machte mir das schwer zu schaffen, ja es steigerte sich meine Rastlosigkeit gar zu einer Art panischer Unruhe - kurz: Ich wurde abhängig.

Dahinter jedoch steckte nur zum Teil der Wunsch, unter Menschen zu sein; vielmehr verband ich damit auch die Möglichkeit, auf diese Weise vielleicht etwas über Anna in Erfahrung zu bringen. Denn kaum hatte ich Platz genommen, meinte ich mich betreffende Gespräche zu vernehmen, von der Musik und dem Stimmgewirr chiffrierte, in Wortfetzen zerlegte Sätze nur, ohne vollkommenen Sinn und Zusammenhang, der mir in aller Regel auch dann verschlossen blieb, wenn ich mich aufs Äußerste anstrengte, um bestimmte Stimmen aus den Umgebungsgeräuschen herauszufiltern. Sicher war allein, dass meine Gegenwart nicht unbemerkt geblieben und sie mehr und mehr zum Thema wurde.

-

Tagebucheintrag, Ende 2012

Heute in der Ecke wieder ein Gespräch über mich. Die reden so laut, dass es einfach nicht zu überhören ist. Die genieren sich überhaupt nicht. Klar, es ist schon ein wenig schrullig, jeden Abend hierher zu gehen und zu denken, die Leute würden nicht reden. Es ist geradezu naiv, denn über jede Außergewöhnlichkeit gibts natürlich zu reden.

-

Doch ich wurde besser. Tut man etwas nur lang genug, so stellen sich unweigerlich Fortschritte ein, die in meinem Falle zu einem besseren Verständnis der Umgebungsgeräusche führten. Natürlich lässt sich hierin ohne technische Hilfsmittel kein wirklich vollständiges Bild der Lage erlangen, allerdings lernte ich, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen, einzelne Wörter und Satzketten entweder zu verwerfen oder einzubauen in mein Puzzle, welches ich nach und nach in meinem Kopfe und im Tagebuch begonnen hatte zu umreißen. Dennoch wollte es mir nie recht gelingen, dem Stückwerk scharfe Konturen zu geben, denn immer blieb ein gut Teil der Gesprächsinhalte im Ungewissen. Dies war sehr anstrengend, zumal sich kein Plätzchen mehr wollte finden, wo ich Ruhe hatte vor diesen Themen und mich sozusagen auf neutralem Boden befand.

*Verdammt Anna, dieses Gequatsche! Selbst **mein** Café ist vermint! Willst Du mich hinrichten oder so?! Ich weiß auch, dass ich lange Haare hab, und sie gefallen mir. Die Krawatte zieh ich an, wenn ich fünfzig bin. So.*

Dies machte auch vor meinem Arbeitsplatz nicht Halt. Gut in Erinnerung ist mir die Begegnung mit einer Kollegin aus der Personalabteilung, die am Raucherplatz stand und zu ihrer Gesprächspartnerin meinte, den Blick halb mir zugewandt: „Dann hätte er ja gewonnen.“ Ich grübelte darüber, ob ich im Krieg sei, doch vor allem betrübte mich der abschätzige Ausdruck ihres Gesichts. Ich suchte gedanklich zu ergründen, was mir eigentlich wurde vorgeworfen und weshalb das alles so weite Kreise zog. Nicht lang danach, während eines Gesprächs mit einem Arbeitskollegen über meine vormalige Anstellung, da erwähnte er plötzlich eine Kollegin, mit der ich einmal „zusammen gewesen“. Doch sei das ja nun Vergangenheit. Anna. Sein unvermittelt ausgesprochenes Wissen um unsere Bekanntschaft irritierte mich, während er nun den Eindruck machte, als wäre ihm dessen Erwähnung unangenehmer Weise herausgerutscht. Ich fragte mich, ob wir jemals waren „zusammen gewesen“ und wendete mich wortlos ab. Zunehmend öfter hörte ich meinen Namen auch beim Gang durch die Kan-

tine, begleitet von manch skeptischem Blick, den ich mit an meinen Arbeitsplatz nahm. Doch dies einmal mitbekommen begann ich fortan auch hier, meine Anwesenheit offensichtlich werden zu lassen und suchte die Kantine nun immer zu jener Mittagszeit auf, die mir die meiste Wirkung versprach. So war es natürlich ein Ding der Unmöglichkeit, Anna aus meinen Gedanken zu verbannen. Hatte ich nie in Gänze aufgehört, ihr sporadisch eine Nachricht zu senden, die stets unbeantwortet blieb, steigerte sich die Frequenz im Lauf der Monate ganz im Verhältnis zu der Menge an aufgeschnapten Kommentaren und deren Deutungen. Immer auch schienen meine langen Haare eine Rolle zu spielen, die mir zusammen mit meinem Gesichtsschnitt recht häufig die Bemerkung einbrachten, Ähnlichkeit mit einem gewissen Teufelsgeiger zu besitzen. Ich begann mir einzubilden, sie seien für Anna ein Stein des Anstoßes und würden nicht passen zu der neuen Linie, der sie sich nun verschrieben. Denn als ich eines Frühsommerabends zusammen mit ihrer alten Freundin, die uns des Öfteren zum Schwimmen begleitet, zu Tische im Freisitz eines Kaffees saß, da kam sie nicht umhin, bei kurzer Begrüßung und einigen allgemeinen Worten, die sich ausschließlich dem Tun, also der Arbeit widmeten, auch mir die Hand zu geben. Sie war fein, fast geschäftsmäßig gekleidet, und auch bei späteren Begrüßungen, die sich zumeist auf das Sehen beschränkten, fiel mir immer wieder die Wandlung ihres Äußeren auf, passend zu dem Vorhaben, nun voran kommen zu wollen. Hingegen ich trat auf der Stelle, und sie wusste das genau. Meine Energie investierte ich allein in den Versuch der Kontaktaufnahme zu ihr, doch mit jeder gesandten Nachricht schien ich in ein Wespennest zu stechen, denn gefühlt handelte es sich lediglich um Minuten, bis jene eine größere Leserschaft erlangten. Die Reichweite meiner Zeilen wurde so um ein Vielfaches multipliziert, und wohl mag es sich damit um ihre Art gehandelt haben, mit deren zunehmend emotionalen Inhalten fertig zu werden. Sie hatte ja auch gar nicht nach ihnen gefragt.

*Die Vöglein zwitschern,
der Fuchs im Bau,
nur Pheme ist's, auf allen Wegen,
die man hört ihr Netze weben.*

[nach oben](#)

25

Lese ich heute diese Nachrichten, die mir ab dem Jahre 2013 nahezu vollständig vorliegen, so komme ich nicht umhin, Anna einigen Respekt zu zollen. Sie bekam heiß und kalt, Zeilen voller Emotion, in denen ich mich gänzlich bloßlegte, aber auch andere, die sie trotzig in Haftung nahmen für die ausbleibende Antwort, die ich mir immer erhofft. Gerade zur zweiten Jahreshälfte hin steigerte sich die Frequenz wie im Rausch und ich sendete ihr teils drei, vier Nachrichten am Tag, motiviert durch Gehörtes oder im Banne des nie ruhen wollenden Gedankenstroms, der allein sie zum Thema hatte und geradewegs in mein Handy floss. Sein Quell war meine Sehnsucht und der Glaube an sie, der neue Nahrung erhielt, als ich eines Abends, es war Anfang September, auf dem Balkon stehend mir den spätsommerlichen Nachthimmel betrachtete.

Ich hatte eine Kerze angezündet und mir das Fernglas aus dem Schrank geholt, um ein Doppelsternsystem zu betrachten, welches sich mit bloßem Auge als solches nicht erkennen ließ. Mich interessierten derlei Beobachtungen, denen ich mich am liebsten bei klassischer Musik widmete als einer Kombination, die mir ein Stückchen Ewigkeit versprach. Ich wusste natürlich, dass selbst Sterne vergehen und vergehen müssen, doch lagen diese Zeiträume außerhalb meiner Vorstellung. Als den Ursprung aller Dinge sah ich sie respektvoll und zärtlich als die Wiege auch unserer Existenz.

Kaum also hatte ich das Fernglas an meine Augen gesetzt und scharf gestellt, als ich aus dem Dunkeln der Schrebergärten vor meinem Balkon eine Stimme hörte, die da rief: „Ich kann das nicht sehn!“ Das Doppelsternsystem wollte in diesem Augenblick nicht mehr die Hauptsache sein, denn ich erkannte, wer da gerufen: Anna. Wie immer ließ ich mir nichts anmerken und setzte fort mein Tun, das ja nun

doch nichts mehr war als Schauspielerei. Der Klang ihrer Stimme saß mir in den Gliedern, denn es schien gerade so, als müsste sie sich zusammennehmen und etwas unterdrücken, was spontan zum Ausbruch gekommen.

*In die Sterne sah ich,
Deine Stimme hört ich,
weit das All, vollkommne Ruh,
gesprochen hast zu mir nur Du ...*

Anna, die ich bei den wenigen Begegnungen nach meinem letzten Besuch im Laden als sehr unterkühlt in Erinnerung hatte, war mir plötzlich wieder sehr nahe, während in mein Bewusstsein drang, wie viele Facetten ein Mensch doch besitzt. Sie machten es im Grunde unmöglich, ihn festzulegen auf ein bestimmtes Bild, welches sich nach einigen wenigen Situationen zu formen beginnt. Euphorisch schrieb ich des gleichen Abends in mein Tagebuch:

Tagebucheintrag, September 2013

Es ist wie in Geschichten, es ist das, was wir daraus machen. Es ist real, gleichermaßen schön wie schmerzhaft. Ich möchte dankbar sein, das zu erleben. Ich möchte Anna dankbar sein, und im Grunde möchte ich um nichts auf der Welt auf diese Erlebnisse verzichten. Es ist gut so, wie es ist. Daran mag ich glauben. Allein die Zeit wird zeigen, wohin es gehen wird. Klingt trivial, doch glaube ich nicht an einen großen Gestaltungsspielraum des Einzelnen. Schicksal? Nein, ein Lebensthema. Welches ist das Meine? Vielleicht die Suche.

-

Doch blieb diese Begegnung ohne Folgen, nach der ich rasch zurück in meine gedankliche, mir jegliche Energie aussaugende Trübsal fiel. Irgendetwas musste sich ändern. Auch und vor allem in Hinblick auf Anna, die äußerlich den Eindruck einer Dame machte und vielleicht schon bald zum Anteil an Frauen mit Führungsverantwortung beitragen mochte. Hingegen ich raste mit dem Rad durch die Stadt und trug praktische Outdoor-Klamotten, die mich zwar vor Wind und Wetter schützten, doch an Eleganz einbüßten, was sie an Alltagstauglichkeit hinzugewannen. Seit zweieinhalb Jahren hatte ich auf Arbeit dieselbe, auf unterer Ebene angesiedelte Position inne und bemühte mich nicht, dies zu ändern. Meine Pläne um die Zukunft lagen nach wie vor im Trüben, und nicht zuletzt auch im Sozialen schienen so ganze Welten zwischen unserer Lebensart und unseren Zielen zu liegen. Ich beschloss daher, und das war tatsächlich einer der Gründe, mein stiefmütterlich behandeltes Fernstudium wiederaufzunehmen. Ich verkürzte meine Arbeitszeit, obwohl ich mit dem Geld so schon nicht hinreichte, und setzte mich fortan statt zum Tee im Café in die Bibliothek. Einen Plan besaß ich zwar nach wie vor nicht, doch dafür das gute Gefühl, etwas Vernünftiges zu tun. Die Ahnung, meine Prioritäten besser auf das Tagwerk zu setzen als in den Selbstzweck eines geisteswissenschaftlichen Studiums, verschloss ich hinter dem Gesehen werden in den stillen, heiligen Hallen des Wissens, das sich möglichst rasch zu Anna sollte herumsprechen.

In diese Zeit fällt folgender Eintrag im Tagebuch:

Tagebucheintrag, Mitte 2013

Die Wochen vergehen, Tage voller Wiederkehr. Entschluss, das Studium zu beginnen, wirklich zu beginnen. Frage der Finanzierung, Mietschulden, Bafög-Schulden. Vollstudium, Verkürzung der Arbeitszeit. Fühle mich leer, ausgebrannt nach diesem Jahr. Möchte ihr schreiben, weiß, es hat keinen Zweck. Die Antwort wird ausbleiben. Sicher wohnt sie dort auch gar nicht mehr, und sicher werde ich dort auch nicht hinfahren, um das zu prüfen. Es gibt Grenzen, die ich nicht überschreiten möchte. Sind sie es einmal, so fallen sie und es kann sich alles nur zum Schlechten wenden. Hoffnung - an sie klammere ich mich, Hoffnung und Glauben, Glauben an ein gutes Ausgehen, wie auch immer es denn aussehen mag. Kündige ich die Wohnung, was dann? Kontaktabbruch mit Vater, seine letzte Mail

hätte ich ihm nicht zugetraut. „Warum bist Du nur so verzweifelt, wenn ich Dir doch nur wirklich helfen könnte ...“ Ein Anflug echter Sorge und ein wenig Ohnmacht - bei ihm ... Kündige ich die Wohnung, was schreibe ich? Bitte teilen Sie mir mit, wie hoch die Summe der aufgelaufenen Mietschulden ist ...? Wie soll ich sie je begleichen? Was hat sie damit zu tun, warum macht sie das?

-

Meine andauernden Besuche der Cafés forderten im wahrsten Sinne des Wortes ihren Preis, dessen Begleichung auf Kosten der Mietzahlungen ging. Ich verdrängte diesen Umstand, so gut es mir gelang, ganz so wie vormals, als mich die Onlinespiele fesselten, während mein Studium das Nachsehen hatte. Doch im Lauf der Monate fragte ich mich mehr und mehr, weshalb nichts geschah. Kein Brief, kein Anruf, nichts. Nur eines Abends auf der Straße die Erwähnung des Betrages, der nun offenstand. Ich hörte ihn aus einer Gruppe junger Männer, die mir irgendwie bekannt vorkamen und die ich mit mir ungünstigen Kommentaren aus der Vergangenheit in Verbindung brachte. Ich spürte eine untergründige Feindseligkeit mir entgegenwehen, und unwillkürlich knüpfte ich aus dieser Begegnung eine Verbindung mit - Anna. Ein Gefühl war es nur, doch lastete es schwer auf mir und ich musste darüber reden. Neben einem ehemaligen Arbeitskollegen und guten Freunde, mit dem ich mich regelmäßig auf ein Bierchen traf, war es vor allem eine Freundin, mit der ich darüber reden konnte und die auch ihrerseits eine Menge zu erzählen wusste. Voll im Bilde über meinen Zustand gab sie mir den Rat: „Du musst unbedingt einmal mit ihr sprechen, das alles kann doch so nicht weitergehen!“ „Ja“, sagte ich, „das seh ich genauso. Nur wie? Begegne ich ihr, ist sie nicht allein. Oder sie mag mich nicht kennen. Anrufen? Sie wird nicht abnehmen.“ Ich hatte mir das auch verboten, zu direkt. „Na dann“, entgegnete meine Freundin mit fester Stimme „besorg dir eine Flasche Wein, fahr zu ihr und hoff drauf, dass sie öffnet.“

Ich schüttelte den Kopf. Das hatte ich mir erst recht verboten. Wir hingegen becherten und redeten uns in Rage. Eines kam zum anderen, Beziehungen, Trennungen, Herzschmerz. Irgendwann, vom Alkohol wohligher Kopf, ein bisschen taub die Glieder, verabschiedeten wir uns, während ich mich daran machte, den bohrenden Gedanken zum Entschluss reifen zu lassen: Wenn ich das mit der Flasche Wein schon nicht machte, dann kann ich doch zumindest schauen, ob sie noch dort wohnt ...? Was ist schon dabei, nur vorbeifahren, kurz gucken! Ich saß auf und radelte auf allen nur möglichen Seitenstraßen in ihre Richtung, schlug, um nur nicht aufzufallen, Haken wie ein Hase, mied das Kopfsteinpflaster, schlich mich auf dem Fußweg an - um dann auf der Kreuzung vor ihrem Haus die quietschende, wie ein glühend Messer die Stille durchschneidende Bremse zu vergessen. Es war ein Desaster. Noch wach hatte sie mich durch das offene Fenster gehört, und sicher, ihren Ruf vernommen zu haben, fühlte ich mich furchtbar ertappt. Ich machte mich auf und davon. Mit Vollgas.

Ich weiß, Anna, Du möchtest das nicht lesen, doch ich frag mich warum. Wie ein Dieb schlich ich durch die Straßen meine Bremse quietschte als ich zum ersten Mal seit damals die Straße betrat ich sah Licht bei Dir meine Brust ward eng wollte wissen ob Du noch da bist und hörte ein oh nein meine Beine wurden weich und ich verschwand doch wie gern hätte ich den Knopf gedrückt doch Du hättest nicht geöffnet und Du wirst mir auch nicht antworten ...

Warum? Sitz an der Saale im Regen und frag mich warum. Der Fluss ist still und nur der Wind geht durch die Bäume ... ach Anna ...

26

Thomas legte den Stift beiseite und schloss die Augen ... Vor wenigen Stunden erst hatte er mit langer Umarmung und allen guten Wünschen für die Reise seine Schwester verabschiedet, ehe sie in der allmählich kleiner werdenden Bahn wurde fortgetragen als Nachzüglerin seiner Familie, die während des letzten Tages sämtlich dagewesen. Er war Angehörigen begegnet, deren Existenz ihm bislang lediglich aus Erwähnungen bekannt, anderen, die erst vor Kurzem in sein Leben getreten, denen, die

er, so wie seine Schwester, des Längeren nicht gesehen, und schließlich jenen, die ihm als ständige Begleiter durch die Jahre besonders nahestanden. Am langen Tische zusammen gekommen hatten sie geplaudert und gelacht, in gemütlicher Runde zu Mittag gegessen, Tee und Kaffee getrunken, und zuweilen hätte man vergessen können, weshalb die Verwandten und Bekannten so zahlreich erschienen waren. Der Tod hatte sie zusammengeführt, und Thomas erinnerte sich an die Nachricht seines Bruders, versandt nach kräftezehrenden Tagen des Ordens: Der Tod unserer Mutter hat uns Geschwister letztendlich zusammengeschweißt.

Thomas war der Letzte, der sie lebend gesehen; er war auch der Einzige der Familie, der vom Anblick ihres Leichnams zu erzählen wusste. Die Augen halb geöffnet und den Blick ins vollkommen Leere gerichtet hatte er sie liegend in ihrem Bette gefunden, zugedeckt mit dicker Decke bis zum Kinn, das mit schlaffen Muskeln den Mund nicht mehr zu schließen vermochte und ihn zum stillen Schrei geöffnet ließ. Vergebens der Ruf ihres so oft gesprochenen Namens, vergebens ein leichtes, verzweifelt Schütteln ihres verhüllten Körpers, vergebens auch nach langen, in Fassungslosigkeit verbrachten Minuten der Versuch, ihr die starren Lider zu schließen. Kalt ihre Wange an seinen Lippen und bleiern die Stille im Zimmer, dessen Raum allein der Ohnmacht angesichts des Todes gehörte; leis nur drang Vogelgesang durch das Fenster, welches sie noch weit geöffnet. Ihr letztes Lebenszeichen fand Thomas auf seinem Telefon, ein Anruf zu früher Morgenstund, nicht lang, bevor sie ihren letzten Atemzug getan. Was nur hatte sie ihm sagen wollen? Wusste sie, wer sich da angekündigt? Es war doch tiefer Schlaf, der ihm das Klingeln verborgen, nicht hören hatte er sie können, und nun blieb Ungesagtes für immer ungesagt. Dabei hätte er ihr so gern noch etwas Gutes erzählt, von sich, der sie so oft beschäftigt. Sein einziger Trost war ihm der letzte Gruß, den sie gesandt, bevor er die Tür verschlossen; ein müdes Heben des Kopfes nur, ein Lächeln nach seinem Kusse auf die warme Wange, nach seinem Aufenthalt bei ihr am Bette, an dem er mit ihr zu Abend gegessen. Ein wohl gnädiger Tod der stolzen Frau, deren Lebenswillen dahingeschmolzen angesichts des widerspenstigen Körpers, der die Last der Jahre und die Folgen des vormals erlittenen Schlaganfalls nicht mehr hatte zu tragen vermocht und Schritt für Schritt mehr den Alltäglichkeiten machtlos war ausgesetzt gewesen. Nie zur Bürde wollte sie werden, niemals hilfebedürftig sein, und bis zuletzt geistig rege verdankte ihr Thomas so vieles auch an Anregung, die ihm im Lauf der Jahre zu einer zunehmend wertvolleren Gabe geworden. Und so sandte er ihr zur Trauerfeier einen letzten Gruß, ein Gedicht von Friedrich Schiller, gelesen aus einem Büchlein, welches immer neben ihr gelegen ...

Sehnsucht

*Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.*

*Harmonieen hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu,
Goldne Früchte seh ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.*

*Ach wie schön muß sichs ergehen
Dort im ewgen Sonnenschein,*

*Und die Luft auf jenen Höhen
O wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust,
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.*

*Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken,
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.*

Lebe wohl im Wunderland, liebe Mama!

-

Die Beerdigung hatte die Eindrücke jenes Tages wieder aufgespült, die während des Trubels der letzten Wochen ein wenig zu verblassen begannen. Und vielleicht ja setzte nun die eigentliche Verarbeitung ihres plötzlichen Todes ein, dessen Endgültigkeit ihm erst jetzt, angesichts all der abgereisten Verwandten und der sich allmählich über die Geschehnisse breitenden Ruhe, zu vollem und klarem Bewusstsein kam. Doch gab es da nun immerhin einen Ort, den er aufsuchen konnte, um doch irgendwie bei ihr zu sein. Eine Bank stand neben ihrem Grab, das auch seines Bruders letzte Ruhestätte war, und Thomas wollte, sobald es die Witterung erlaubte, sich auf sie setzen und ihnen erzählen, wie es weiterging mit ihm. Dann würde der Frühling Einzug gehalten haben, all die Blumengebinde verschwunden sein und die Lilien ihre schlanken Blätter austreiben. Sie würden sich wiegen und leis rascheln im lauen, den Vogelgesang mit sich tragenden Winde ...

Er würde erzählen von den Tagen nach ihrem Dahinscheiden, den Brüdern, mit denen er viel Zeit verbracht. Wie sie in Görlitz um Mitternacht ein saftiges Steak gegessen und sie anschließend einen Gang durch die stille, malerische Innenstadt unternommen. Wie sie einen Kleiderschrank zusammenbauten und die Rückwand falsch herum anbrachten oder von den Gesprächen, die sie miteinander führten. Von seiner Schwester würde er berichten, die er so lang nicht gesehen, auch von den Zusammenkünften bei seinem Vater. Von dem Zug, den er gerade so erreicht und von seinem Clubbesuch, der ihn unvergesslich aufgefangen. Ihr würde er sagen, dass er die kurzen Anrufe vermisse, die ihm den Wunsch nach einem Herunterkommen hatten signalisiert. Ihr erzählen vom ersten Mal Bügeln in seiner Wohnung, von der angeschafften Kochplatte und dem ersten Essen, dass er sich oben zubereitet. All die kleinen Dinge würde er aufzählen, die sich ergeben und verändert hatten, seit er gänzlich auf sich allein gestellt.

Und natürlich auch, dass er zu seinem Vermieter gegangen. Wie er ihm gegenübergesessen und auf den Aktenordner hatte geblickt, den man ihm gewidmet. Wie sie nüchtern über das Verfahren gesprochen, das auf die Räumung seiner Wohnung, den Verlust seiner Habe und die Unterbringung in einem Heim drohte hinauszulaufen. Von seinem Abschied dort und den Dingen, die geschehen sind und die in einer Zivilgesellschaft nichts zu suchen haben. Davon, dass er sich nun darangemacht, seinen Brief fortzusetzen ...

[nach oben](#)

„Wie kommt es, dass der Geist vergeudet wird und leerer Wissenskram sich vordrängt? Der Geist vergeudet sich im Namen, das Wissen drängt sich vor im Streiten. Die Namen führen zur Eifersucht, und das Wissen ist nur ein Werkzeug des Streites.“

- Zhuangzi

Tagebucheintrag, Ende August 2013

Heute war es soweit. Auf Arbeit, inmitten eines Kundengesprächs, erhielt ich den Anruf, und instinktiv wusste ich, welcher Nachricht er vorauselte. So kam es denn auch: Über dreitausend Euro sind offen, Verwunderung darüber, dass ich mich nicht habe gemeldet. Der Hausverwalter, laut Aussage meiner Mutter sehr umgänglich, saß also bei ihr am Tische und, kaum war die Nachricht heraus, im Übrigen erst nach der Frage, welche Beziehung ich zu ihr, meiner Mutter, hätte, da rief sie mich an, voll Verwunderung auch sie. Verwunderung auf beiden Seiten. Ich hatte damit gerechnet, dass es früher oder später kommt, dennoch ein Gefühl von zu Kopf steigender Hitze, lähmend. Er erwartet meinen Anruf, morgen.

-

Und so, wie auch mein verkürztes Arbeiten noch am selben Tage, als es mir bewilligt, zum Thema mitbekommener Cafégespräche geworden, fand auch die Mietsache rasch Eingang in die Mäuler und die flinken Finger, deren unermüdlich Wirken im Nu einen Faden der Verwunderung durch die Gassen spann und an dessen allgegenwärtig scheinender Substanz aus Scham und scheelen Blicken ich glaubte, mehr und mehr festzukleben und nie mehr loszukommen. Die Sache musste geregelt werden. Ich schaute mich also um, wie zumindest ein Teil des Geldes zu beschaffen war, denn während der folgenden Tage konnte ich mich mit meinem Verwalter auf eine Splittung des offenen Betrages einigen, den er zu einem Teil sofort und zum anderen Teil in monatlichen Raten erwartete. Meinen Vater zu bitten erschien mir völlig abwegig, zu sehr hätte ich mich geschämt, einmal mehr aus eigenem Verschulden in solch Schwierigkeiten geraten zu sein. So erinnerte ich mich als einzigen Ausweg der bis dahin immer entsorgten, seit meiner Ratenzahlung für das Fahrrad mir zuweilen zugelegten Werbebriefe, und just an diesem Tage erfüllte sich meine Hoffnung auf ebensolche Post, die ich, kaum aus dem Briefkasten gefischt, geradezu fieberhaft zu öffnen begann. Der Kreditantrag gestaltete sich verlockend einfach: Hier und da eine Unterschrift leisten, einige wenige Kopien anfertigen, eine makellose Schufa aufweisen - fertig. Es war nur eine Sache von Tagen, bis ich das Geld in Empfang nehmen und mir die drückende Sorge vom Halse schaffen konnte. Doch hatte ich mich nun auseinanderzusetzen mit der Tatsache, zusätzlichen finanziellen Verpflichtungen nachkommen zu müssen, denen ich mit meinem Gehalt, das sich durch die Verkürzung meiner Arbeitszeit merklich verringert hatte, kaum nachkommen konnte. Da nun auch das Bafög-Amt ungemütlich zu werden begann, beschloss ich die Aufnahme eines weiteren, kleineren Kredits, dessen Bewilligung ebenfalls mit nur wenig Aufwand verbunden war. Somit stand mir erst einmal wieder Geld zur Verfügung, mehr, als ich seit langem auf meinem Konto hatte gesehen. Den dunklen Schatten der geradewegs an die Banken verramschten Freiheit mochte ich ebenso wenig wahrnehmen wie den Gedanken an die Notwendigkeit, die allabendlichen, durch den Aufenthalt in der Bibliothek zwar etwas eingeschränkten, freilich dennoch stattfindenden Cafébesuche nun bleiben lassen zu müssen, um nicht allzu rasch meine Milchmädchenrechnung vor Augen geführt zu bekommen.

Unvermindert intensiv unterdessen die innerliche Hinwendung zu Anna, unvermindert auch befeuert durch den immerfort währenden Kreislauf aus meinen Nachrichten und den Unmengen an Gesprächen, deren mitunter willentlicher Zeuge ich geworden und die mich angesichts der sich nicht ändern wollenden Situation zunehmend verzweifelter werden ließen. Der Kontakt kam nicht zustande, immer nur erfuhr ich indirekt von ihr, und mir schien, dass beständig auch von meinen langen Haaren die Rede war. Gerade hinsichtlich ihres ehemaligen Freundes, der schließlich ebenfalls lange Haare

hat besessen, stellte mich dieses Thema vor ein unlösbares Rätsel. Und konnte ich dem anfangs noch mit Humor begegnen ...

*Lange Haare, kurze Haare,
mir scheint's, das ist so eine Frage;
ob blond, ob schwarz, kurz oder lang,
grau werden's alle irgendwann.*

... so wurde ich mit der Zeit unsicher in meinem Vorhaben, mich davon nicht beirren zu lassen. Mein Selbstvertrauen befand sich, ganz entgegen des äußerlichen Eindrucks, den meine Erscheinung auf den Beobachter gemacht haben mochte, nahe dem Nullpunkt, und anlässlich einer besonders kras- sen Situation, während der ich mich wie Luft habe behandelt gefühlt, reifte aus meinem Zweifel ein Entschluss ...

Anna, warum sagst Du mir nicht, was hier fünf Meter von mir entfernt besprochen wird. Weißt Du, wie quälend so etwas ist? Muss ich aus dieser Stadt raus, um endlich Ruhe zu haben? Oder wirst Du mir einmal persönlich sagen, was der gottverdammte Grund ist. Die Haare übrigens kommen ab, aber nicht Deinetwegen, sondern weil ich das so will. Nur um dem Geschnatter vorzubeugen.

Mein Frisör machte ein langes Gesicht, als ich ihm meinen Wunsch hatte vorgetragen. Natürlich, denn die aufgeführten Gründe, auf deren Aufzählung er viel Wert gelegt, schienen ihn nicht wirklich zu überzeugen. Vom Schwimmen hörte er, wo sie im Wege seien, von der Suche nach einer Verände- rung, allgemein auch von der Lust, die ich an ihnen hätte verloren. Doch sah er mir an, dass da irgen- detwas nicht stimmte. Und unausgesprochen waren wir ja im Grunde beide der Meinung, sie passten vorzüglich zu mir und meinem Gesicht, das sie weicher und runder scheinen ließen, meinen Typ un- terstrichen und sich viel zu attraktiv durchsetzt zeigten mit naturblonden Strähnen, denen die Sonne ihre Farbe gegeben. In Erinnerung kamen mir da auch die Frauen im Café, denen nach gesandter Nachricht entsetzt ungläubig die Bemerkung war entfahren: „Der kann sich doch nicht die Haare ab- schneiden lassen ...?“ Doch ja, er konnte. Es tat weh, als mein Frisör schließlich die Schere zum gro- ben Schnitt ansetzte und ich mich plötzlich wie gerupft im Spiegel sah. Doch gab es schließlich Schlimmeres. Das unverständene Gerede meiner langen Haare wegen zum Beispiel, das war vorerst zum Erliegen gekommen. Und Anna? Sie quittierte die neue Frisur mit einem „Oh nein!“, als ich we- nige Tage später mein vor dem Theater stehendes Rad abschloss. Vermutlich eine Premiere besucht war sie aus dem Stimmgewirr der anschließenden Feier zu hören, bevor ich im Dunkeln der Nacht verschwand.

Tagebucheintrag, Anfang September 2013

Habe begonnen, die Cafébesuche einzuschränken und stattdessen in die Bibliothek zu gehen. Stille dort, zu still. Mir fehlt der Hintergrund. Zwar lässt es sich gut arbeiten, doch die Stille ist bedrückend. Muss damit klarkommen, wenn ich nun wirklich das Studium anpacken möchte. Doch fehlt der *Kon- trast!*

Voll Vorfreude sah ich der Nacht entgegen und rief mir die intensiven Eindrücke hervor, welche mich während der späten Stunden des letzten Freitags umfingen hatten. An jenem Abend waren mir Grüppchen junger Leute aufgefallen, die laut schwatzend und in allem ziemlich vergnügt ihrem Ziel entgegen pilgerten, das irgendwo in meiner Fahrtrichtung zu liegen schien. Nahe der Mitternacht mich auf dem Heimweg befunden hatte ich gerade meinen Tee hinter mir, war zuvor und nach dem

Schwimmen noch ein wenig in die Natur gefahren, um nun meinen prall gefüllten Rucksack nach Haus zu bringen, der das nasse Schwimmzeug und etwas Eingekauftes enthielt. Der eintönigen Tage überdrüssig beschloss ich, endlich einmal etwas zu riskieren und jenen nahe meiner Wohnung gelegenen, mir schon des Öfteren ob seiner Betriebsamkeit aufgefallenen Ort zu erforschen, der das Ziel all der Leute war und aus dessen Umgebung ich leis den Takt treibender Beats wahrgenommen ... Ohne zuvor meinen Rucksack zu erleichtern machte ich Halt an jenem kurzen, von Bäumen flankierten Weg, der in einem gezimmerten, improvisiert wirkenden Tor mündete und das mit seinem kleinen, angebauten Holzkabuff als Kasse diente, vor der sich eine lebhaftes Schlange hatte angesammelt. Etwas schüchtern reihte ich mich ein, fummelte schließlich mein Geld hervor und hielt die rechte Hand für den Stempel hin. Nein, sagte man mir, es müsse die Linke sein. Also linke Hand hingehalten, Abdruck kassiert, weiter. Doch der Mensch, der mich nun aufforderte, meinen Rucksack zu öffnen, war zwei Köpfe größer als ich und schien so etwas wie der Torhüter zu sein. Dem nachgekommen fing seine Hände an, ohne Umschweife in meinen hingehaltenen Sachen herumzuwühlen, und ein bisschen begann ich mich wie ein auf frischer Tat ertappter Dieb zu fühlen, als er die vorhin besorgten Nudeln herausfischte und damit in der Luft herumwedelte. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass er nach etwas zu trinken suche. Ich hatte nichts einstecken, doch seine Neugierde endete erst, als seine Finger der feuchten Badelatschen waren habhaft geworden.

Den Einlass hinter mir setzte ich den Weg fort, der zu einem rege bevölkerten Platz führte und dessen Atmosphäre auf mich den Eindruck machte, Mittelpunkt eines Zigeunerlagers zu sein. Zwei Hunde strichen durch die Gegend und um die Beine der auf Baumstämmen sitzenden Leute, die sich aneinanderschmiegen, lachten, schwatzten und gebannt auf das große Feuer schauten, das zur Mitte mit hoch in die Luft leckenden Flammen und weitem Funkenflug eine angenehm warme, gemütliche Stimmung verbreitete. Überhaupt überall Menschen, die es sich auf allen möglichen oder unmöglichen Sitzgelegenheiten bequem gemacht hatten, ein Bierchen tranken oder eine Zigarette rauchten, während unter all den vielfarbigen Stimmen die dumpfen, durch die Wände verdunkelten Bässe aus dem Haus zur Linken grollten, deren Intensität mal an und wieder abschwoll, die zuweilen unterbrochen wurden, um wenig später sich zu erneuern und weiter den Strom des immerfort währenden Rhythmus hinab zu fließen. Ich war fasziniert von diesem Ort, fasziniert auch von den Laserstrahlen, die aus dem Hause geradezu geworfen den Baum zu meiner Rechten trafen und auf seinen Blättern psychedelische Muster malten, fasziniert von ihrem Weg durch den Rauch des Feuers, den sie lautlos zu durchschneiden schienen. So viel gab es für die Sinne, dass es eine Weile brauchte, bis ich wieder zu mir kam und das letzte Stück des Weges Richtung Eingang nahm, um mich hinein zu begeben zu den stampfenden und rollenden Bässen, deren Massigkeit bereits draußen begonnen hatte, meinen Körper in eine wohlige, mir bislang nicht begegnete Spannung zu versetzen.

Ich betrat eine Welt des grellen Lichts und der tiefdunklen Schatten, eine Welt, in der keine Stille zu Hause ist, die beherrscht wird von Bewegung und Veränderung, vom Rhythmus der nie innehaltenen Musik und dem allgegenwärtigen Gewühl der Leiber, deren Hitze das Klima bestimmt. Tatsächlich hat jeder Club seine eigene Atmosphäre und seinen eigenen, unverwechselbaren Geruch, doch allen gemeinsam ist diese Mischung aus Schweiß, Parfüm, Zigarettenrauch und Gras, durchsetzt mit tausenderlei anderen olfaktorischen Substanzen, um jene irgendwie süßlich schmierige und aufreizende Luft zu erzeugen, die auf der Haut zu haften scheint und die mir von Beginn an so gefällig war. Ich sog sie in mich hinein, als ich endlich meiner Sachen entledigt daranging, mir etwas zu trinken zu besorgen. Jedoch überhaupt erst einmal den Tresen zu erreichen war nicht so einfach, wie ich mir das hatte vorgestellt, und es sollte sich rasch zeigen, mit breiten Schultern und einem gewissen Durchsetzungsvermögen zuweilen einfach schneller an sein Bier zu gelangen. Nach einer Weile des Starrrens auf die nahezu undurchdringliche Menschenkette, hinter der ich ab und zu die Bedienung entlanghuschen sah, fasste ich schließlich Mut zur Lücke und ergatterte mir einen Platz zwischen zwei Mädels, die über mich hinweg und vor meiner Nase mit kleinen Gläschen hantierten, um dann das Rote darinnen hinunterzukippen und einen Schluckauf zu bekommen. Ich beschloss, das nicht zu trinken und schaute zwei Nachbarn weiter, denen gerade Flaschen mit lustig buntem Etikett aufgefüllt wurden, auf denen etwas mit Mate stand. Mate kannte ich vom Tee her, das war gut, und auf der Getränketafel stand geschrieben: Mate mit Wodka. Das wollte ich. So geschah es, und im tiefsten Innern eine treue Seele blieb ich dabei für mindestens ein halbes Jahr. Bis ich auch davon einen

Schluckauf bekam und es nicht mehr sehen konnte. Doch fürs Erste war ich glücklich und wendete mich dem großen Raum zu, aus dem die Bässe an mir zerrten wie die Fäden an einer Gliederpuppe. Was mir zuallererst auffiel: Voll. Hiernach: Warm. Und zum Dritten: Nass. Ich war mit einem Besucher zusammengestoßen, der sein Glas vor sich hertrug wie eine Trophäe und einen Teil daraus auf meine Hose kippte, bevor er mit einem kurzen „Sorry“ in der Menge verschwand. Mich in einer entschieden zu unübersichtlichen Position wädhend beschloss ich, erst einmal mit dem Rücken an eine Wand zu gelangen, die sich dann irgendwie feucht anfühlte. Von hier aus bot sich mir ein gewisser Überblick über den tiefen Raum, der bis zum Rande vollgestopft war mit Menschen und mich angesichts eines ständigen Kommens und Gehens an einen Bienenstock erinnerte, dessen Gewimmel trotz der Überfülle wie von Geisterhand gelenkt zu harmonisieren schien. Hier wie dort war selten ein Körper als Ganzes zu sehen, und im Grunde erblickte ich nur Köpfe, die auf und ab, nach vorne oder zur Seite wippten, mal im Schatten verschwanden oder in Farbe getaucht wurden von den servogesteuerten Strahlern an der Decke, die wie kleine, sich hurtig drehende Fließbandroboter ihr Licht in die Menge oder auf glitzernde Kugeln schossen, deren Spiegel es dann in vielen kleinen wandernden Tropfen über die Gesichter regnen ließen. Und die nun schauten alle nur in eine Richtung: nach vorn. Vorn war dort, wo sich der Dirigent befand, und ein wenig erinnerte mich der Anblick tatsächlich an meine Zeit mit der klassischen Musik, nur dass jener dort befrackt und mit gediegener Ruhe vor uns stand und nicht im Takte hüpfend an einer lässig voluminösen Kippe zog, unterdessen ihm zur Seite sein Kumpan ein Nickerchen hielt. Und war unser Thomaskantor zumeist mit seinen Händen in der Luft unterwegs, um sie nur kurz zu senken und dem Blättern der Partitur zu widmen, dirigierten hinter seinem Pult des DJs flinke Finger Myriaden kleiner, leuchtender Knöpfe, deren Wirkungen den Raum und die sich wiegenden Körper darinnen mit Musik geradezu unbändig zu überfluten schienen. Mein Körper begann, komische Dinge zu tun. Nicht weit von einer der Boxen entfernt wurden mir ganze Kaskaden von Rhythmen um die Ohren geblasen, deren überdeutlicher Takt auf eine etwas archaische Weise meinen Instinkt ansprach. Im Grunde merkte ich gar nicht einmal, wie mein Fuß schon des Längeren den Boden bearbeitete, und dagegen etwas zu unternehmen, hätte mich große Anstrengung gekostet, gerade so, als wollte ich verhindern, meinen Unterschenkel hochschnellen zu lassen, während eine bestimmte Stelle am Knie getroffen. Zunächst sachte pflanzten sich die Bewegungen fort meine Beine empor, und in die Menge schauend versuchte ich, sie zu steuern, um nicht komisch zu wirken angesichts meiner Ratlosigkeit, wie die Musik denn zu nehmen sei. Doch nach der zweiten Flasche Mate mit Wodka und im Einfluss des süßlichen Geruchs, der mir von irgendwoher um die Nase wehte, verlor ich meine Hemmungen und vergaß alles und jeden um mich herum. Ich ließ mich gehen und fand heraus, mit geschlossenen Augen in den Zustand einer Art Trance zu finden, deren Schwerelosigkeit die druckvollen Wellen der Bässe geradewegs durch mich hindurch zu leiten schien. Ihre Brandung brach sich nicht mehr am Wollen oder Denken, an der Scham oder der Konvention, einfach treiben konnte ich mich lassen in ihrem nimmer versiegenden Fluss, dem sich hier und da kleine Bäche zugesellten, ihn anschwellen ließen zum breiten Strom, der bald gestaut unter großem Jubel wurde freigelassen, um zu münden in einem Meer aus Leidenschaft, die mir das Hemd am Leibe kleben ließ. Nicht mehr nur die Füße und die Beine waren nun der Ursprung aller Bewegung, vielmehr aus der Hüfte fand sie aus mir heraus, sie war der ganz natürliche Mittel- und Schwerpunkt des Körpers, der im Einfluss ihrer Pendelwirkung wie organisch sich mit den Rhythmen verbunden fühlte. Ich wurde Eins mit ihnen, und gleichwohl ich mitbekam, was in meiner Umgebung vorging, war es ein wenig so, als hätte sich mein Geist davongemacht, um Platz zu schaffen einer weiten und widerstandslosen Leere, in der allein die Musik existierte. Ihr nur brauchte ich zu folgen für eine Empfindung, die ich später unwillkürlich mit Zen in Verbindung brachte. Ich brachte sie in Verbindung mit dem makellosen Spiegel, der alles wiedergibt, was ist, ohne dass an ihm etwas haften bliebe.

Stunden konnte ich das machen. Doch wurden die Beine zunehmend schwerer, die Füße begannen zu schmerzen. Durch eine offene Tür lugte wie aus einer anderen Welt die Sonne herein. Der Club hatte sich zusehends geleert, während der Boden übersät war vom notdürftig bei Seite geschobenen Glas der zerbrochenen Flaschen und Gläser. Die Luft roch nun endgültig verbraucht. Meine Hose fühlte sich steif an, und nass und schwer klebte das Shirt auf der kalten Haut, die nichts mehr auszu-schwitzen vermochte. Unermüdlich weiter lief die Musik, deren Rhythmen mir mit einmal wie feine

Nadeln in die Kopfhaut stachen. Ich musste raus aus dieser Orgie. Auf dem Weg nach Haus fiel es mir schwer, die Füße ordentlich voreinander zu setzen und meine Hüfte in Ruhe zu halten. Noch als ich in der Küche stand und meinen Hunger stillte, wirkte durch sie fort die lange Nacht. Ich hatte den Kontrast gefunden, den ich so dringend gesucht. Völlig ermattet fiel ich ins Bett und hieß sie willkommen - die Stille.

[nach oben](#)

29

An jenem Freitag machte ich die Entdeckung einer Welt, die mir bislang völlig fern gewesen, und gleichwohl mich die elektronische Musik schon immer hatte interessiert, verband ich sie bislang immer auch mit dem Ende meiner Schulzeit und den paar Ausflügen in die Disco im Vorbau unserer Eis-sporthalle, die mir als recht unangenehm in Erinnerung sind. Die untergründig aggressive Atmosphäre dort wollte mir nicht gefallen, doch auch mein sehr hüftbetonter Tanzstil, der ganz natürlich aus mir herauskam, erregte seinerzeit einen auf mich so derartig deprimierend wirkenden Anstoß, dass ich trotz der Begeisterung für die Love Parade, für Marusha, die Mayday oder Westbam bald die Finger davon ließ. Ich hatte nicht das Selbstvertrauen besessen, Kommentare von wegen meiner sexuellen Ausrichtung zu ignorieren oder sachlich zu beantworten, sondern fühlte mich in eine Schublade gesteckt, in der ich mich einfach nicht wollte wiederfinden. Dafür empfand ich Frauen als viel zu schön und begehrenswert.

An jenem Freitag nun war die Atmosphäre eine viel gelöstere, offener, und gleichwohl ich auch hier die ein oder andere Frage zu beantworten hatte, war mir dies herzlich egal angesichts des wonnigen Körpergefühls und nicht zuletzt auch des Wohlwollens, welches mir von manch Seite wurde zugetragen. Ich fühlte mich nach dieser Entdeckung irgendwie *vollständig*, denn mir war etwas begegnet, in dem ich vollkommen aufgehen und zu mir selbst finden konnte. Ich genoss diesen Flow, der mir draußen nicht gelingen wollte, weder in Bezug auf Frauen noch auf die Arbeit, und höchstens vormals, als ich die so geschassten Shooter gespielt, verspürte ich jemals diese Einheit in der Bewegung, wie ich sie nun im Rausche der Rhythmen gefühlt. Wie es wohl wäre, dies zu zweit zu tun? Annas Frage begann, aus dem Schatten der Vergangenheit hinauf zu sickern in die Gegenwart, jene Frage im Hof meines Lieblingscafés, die da lautete: „Möchtest du mein Tanzpartner werden?“ Nie war sie völlig mir entschwunden, hallte nach in der Erinnerung, um nun als Verheißung wieder aufzusteigen, als Möglichkeit, als eine doch gar nicht abwegige Möglichkeit...?

Jedoch, unter der Woche fanden meine Gedanken rasch zurück in den Alltag, der sich nach wie vor holprig und eintönig gab, der gespickt war mit Widerständen, die meiner Einbildung entsprossen oder ganz real sich in Form der aller Orten zu vernehmenden Gespräche und Kommentare mir entgegen stellte ...

Ich komme in die Uni-Bibliothek und was höre ich? „... selber Schuld mit seiner komischen Art.“ In meine Richtung, so dass ichs auch schön versteh. Ich habe das Gefühl, nur noch meinen Namen zu hören, dass die Leute mich anstarren als sei ich ein Monster! Misstrauen ist solch ein widerwärtiger Begleiter! Möchtest Du, dass ich hier eingehe, Anna, möchtest Du das? Nicht einer sagt mir, was an meiner Art komisch ist, an meiner Art und Weise, auch Du nicht! Was habe ich Dir denn getan? Was habe ich euch denn getan?!

Ich wurde ärgerlich auf Anna, deren Existenz mir allein durch Dritte zur Gewissheit kam, und das vornehmlich dann, wenn ich ihr einmal mehr eine Nachricht gesandt. Ich hatte das Gefühl, meine in gutem Glauben gesendeten Zeilen würden in aller Öffentlichkeit zerrissen, ja man würde mich gar an den Pranger stellen für etwas, was ich als völlig natürlich empfand. Auch beschlich mich der Verdacht, dass selbst der Inhalt des nach unserem Treffen verfassten Briefes zum Thema von Gesprä-

chen wurde, in deren Mittelpunkt ich mich nun vollkommen nackig wähnte. So also kam es zu folgender Nachricht, einer Abrechnung aller mir aufgestoßener Dinge vielmehr, die einen gedanklichen Schlusstrich sollte ziehen:

Warum weiß es eigentlich immer die halbe Stadt, wenn ich Dir was schreibe? Bist Du dadurch interessant, hast etwas zu erzählen, stehst im Mittelpunkt? Oder kannst Du nicht selbst entscheiden, es muss Dir abgenommen werden? Wir beide sind krank, Anna, geltungsbedürftig, süchtig nach Anerkennung, bei uns beiden ist früher irgendetwas schiefgelaufen. Es gibt aber einen Unterschied: Ich verschanze mich nicht hinter anderen. Diese Tour ist mies, billig und zeugt von Unbildung. Denn weißt Du, ein gebildeter Mensch, vielleicht noch gesegnet mit ein wenig Feingefühl, der wüsste, wann er eine Nachricht den Augen anderer preisgeben darf und wann er wenigstens EINMAL die Klappe halten sollte! Du kannst mir nicht mehr in die Augen schauen, daher das Schweigen und der Abstand. Ein Engel bin auch ich nicht, und Du traust mir zu viel Moral zu. Und ich habe gewiss meine Schwächen, tat Dinge, aus denen ich gelernt habe und weiterhin lerne. Doch jemanden so hängen zu lassen, obwohl er in Ehrlichkeit und Offenheit schreibt, ihn darüber hinaus zum Gespött der Leute zu machen, das allerdings bekäme ich nicht fertig. Nein, Du hast nicht nach meinen Nachrichten gefragt, konntest auch nicht mit ihnen umgehen, nur habe ich Dich für eine reife Persönlichkeit gehalten. Verdammte Menschenkenntnis! Und nun geh, Anna, fütter die Göttin die da heißt Fama, posaune auch diese Zeilen in die Welt, und dann berate Dich mit Deinen Freunden. Doch sei Dir gewiss, dies sind meine letzten Zeilen an Dich, die Windmühlen waren zu viel für mich. Oder um den Ausdruck einer ehemaligen Kollegin aus der Personalabteilung zu verwenden, sicher auch Bestandteil eures ach so sozialen Jargons: Du hast „gewonnen“. Leider aber hast Du Deinem „Gegner“ nicht einen Funken Respekt zugebilligt. Und das, liebe, geschätzte, ehemalige Freundin, ist schade. T.

Als ich sie hatte abgesandt, ergriff mich ein Gefühl der Befreiung und des Bedauerns gleichermaßen, welches in peinlicher Weise an meinen damaligen Besuch im Laden erinnerte, als sie sich des Abends zuvor in ein Date verabschiedet. Die ständige Konfrontation mit einigen unverständlich und als unhaltbar empfundenen Umständen begann mich derart mitzunehmen, dass es zur Lösung der inneren Anspannung ein Ventil brauchte, um meinen Standpunkt in deutlicher und trotziger Weise hinaus zu schreien. Jedoch war weder die Sehnsucht nach ihr einfach abzustellen, noch konnte ich mit Sicherheit sagen, ihr kein Unrecht getan zu haben. Es zeigten sich für mich ja nur jene Umstände, die direkt an die Oberfläche drangen, während alles darunter im Undeutlichen, nur Vermuteten verborgen blieb. Begnügte ich mich mangels eines direkten Kontaktes nicht ebenso mit einfachen Wahrheiten, wie sie das hinsichtlich meines Verhaltens taten? Fern aller Gewissheit lag mir der Grund des tiefen, dunklen Brunnens, und so schrieb ich nur wenige Tage später in mein Tagebuch:

Tagebucheintrag, 3. Oktober, Tag der Deutschen Einheit

Lese wieder Thomas Mann, Lotte in Weimar. Fällt mir schwer, den Gedanken Goethes zu folgen. Kenne den Divan nicht, auch nicht den Werther. Zeit, das zu ändern, werde es sowieso brauchen. Denke nach wie vor viel an Anna. Kann sie auch nach der Nachricht nicht aus dem Kopf bekommen. Doch will ichs denn? Sie wird mich immer begleiten, die Geschichte wird immer bei mir sein. Möchte darüber schreiben ...

Was ich ihr eines Tages sagen möchte ist Danke. Denn so viel auch schiefgelaufen ist, sind wir wohl beide daran gewachsen und haben uns kennen gelernt - uns selbst. Mag sein, dass sie bisher nicht zum Nachdenken gekommen ist, auch bei mir wird das eine Weile dauern, doch weiß ich, dass diese Geschichte etwas Besonderes war und ist. Ganz egal, was geschrieben steht, in welchem Buch ein Autor bereits Ähnliches verewigt hat, wir lernen und erfahren die Dinge immer neu. Erfahrungen lassen sich nicht lernen, sie entspringen dem Leben, für das allein wir selbst verantwortlich sind und welches immer wieder neu gelebt werden will, von jedem Erdenmenschen auf seine Weise. Und ich weiß gar nicht, ob andere Menschen, die eine jede Situation auf Basis ihrer ganz persönlichen Erfahrungen ein Stück weit anders wahrnehmen als man selbst, uns wirklich beraten können. Wir können die Meinungen von Freunden einholen, doch ist die letzte Instanz nicht stets unser Inneres, das uns

sagt, dies ist gut für uns und jenes nicht? Nur steht dem allzu oft der Kopf gegenüber, die geschaffene Ordnung. Sie sagt uns, das Bestehende zu erhalten.

-

Heute betrachte ich diese Nachricht als den Ausdruck einer tief empfundenen, schon des Längeren schwelenden Empörung, letztendlich aber auch als Kapitulation vor Umständen, denen ich mich ja aus freien Stücken habe ausgeliefert. Denn natürlich konnte ich nicht an mich halten und sendete ihr einige Tage später erneut einige Zeilen, denen eine kurze Begegnung vorausgegangen. Es bohrten und nagten die Gedanken an sie, und als ob nichts wäre geschehen, führte ich fort meinen Monolog, dessen Umfang nun begann, sowohl in der Anzahl als auch in der Nachrichtenlänge rapide zuzunehmen. Ich akzeptierte die Umstände und beschloss, mich regelrecht in sie hinein zu stürzen ...

Ich bin Dir dankbar für alles Gezeigte, Anna. Und ich hoffe, Du begreifst irgendwann, dass es mir nie um eine Beziehung ging, dass Du mir etwas ganz Anderes bedeutet hast. Denn eine Zuneigung zu jemandem kann auf so vielen Ebenen passieren. Weder möchte ich alles auf einmal, noch steigere ich mich in etwas hinein. Nur werde ich Dich niemals aufgeben und immer an Dich glauben, egal was passiert. Ich werde in Zukunft vermehrt das Theater besuchen, zum einen, weil es mir persönlich viel gibt, und zum anderen, weil ich einiges Wissen für das Literaturstudium brauch. Auch werde ich regelmäßig die hiesigen Clubs besuchen, einfach deshalb, weil's mir viel Freude bereitet. Und ich werde Salsa tanzen gehen. Wo, das werden die Probestunden zeigen. Es mag also sein, dass wir uns begegnen. Ich folge Dir nicht, ich weiß nichts über Dich, wo Du bist, was Du machst, wie es Dir geht. Vielleicht wirst Du es mir eines Tages sagen. Vielleicht aber auch gehen wir schweigend aneinander vorbei. Du entscheidest.

30

Wertes Gericht, was wäre mein bisheriges Leben ohne die Leidenschaften, denen ich, ihnen einmal begegnet und von ihnen Feuer gefangen, ohne Kompromiss und ohne Grenzen all meine Hingabe gewidmet, die mich auf Wege wie diesen haben geführt oder von Wegen abgebracht, die mir vielleicht, bei ein klein wenig mehr innerem Halt oder Selbstdisziplin, eine etwas stetigere Richtung hätten beschert. Nun, ich kannte erneut keine Grenzen: Bis zum heutigen Tage, an welchem ich diese Zeilen niederschreibe, gab es seit jenem nun mehr als siebzehn Monate zurückliegenden Freitag nicht ein einziges Wochenende, dessen Nächte ich nicht den Clubgängen gewidmet. Irgendwo war immer etwas zu erleben in unserer überschaubaren Stadt, die dank vieler Studenten sich verhältnismäßig lebhaft gibt und neben der Vielfalt an kulturellen Veranstaltungen, zu denen auch die Aufführungen eines weit über die Stadtgrenzen bekannten Puppentheaters gehören, eine recht lebendige Clubszene zu bieten hat, die sich größtenteils der Elektronischen Musik verschrieben. Und sie nun war genau mein Ding.

Zunächst mit einem guten Freunde unterwegs, dessen Gesellschaft mich ohnehin seit Monaten jeden Samstagabend hatte erfreut, grasten wir sämtliche Clubs ab, deren Existenz mir bislang gar nicht bekannt gewesen und über deren Termine mich ein soziales Netzwerk nun stets und ständig auf dem Laufenden hielt. Allein, mein Freund zog sich auf Grund einer Unverträglichkeit mit der dort herrschenden Luft schon bald aus unseren Unternehmungen zurück, so dass ich auf eigene Faust meine Streifzüge fortsetzte. Mittlerweile war ich es ja gewohnt, solo etwas zu unternehmen, und im Grunde interessierte das dort auch nicht. Die Menge an Leuten nahm mich ohne Fragen in sich auf, und schließlich ging es mir dort auch weniger um die Konversation, dafür war mir allein schon der Geräuschpegel nicht angetan, sondern vor allem um das Tanzen. Im Lauf der Zeit kam ich in Kontakt mit allen Spielarten der elektronischen Musik, die vielfältiger ist, als ein Außenstehender womöglich annehmen möchte, und lernte auch schon sehr bald zu unterscheiden, was einen guten DJ von einem

nicht so guten unterschied. Denn obgleich das Heranziehen der Klassik von sehr weit her erfolgt, gehorcht sie im Grunde keinen anderen Gesetzen als die der Elektronik entstammenden Musik. So erinnere ich mich an einen Kommentar meines zu Lebzeiten nicht mehr kennengelernten Opas hinsichtlich Bachs, den mir meine Mutter hat überliefert. Bach, so sagte er, sei ihm reine Mathematik. Jede Note besäße exakt jene Position, die das Gefüge des Universums ihr angewiesen. Sie könne gar nicht woanders stehen, ohne eine höhere Regel zu verletzen. Eine Musik also ganz nach den Gesetzen der Natur, die daher auch so eingängig sei, so ergreifend bis in die Tiefen der Seele hinein. Das erinnerte mich an Hesses Glasperlenspiel, doch ein wenig auch an die Kunst, welche ein guter DJ an seinem Pulte vollbringt. Schloss ich bei einem von diesen die Augen, so meinte ich, die Musik sehen zu können. Gleichsam wie in einer Matrix offenbarte sich mir ihr Prinzip, dem mein Körper nur zu folgen brauchte, um nicht einen einzigen der Rhythmenwechsel zu verfehlen. Ein wunderbarer Zustand, dessen Erlangen sich natürlich auch aus der Erfahrung speiste, die ich von Wochenende zu Wochenende mehr hinzugewann.

Meist befand ich mich ganz vorn, direkt am Pult, völlig in mich gekehrt und nass geschwitzt. Ich glaube, dass man mich zunächst für eine Art Junkie hielt. Nicht nur war ich plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, es lag auch an der Art, mich der Musik einfach hinzugeben, ohne groß auf meine Umgebung zu achten, die sich hinsichtlich des Tanzes meist wesentlich zurückhaltender gab. Oft wurde mir die Frage gestellt, ob ich „Teile“ hätte. Ich weiß bis heute nicht, was „Teile“ überhaupt sind, fragte damals auch nicht nach, sondern verneinte nur und schloss wieder die Augen. Einmal sollte ich diskret hinter die Boxen folgen, um dort drei Leute vorzufinden, denen sehr an einem Geschäft mit mir lag. Den Kopf geschüttelt verdrückte ich mich wieder. Dass ich Derartiges anzog wie die Motte das Licht hatte neben meiner Ausgelassenheit wohl vor allem mit dem Schwitzen zu tun, einer ganz natürlichen Reaktion angesichts der Wärme und ganzkörperlichen Bewegung, die dem Organismus rasch ihren regulierenden Tribut abfordert. Doch empfand ich das als gar nicht so ungewöhnlich für einen Club und war im Gegenteil sogar etwas verwundert über die Zugeknöpftheit, die mir so manches Mal begegnete. Waren denn wirklich Drogen notwendig, um die Mühseligkeiten und Obszönitäten der Woche abzustreifen und sich fallen zu lassen in das Bett der Musik? Legt eure Rucksäcke ab und eure Jacken, packt die Handys fort und tanzt! Diesen Gedanken hinausschreiend entdeckte ich die Rampensau in mir. „Der ist überall!“ hieß es schon bald, und zu verschweigen, dass es mir gefiel, einige Aufmerksamkeit zu ernten, wäre töricht und falsch zugleich. Doch war es mir wirklich allein um sie zu tun? Schließlich stellte es sich völlig automatisch ein, rasch als außergewöhnliche Erscheinung zu gelten, die sich zudem nicht scheute, auch auf erhabener Position vor allen Leuten zu stehen. Ich fühlte mich sicher in dem, was ich tat. Das war doch endlich einmal etwas, und immerhin waren dort oben Drehungen möglich und es ließen sich Schritte ausführen, ohne wie eine Sardine in der Büchse sich zu fühlen. Der Musik gewissermaßen einen Ausdruck zu verleihen und vielleicht auch ein wenig Energie auszustrahlen, die mir und der Tanzfläche zu Gute kam, darin fühlte ich mich wohl. Zwar dauerte es etwas, bis man sich an mein etwas spezielles Auftreten hatte gewöhnt, doch zunehmend öfter kamen Leute auf mich zu, deren Namen ich nicht kannte, die mich umarmten und mir Mut machen und mich bestärken wollten in meinem Tun, welches durchaus seinen Preis hat besessen ...

-

Tagebucheintrag, Anfang 2014

Seit einer Woche krank, Resultat einer Überlastung des Körpers. Wochenende für Wochenende stundenlanges Tanzen gegen alle Vernunft, gegen das Wissen um die schwelende Erkältung, gegen die Dehydrierung des Organismus und die völlige Erschöpfung tags darauf. Es ist zur Sucht geworden, all die Kleinlichkeiten des Alltags, die grauen Gedanken aufzulösen in den strammen Beats von House, Goa und Drum'n'Bass. Unterwegs im Rausch der Musik, mit am Leib klebenden, klatschnassen Klammotten vergesse ich das Draußen und kann ihm ja doch nicht entfliehen...

-

Der körperlichen Belastung zum Wochenende wegen reduzierte ich mein Schwimmen etwas, gleichwohl es zusammen mit dem Radfahren den Grundstein hatte gelegt, die langen Nächte überhaupt erst durchzustehen. Zur Aufweichung des ehemals starren Tagesablaufs trugen zudem, wie angekündigt, zahlreiche Theaterbesuche bei, die ein ruhiger Kontrast waren zum Rausch der Musik und auch etwas geistige Nahrung boten, die mir als fleißiger Leser klassischer Literatur sehr willkommen war. Als überaus angenehm empfand ich das Puppentheater, welches mit seinem Zusammenspiel aus liebevoll gestalteten Figuren und einem großartigen Schauspielensemble dahinter die Stücke sehr humorvoll und unterhaltsam, dabei jedoch nie ins kasperhafte abgleitend, sondern hoch anspruchsvoll zur Aufführung brachte. Nie werde ich Shakespeares Sonette vergessen, während dessen aus dem Parkett der Bühne ein Käfig um einen der Schauspieler herum wurde gebaut, langsam und sachte, Stück für Stück, untermalt mit einer stetig an Spannung zunehmenden, vor allem sprachlich zum Ausdruck kommenden Handlung, um ihn schließlich einzureißen im dramatischen, befreienden Moment. Wenig später aß ich mit Tiffany zum Frühstück, schaute mir Dostojewskis Spieler an und erlebte den Verfall der Buddenbrooks, der hier Dank feiner Ironie gar nicht mehr so deprimierend wirken wollte. Im klassischen Theater besuchte ich Schillers Räuber und Maria Stuart, ja auch die Oper und sein Ballett boten mir Eindrücke, von denen ich noch heute zehre. Nicht zu vergessen natürlich die freien Theater der Stadt sowie das Festival der Impronale, welches hier alljährlich seine Heimat findet und das ich ebenso habe kennen gelernt. Zumeist besuchte ich die Vorstellungen alleine, was mir in diesem Falle sehr viel mehr zu schaffen machte als bei den Clubs, da so ein vielleicht ja anregender Austausch über die gesammelten Eindrücke abhanden kam. Doch gar nichts zu unternehmen, weil keine Begleitung war aufzutreiben? Das wollte mir nicht einleuchten, und so akzeptierte ich meine Situation, die zu ändern ich mich nicht im Stande fühlte.

Denn meine Gedanken weilten ja doch immer bei Anna, indessen sie sehr genau Bescheid wusste über meine unversehens begonnenen Aktivitäten, die sie, so mein Eindruck, überraschten und neugierig machten. Doch wehe, ich kam auch nur einmal in ihre Nähe. Dann flog sie rasch von dannen auf leichten Füßen, so wie bei der Impronale es geschehen. Nur ein „Oh nein!“ blieb von ihr, die gefühlte einhundert Augen dagelassen. Derer war ich mir auch bei meinen Clubbesuchen gewiss, und Anna begann sich für mich zu einem rechten Phantom zu entwickeln, das immer irgendwie da, doch nicht sichtbar schien. Sie besaß offenbar einiges Talent darin, sich im Schatten zu verbergen. Mir jedoch standen dafür spitze Ohren zur Verfügung, denen trotz meiner äußerlich tiefen Trance nichts wollte verborgen bleiben. Und auch sie dachte zunächst an Drogen, da in ihrem Schatten. War denn das derselbe Thomas, den sie bisher gekannt? Der zwar umgänglich, doch etwas langweilig sich gegeben und ein ganzes Jahr immer zur selben Zeit im Café zu sitzen war gekommen? Der nun ebenfalls plötzlich in ein Sakko gekleidet im Theater auftauchte, anstatt in seinem Schwimmbaden zu sein? Ich kann mir vorstellen, dass sich Anna ernstlich Gedanken darüber machte, wie sie nun damit umgehen sollte. Denn schließlich hatte ich damit begonnen, in ihrem Terrain zu wildern und ihr Nachricht um Nachricht zu senden, die ihr offen, ja fast naiv ehrlich meine durchaus nicht immer leicht verdaulichen Gedanken vor die Füße legten ...

Verzeih bitte, dass ich Dir in letzter Zeit so viel schreibe, doch liegt es wohl daran, dass Dein Geburtstag naht und ich sehr viel an Dich denke. Und ich weiß ja gar nicht, ob Du nicht vielleicht doch von mir lesen möchtest, und sei es auch nur, um zu verstehen. Und da ich so viel auf dem Herzen habe, was ich Dir so gerne sagen möchte, da es außerdem nie als Ganzes, sondern immer als augenblicklicher Gedanke hervorbricht, bekommst Du derzeit so viele Nachrichten von mir. Vielleicht fragst Du Dich, warum ich Dir so manches damals nicht sagte, warum ich nicht zeige, was ich kann. Anna, ich war nicht so weit, es ist ein Reifeprozess, der äußerer Impulse bedarf, um jenen im Inneren überhaupt erst einmal anzustoßen. Auch habe ich mich nie selbst ausprobiert, weiß also gar nicht, was ich gut kann und wovon ich besser die Finger lasse. Schlussendlich und ganz wichtig: Das Selbstvertrauen. Ach Gott, wie oft ist mir der Mangel daran schon auf die Füße gefallen! Aus all dem folgt das Fehlen der so wichtigen Bestätigung von außen, und bekommst Du diese nicht, so bleibt eben vieles unlebendig. Anna, gern würd ich Dich einfach einmal wieder in den Arm nehmen, doch weiß ich, dass bei Dir das

Leben weiter ging. Du bist für das meine auf sehr schmerzvolle, doch gleichzeitig auch auf so wertvolle Art ein ganz wichtiger Mensch geworden. Und um bei anderen Spuren zu hinterlassen, dafür sind wir doch auf der Welt?

... dass bei Dir das Leben weiterging. Wie also sollte sie mit meinen Nachrichten umgehen angesichts des weitergegangenen Lebens? Wie mit meiner Anwesenheit, die sich nicht mehr allein auf die Cafés beschränkte und zum unüberhörbaren Thema vieler Gespräche war geworden? Denn was mir bislang nur als eine Ahnung und Möglichkeit durch die Gedanken gegangen, wurde während des Aufenthalts in den Clubs schon bald zur so manches erklärenden Gewissheit - sie hatte erneut einen Freund.

[nach oben](#)

31

Das bisschen Leben. Wie dort eines zum anderen kommt, welch Vielfalt an Zusammenhängen sich auftut, die ja doch nur vereinfacht niedergeschrieben werden können. Thomas schaute auf von seinem Brief und dachte nach über dessen Beginn, der nun schon einige Monate zurücklag. Und obgleich ihm natürlich nicht an jedem Tage die rechten Worte waren eingefallen, hatte ihn dessen Inhalt seither nicht eine Minute losgelassen. Einfach ins Blaue hinein war er begonnen worden, ohne ein zuvor zurechtgelegtes Gerüst außer seinen Erinnerungen und einigen Tagebuchaufzeichnungen. Und nun mochte es ihm vorkommen, dass die ersehnten Ufer in eine immer weitere Ferne rückten, je mehr er sich ihnen glaubte genähert zu haben. Gerade so gründlich in seinem eigenen Leben herum zu wühlen fiel ihm schwerer als gedacht. Es schien der tiefe Brunnen, der sich anschickte, ihn in sich hinein zu ziehen. Und jetzt, mit einer Erkältung sich herumplagend, konnte er nicht mehr so recht unterscheiden, ob die Watte in seinem Kopf nun von ihr stammte oder sich als eine Folge der intensiven Gedanken an seine Aufzeichnungen hatte eingestellt.

Zuweilen und nun immer häufiger meinte er zudem, Stimmen zu vernehmen, die in der ruhigen Umgebung seines Zimmers oder draußen auf dem Balkon, vor dessen Brüstung sich eine lichtlose Fläche ausbreitete, gar keine Grundlage konnten besitzen. Es waren ja auch auf eigenartige Weise immer dieselben Stimmen, die sich da hatten eingestellt, mit immer denselben Wortfetzen und stets identischer Tonlage. Draußen schwebten sie auf dem Winde, der durch die Bäume fuhr, oder auf dem Rauschen des Wehres dort im Schatten der Nacht. Drinnen trug ihm die Stille die Wörter ans Ohr. Doch auch Tags über begleiteten sie ihn, ging er auf den Straßen entlang oder befand sich in einem der Cafés. Thomas wurde manchmal bange zumute, bange um sich selbst. Er brauchte einmal Urlaub, raus aus diesem Heim, raus aus dieser Stadt, die er seit über zwanzig Jahren nicht länger als für einige wenige Tage hatte verlassen. Raus aus seinen Sorgen vor allem. Die Briefe drückten und lähmten ihn, und nach wie vor arbeitslos war er vor Tagen beim Arbeitsamt vorstellig geworden, wo jedoch die Dame, deren Augen schon in so manch Wüste hatten geschaut, nicht viel mehr zu tun vermochte, als einige Empfehlungen ihm mit auf den Weg zu geben. Weiteres hatte Thomas auch nicht erwartet, denn er wusste, angesichts seines Lebenslaufs musste er sich selbst etwas einfallen lassen. Seine Bemühungen jedenfalls, erneut in seine alte Firma zu gelangen, waren fruchtlos geblieben. Ein ihm unverständlicher Umstand angesichts seit Monaten offener und auch passender Stellen, deren Besetzung offensichtlich einige Schwierigkeiten bereitete. Und es war ja nicht so, dass in seinem Falle die Firma sich nach seiner Mail mit der Bitte um ein ehrliches und offenes Gespräch hätte „herab begeben“ müssen, um aus einer Notsituation heraus auf einen gefallenem Angestellten zurückzugreifen. Wäre es zu einem Diebstahl gekommen, oder hätte er bei Kunden den Ruf der Firma beschmutzt oder jene gar schlecht behandelt, dann würde Thomas den Versuch gar nicht erst gestartet haben. Nur war dies alles nicht geschehen, und so tat er sich den Gefallen und verzichtete angesichts der ausbleibenden Antwort darauf, ohne Einladung persönlich dort vorstellig zu werden. Die Gründe mussten woanders zu suchen sein.

In wie weit waren sie in Verbindung zu bringen mit seiner Beziehung zu Anna? Thomas stocherte im Nebel. Sicher war ihm nur, dass ihrerseits irgendwie geartete Verbindungen zu seinem ehemaligen Arbeitgeber bestanden. Er erinnerte sich, dass schon bald nach dem Ende ihrer Freundschaft er sich dort hatte beobachtet gefühlt und der Einbildung unterlegen war, Objekt einigen ihm nicht immer günstigen Geredes zu sein. Wen also hatte Anna kennen gelernt, dass ihre Geschichte und seine Nachrichten an sie so bald schon Eingang in die Firma gefunden? War es das, was sie ihm unbedingt hatte erzählen wollen, als sie sich damals, vor ihrem dienstlichen Auswärtsaufenthalt, an den Freizeiten der Cafés getroffen? Thomas schwirrte der Kopf angesichts all der Vermutungen, deren Wirklichkeit einzig die Prinzipien schienen, deren Unerbittlichkeit er sich nun machtlos gegenüber fühlte. Doch vielleicht ja war es tatsächlich so, dass er nicht mehr in die Firma passte auch angesichts des zunehmenden Unwohlseins, das ihn bei manch Gang durch das Gebäude hatte begleitet und seinen Weg im Misstrauen auch nach außen fand. Nicht zuletzt die Kündigung er ja ohne Zweifel allein auf seine Fahnen musste schreiben.

Indessen die Kränze auf dem Grab seiner Mutter und seines Bruders waren fast alle weggeräumt. Nur einer noch kam am Kopfende zu liegen, mit einer langen, breiten Schleife versehen, auf der geschrieben stand: In Liebe und Dankbarkeit. Dort auch wuchs eine kleine, nach hinten geneigte Konifere, die mit ihrem bloßen Stamm und den seitlichen Zweigen ein natürliches, doch erstaunlich ebenes Kreuz bildete, zu dem sich bald eine kleine Steinplatte würde gesellen. Nach seinem Wunsche stünde darauf geschrieben: „Und am leichten Pilgerstabe zog ich fort mit Kindersinn.“ Schillers Worte aus dem „Pilgrim“ hätten ihr gefallen, und Thomas hoffte, hierfür die Zustimmung seiner Geschwister zu erhalten. Denn für ihn schlosse sich damit auf eine symbolische und hoffnungsvolle Weise ein Kreislauf, dessen Rund ihm das Ewige alles irdischen Lebens war. Bedachte er, welche Entwicklung sie im Alter genommen und dass er sich bereits Ur-Onkel konnte nennen, dann stellte sich ihm die Frage, wer eines Tages an seinem Grabe würde stehen und an ihn denken? Es kam ihm vor Augen, dass der Sinn alles Daseins, völlig entblättert und auf den Kern gebracht, ja doch vielleicht einzig und allein in der Fortpflanzung, den Kindern besteht? Sollte es so sein, dann würde er sich aufgehalten und seine Lebenszeit Tag für Tag mehr vergeudet haben mit Dingen, die ihn von diesem Sinne weit hatten fortgetragen. So fiel es ihm umso schwerer, seinen Brief nun fortzusetzen. Doch was einmal begonnen war, das musste zu Ende gebracht werden. Wenigstens einmal wollte er etwas abschließen, dass neben seinem Ehrgeiz auch zwei Notwendigkeiten besaß: Zum einen die möglichst sachliche Darlegung der Geschehnisse um den gestern erhaltenen Räumungsbescheid, dessen nüchtern sachliche Formulierung ihm zum Ende des Monats den Verlust seiner Bleibe hatte angekündigt, und zum anderen den Versuch, seine Würde zu verteidigen, deren Integrität er durch mehrfachen Diebstahl und einigen anderen, von einem zersetzenden Gefühl des Misstrauens begleiteten Umständen in Frage sah gestellt. Wir schreiben den siebenten März, während Thomas seine Gedanken ordnete und mit den letzten Seiten des Briefes fortzufahren begann.

32

Wertes Gericht, es wird Zeit, einmal näher auf meine an Anna gesandten Nachrichten einzugehen, denen eine zentrale Rolle zukommt ja nicht nur als einzige mir zur Verfügung gestandene Möglichkeit der Mitteilung an sie, sondern auch als eine der treibenden Kräfte hinter all dem Geschehen, das in Anbetracht meiner ihr mitunter unverhohlen bekundeten Zuneigung und der mir nun zur Gewissheit gewordenen Existenz eines Freundes eine recht unerfreuliche Dynamik sollte bekommen. Soweit möglich, möchte ich dies, auch im Anbetracht der seither verstrichenen Zeit, weitestgehend neutral und frei aller Emotion tun, der ich mitunter zu viel besitze und in deren trüben, heftigen Wassern ich mich zuweilen habe treiben und hinabgleiten lassen.

Mich überraschte nicht, Anna, die weder lange allein bleiben konnte noch wollte, in einer neuen Beziehung zu wissen. Ihrer vormals bei unserem Treffen an der Saale getätigten Aussage, sich vorerst nicht verlieben zu wollen, hatte ich daher keine große Bedeutung beigemessen, zumal mir ein Ding wie die Liebe etwas war, was mir abseits der Kontrolle durch den Willen schien. Ich verspürte auch

keine Eifersucht, gleichwohl meine Zuneigung zu ihr nie zum Erliegen war gekommen. Sie glomm auch nach unserem Treffen weiter als eine Flamme, die mich die Realität, welche in völligem Kontaktabbruch bestand, nicht wollte akzeptieren lassen. Die Begegnungen mit Anna fehlten mir, und so diffus und uneingestanden auch meine Vorstellungen von einer Beziehung zu ihr waren, wollte mich das Gefühl nicht loslassen, dass im Grunde auch sie nicht anders dachte und wir mit ein klein wenig mehr Zeit und Geduld zum Kennenlernen nicht nur des Oberflächlichen aus unserer Freundschaft etwas Innigeres hätten entstehen lassen können. Dieses Gefühl, genährt auch durch den kurzen, jedoch nach meinem Eindruck vielsagenden Blickkontakt in ihrem Laden und der Erinnerung an das kurze Treffen vor den Cafés, wollte nicht passen zu der zuweilen auch feindlichen Grundstimmung, der ich mich nun sah ausgesetzt. Mich begann, das schlechte Gewissen zu beißen für die Entwicklung, die unsere Freundschaft hatte genommen. Allein, sie war nicht mehr rückgängig zu machen, und anstatt inne zu halten und die Dinge einfach ruhen zu lassen, trachtete ich danach, sie durch teils trotzig eingefärbte Rechtfertigungen und Richtigstellungen im Nachhinein zu korrigieren.

Ach ja, ich sei schnell beleidigt und eingeschnappt. Nö. Meinst Du, ich steh den ganzen Tag zu Hause und zerknüll Papier? Das scheint sich sehr eingepägt zu haben. Habe ich Dir nie gesagt, dass es allein meinetwegen war, weil ich unfähig bin, einmal aus mir heraus zu kommen? Ist das die komische Art und Weise, von der ihr sprecht? Ihr meint die Maske der Verschlossenheit und des Hochmuts? Ich bin kein leichter Charakter, Anna, doch wer ist das schon? Bei jedem gibt es Wertvolles zu entdecken, nur muss manchmal tiefer geschürft werden. Wer aber ist dazu bereit in einer Fastfood-Gesellschaft, wer bringt die Geduld dafür auf? Was mich nervt, das ist Deine ausbleibende Antwort, das Gefühl, weggestoßen zu sein. Gern könnt ihr mich filmen, über mich schwatzen, alles machen, das ist normal, ist amüsant, jeder stellt sich zuweilen gern dar. Doch dass Du mich so hängen lässt, ich weiß nicht warum, es macht mich fertig. Vielleicht, weil wir sehr unterschiedliche Charaktere sind und ich gehofft hatte, durch Dich in mir verborgenen Seiten zu aktivieren. Seit ich sie kenne, bin ich ein anderer Mensch. Wohl trifft das hier zu, und als ich Dich verlor, da hatte ich das Gefühl, diese Chance selbst vertan zu haben. Ein schreckliches Gefühl ist das!

Und ich würde immer noch schrecklich gern mit Dir tanzen. Ich hoffe doch, da stören die nun kurzen Haare nicht. ;)

Neben einer Begebenheit, die sich ergab, als wir noch Kollegen waren, spielt in diese Nachricht, welche ich als ein Beispiel des Inhalts so vieler auch anderer Exemplare hier aufführen möchte, der mir schon des Längerem im Kopfe gewesene Hermine-Gedanke hinein. Sein Vorbild fand er in Hermann Hesses Steppenwolf, denn tatsächlich fühlte ich mich zuweilen wie eben dieser, also einsam, allein und zerrissen. Auf der Suche nach Veränderungen, die ich meinte, nicht aus mir selbst hervorbringen zu können, klammerte ich mich gedanklich an Anna, deren Anwesenheit mir als so anregend in Erinnerung ist und die ich in der Wirkung auf mich mit der dem Leben zugewandten Romanfigur Hermine verglich. Zumal der Tanz dabei eine nicht ganz kleine Rolle spielt. Doch hier nun begann mich kurz nach dem Beginn der Clubbesuche ein Thema einzuholen, welches ich der Vergangenheit hatte zugerechnet: Meine Haare. Die waren nun kurz, doch schien gerade das nicht recht zu sein. Kein Gang in die Clubs war nicht begleitet von meinem dringenden Wunsche, durch den Tanz wieder mit Anna in Kontakt zu kommen, ja er war neben dem Körpergefühl mein Hauptantrieb, weswegen ich mich dem so ausgiebig habe hingegeben. Und nun sollten dem ausgerechnet meine Haare im Wege stehen? *Wieder einmal?* Es entsetzte mich, zumal mir zu Ohren war gekommen, dass Anna intensiver tanzte als angenommen.

... geh ich durch die Kantine, da hör ich's wieder. Weißt Du, warum ich mir die Haare hab schneiden lassen? Weil ich das Gerede satt hatte und mir das Gefallen daran verging, so nach und nach. Und nun geht das weiter und ich bringe es unwillkürlich mit dem Tanzen in Verbindung. Was spielt denn das für eine Rolle, sind es nicht andere Dinge, die das Publikum fesseln? Wie oft habe ich Küren im Eis-tanz gesehen, in denen alles durchgestylt war aber nichts ankam, es irgendwie hohl und zugeknöpft

wirkte. Wie schön hingegen solche Paare, denen man den Spaß, die Hingabe ansah, das Publikum gefesselt durch das Feuer der Leidenschaft! Das versteh ich darunter, Hingabe und Leidenschaft! Ich weiß nicht, was die Haare damit zu tun haben? Zumal ich Dir das hatte angekündigt. Nur, wie immer, keine Kommunikation. Könnt langsam davon ausgehen, dass Du mich ins Messer laufen lassen möchtest. Du kannst so tough sein, Anna, allerdings ist von da aus nur ein kleiner Schritt zur Feigheit. Hab noch einen schönen Tag!

... nur ein kleiner Schritt zur Feigheit. Mit dieser als Feststellung aufgeführten Vermutung nahm ich direkt Bezug auf ihren Freund, den ich als eigentlichen Urheber sowohl hinter Annas zugewonnener Tanzaktivität, als auch hinter dieser mir völlig unverständlichen „Voraussetzung“ sah. Ich fühlte mich verschaukelt, doch in mir war da noch etwas Anderes. Der aufkeimende Gedanke nämlich, dass Anna sich einen Bären aufbinden ließ. Und dass sie erneut in etwas hineingeriet, was sie mir vormals, nach der Trennung von ihrem Freunde, als einen der Gründe hatte aufgeführt: Die Eifersucht. Es kam mir eine Begebenheit zur Erinnerung, kurz bevor diese Beziehung auseinanderging: Ich hatte mich gerade darangemacht, mein Fahrrad anzuschließen, um sie hiernach im Laden zu besuchen, als ich eine Gruppe von drei Leuten hineingehen sah, von denen einer ihr Freund war gewesen. Ich kannte ihn nicht, doch sah ich ihn neben ihr stehen, als auch ich die Schwelle hatte überschritten. Jedoch kaum, dass sie mich gesehen, war sie hinter einer Säule verschwunden, um nicht wiederaufzutauchen, bis ich aus dem Laden gewesen. Es kam mir unfrei vor und wollte nicht passen zu ihr, die sich sonst so sicher gab. Begab sie sich freiwillig in diese Fesseln hinein? Weshalb? Ich nahm mir den Versuch heraus, sie wach zu rütteln. Immer wieder und in vielen Belangen. Doch was, wert es Gericht, bildete ich mir ein? Es waren ja meine Maßstäbe, die ich da hatte angelegt! Mussten sie denn auch für Anna gelten, deren Leben mir nicht mehr zugänglich war? Zumal ich noch nie in einer Beziehung gewesen und mir nicht recht vorstellen konnte, wie ich würde reagieren angesichts der nunmehrigen Dauersendung, auf der ich mich in Richtung Anna befand. Brauchte sie gar eine Hand, die sie gewissermaßen unter Verschluss behielt und über sie wachte? Denn ganz ohne Zweifel, ich empfand sie als eine schöne Frau mit einer zuweilen reizenden Laszivität, der ein männlicher Betrachter nur mit festem Willen zu widerstehen sich in der Lage zeigen musste. Ich besaß kaum Erfahrung im Umgang mit Frauen, konnte jedoch nicht viel anfangen mit dem althergebrachten Rollenverständnis, wie ich es auch dem I-Ging hatte entnommen und welches die Führung des männlichen Yang klar über das empfangende Yin herausstrich. Führen mochte ich nur, wo ich mir des Wissens hierfür sicher war, um ansonsten offen zu sein und voller Selbstzweifel angesichts des ständigen Nachdenkens, ob mein Tun die rechte Richtung besaß. Zuweilen brauchte ich jemanden, ganz gleich ob Frau oder Mann, der mir mit beruhigender Sicherheit sagen konnte, du machst das jetzt, jemand, der mir ein Mehr an innig empfundener Bedeutung besaß und mich den Ruck in eine bestimmte Richtung verspüren ließ - so wie Anna. Doch einmal beiseite die körperliche Anziehung, deren Vorhandensein wir, so denke ich, beide verspürten: War denn Anna überhaupt gewillt, diese Aufgabe, die Aufgabe der Romanfigur Hermine zu übernehmen? Heute denke ich, dass sie nicht viel damit anfangen konnte. Ihre Gedanken waren nach vorne gerichtet, gewidmet der persönlichen Entwicklung, Begegnungen, die neben der Liebe auch den Möglichkeiten der Entfaltung galten. Sie wusste genau, dass eine Frau, die neben der Karriere vielleicht auch den Kinderwunsch hegte, nicht zaudern und sich aufhalten durfte. Was wollte sie da mit einem Träumer, der sich verzettelte in Empfindungen, die haarscharf an der Unreife vorbeischrammten und schwer zu vereinbaren waren mit der Wirklichkeit des allgegenwärtigen Gedankens des Vorankommens?

Geld Geld Geld ... ich will Dir mal was sagen: Sechs Stunden das gestern [tanzen] stressen mich weit weniger als acht Stunden vor diesem stupiden Ding [Computer] zu sitzen und immer die gleichen, hirntötenden Dinge zu tun! Das hat keine Zukunft da. Halt ich mich für etwas Besseres? Darüber zu urteilen steht mir nicht zu. Was weiß ich, was ich machen soll, die Freiheit zu entscheiden habe ich mir selbst genommen. Es ist leer, Anna, ich bin leer. Mir fehlen die Träume und Wunder, Dinge, die die Seele zerspringen lassen, weißt Du? Ich brauch den Schatten, nicht diese bis ins kleinste Detail in Excel Tabellen berechnete Wirklichkeit. Das Geld ... eines Tages wird es mir die Luft zum Atmen nehmen.

Ohne Frage, wertees Gericht, sendete ich ihr auch komplett unverdauliche Nachrichten, bei deren Lektüre mir aus heutiger Sicht unwohl wird. Zustände kamen sie im Zuge der Verzweiflung über meine Ohnmacht gegenüber dem mich immer wieder neu das Handy in die Hand nehmen lassenden Kreislauf aus meinen Nachrichten und dem anschließend Gehörten, den zu verlassen angesichts meiner überbordenden Emotionen und der Fixierung auf Anna mir unmöglich schien. Als Beispiel sei die folgende Mitteilung aufgeführt:

Brich richtig mit mir, Anna, feuer mir ins Gesicht, dass Du mich verachtest! Passend zu dem Blick meiner Kollegen im selben Raum, passend zu dem Date damals im Café, Deines sturen, starren Blicks nur wenig später, des Nichterwiderns des Grußes! All das Gerede, laut, still, leise, es macht mich krank!!! Ich habe überhaupt keine Lust mehr, auf Arbeit zu gehen! Du beleidigst meine Sinne mit Deiner Art und Weise! Der Kollege, der mir sagt, ich wär doch mit Dir zusammen gewesen, aber da ist ja nun nichts mehr. Waren wir zusammen!? Jemals? Du hast mich nie für voll genommen, das ists! Gebraucht, bis zur Lektion damals mit dem Date! Tu das jemandem, den Du magst, ich meine wirklich magst, und das sagtest Du mir keine zwei Stunden zuvor, nie an! NIE, verstehst Du? Du hättest mich gern als Freund, hör ich. Als Freund ... bin doch unmöglich geworden in Deinem Kreis, es gibt kein Zurück mehr. Nicht nach all dem. Ich selber kenne nur noch eine Richtung! Als Freund ... wie gern, wie gern! Doch je mehr ich Dir schreib, desto mehr ziehst Du Dich zurück, desto mehr nervt es Dich. Mehr Blicke, mehr Gerede, mehr auf Arbeit, überall. Und dann schreib ich wieder, in der Hoffnung auf Besserung. Warum mach ich all das so falsch? Ich fühl mich so ohnmächtig, Anna! Brich richtig mit mir, warum lässt Du Dir all meine Nachrichten gefallen??? Schweißgebadet wach ich auf und frag mich warum. Warum haben wir nicht einmal reden können?

Neben einer gehörigen Portion Vorwurf und ein wenig Fatalismus ist den Zeilen vor allem meine Unsicherheit und fehlende Selbstachtung, ja geradezu eine Erniedrigung zu entnehmen. Ich setzte mit dieser völligen Entblößung meines Seelenzustandes, die auch in anderen Nachrichten ihre Fortsetzung fand, meine Würde aufs Spiel, insbesondere da mir der Umstand einer gewissen Leserschaft kein unbekannter war. Und gleichwohl die Vorwürfe nicht böseartig waren gemeint, sondern ich sie aus einem völligen Unverständnis der Situation heraus mit einflocht, entfernten solche Art von Mitteilungen mich weit von der Möglichkeit einer unbefangenen Begegnung mit ihr. Nicht zuletzt auch begann ich innerlich jeden, der mir über den Weg lief, einer Mitwisserschaft zu verdächtigen, derer ich mich gerade nach solchen Offenbarungen schämte. Dass jedoch mein Misstrauen mitunter eine ganz reale Grundlage hat besessen, dessen bin ich mir sicher angesichts der mich zuweilen umgebenden untergründigen Feindseligkeit und eines Geschehnisses einige Zeit zuvor, welches sich an den Fahrradabstellplätzen vor dem Gebäude meiner ehemaligen Arbeitsstelle hat ergeben. Gerade auf das Rad gesetzt war mir an jenem Abend ein platter Hinterreifen aufgefallen, der sich noch bei der Hinfahrt am Morgen als völlig intakt gegeben. Dem Rucksack meine immer mitgeführte Luftpumpe entnommen begann ich mit dem Test, ob der Reifen die Luft halbwegs würde halten können; er tat es, doch waren in diesen Momenten zwei an der Tür stehende und ob der Dunkelheit nicht klar erkennbare Kollegen mit dem enttäuscht eingefärbten Kommentar zu vernehmen, dass der ja eh alles hätte dabei. Zu Hause flickte ich ein Löchlein, wie es mir in all meinen Jahren des Radfahrens noch nie untergekommen: Hauchfein und wie mit einer Nadel gestochen. Nur der Umstand, dass es sich nah der Naht befunden, ließ mich im Unsicheren hinsichtlich meines Verdachts. Doch das Misstrauen war gesät, und die der Intonation des Kommentars zu entnehmende Geisteshaltung, welche keine Schadenfreude, sondern den Wunsch nach einer ernsthaften Misere des anderen hat ausgedrückt, sollte mir während einer späteren Begebenheit erneut begegnen.

Diese Geisteshaltung nun, die mir auf Missgunst und persönlichen Schaden ausgerichtet schien, konnte ich so gar nicht in Verbindung bringen mit Anna, die mir als eine Frau mit gewisser Kultur und Bildung in Erinnerung geblieben. Solch ein Puzzleteil wollte sich für mich einfach nicht unterbringen lassen in das zu verblasen begonnene Bild einer mit Rilke in Kontakt gekommenen Germanistin und Theatergängerin, als deren Begleitung ich obendrein eine Vernissage hatte besucht. Zwar musste sie sich in ihrem Arbeitsalltag nun mit anderen Dingen konfrontiert sehen, doch glaubte ich an eine formgebende Kraft alles Schöngestigen, die derartige Blüten verhindern müsse. Doch ausgerechnet

im Zusammenhang mit ihr musste mir nun wiederholt diese Geisteshaltung begegnen, der ich mich verbal schon auf der Straße hatte ausgesetzt gesehen und die mir nun auch in manch Club zu Gehör sollte kommen. Sie reizte mich auf und fuhr als ein Stachel in die Motivation sowohl für meine Nachrichten als auch in die der Tanzaktivitäten. Er war mir ein Ansporn, mit meinem Tun fortzufahren und mich weiter auf eine einsame und herausgehobene Position zu begeben, welche mich bald schon eine unwillkommene Ernte sollte einfahren lassen und deren Ursprung mein Gefühl mich im Dunstkreis des Freundes würde suchen lassen. Doch welche Bedeutung wohnte mir eigentlich dem Wort „Freund“ inne? Weder kannte ich ihn, noch offenbarte er sich mir. Nie hatte ich ihn zusammen mit Anna gesehen, und so war er mir etwas völlig Abstraktes ohne Gesicht, das sie mich ausschließlich heimlich beobachten ließ und laut Gehörtem jegliche Kontaktaufnahme ablehnte, solange ich keine Freundin würde besitzen.

-

Tagebucheintrag, Anfang Dezember 2013

Ihr während der letzten Tage wieder geschrieben. Zum Thema Lebenszeit und Lebenswege, auch angerissen die Unfähigkeit, sich wieder zu begegnen nach Geschehenem. Weil ich es nicht begreife, weshalb dies nicht mehr möglich ist. Ist es aus Angst, Stolz, gar einer Mischung aus beidem? Des Freundes wegen? In ihrem Leben jedenfalls ist kein Platz mehr für mich. Bitter. Dabei wünschte ich mir nur einen kleinen, einen ganz kleinen, einfach ihre Anwesenheit - hin und wieder. Und ich kann nicht einmal mit Gewissheit sagen, warum gerade sie, warum sie solch einen Platz einnimmt, weshalb ich das habe zugelassen. Doch lässt sich das wirklich bewusst und bis zum Letzten steuern? Ist diese Sehnsucht nicht vielmehr völlig frei und abseits des Zugriffs der Absicht, des Denkens? Lasse man diesen Zugriff zu, oder bildete man sich zumindest die Möglichkeit hierzu ein, wäre das nicht eine Verleugnung der Seele? Würde sich das nicht eines Tages rächen?

[nach oben](#)

33

Trotz der zuweilen stattfindenden, doch heimlichen Beobachtungen seitens Annas, die mich vermuten ließen, dass ich ihr nicht gar so egal sein konnte wie sich die Lage oberflächlich betrachtet dargestellt, blieb das alles natürlich sehr unbefriedigend. Denn ein Monolog, und ein solcher blieb mein Strom aus Nachrichten, hängt tatsächlich primär ab von dem Glauben daran, dass er im Empfänger irgendetwas bewirken könne und es im Ganzen schon richtig sei, was man da tut. Ich mochte wieder mit Anna in Kontakt kommen, doch hätte ich mir eingestehen müssen, dass auf diese Weise ein jener nicht zu erreichen war. Und wohl gab es durchaus klare Momente, während derer sich die Oberfläche meiner emotionalen Gedankenwelt glättete, um darunter jedoch weiter zu brodeln und Zeilen der vermeintlichen Resignation an sie fließen zu lassen.

Gern hätte ich mit Dir gefeiert unterm prächtigen Weihnachtsbaum, gesungen, gelacht, die Freundschaft erneuert, doch so blieb es nur ein schöner Traum. Und ein Satz mir nun den Glauben bricht, der da heißt Du bist es nicht. Gleich was ich tu, es ist zu viel, drum schweig ich nun, kam nicht ans Ziel. Du warst mir Glück mit Deinem Wesen, dem Anblick und dem schönen Gange, warst mir Quell des frohen Sinnes und es kam manch sinnlicher Gedanke. Ich sitz auf Arbeit, denk an Dich, doch weiß ich auch, Du bist es nicht.

Das war natürlich ein wenig manipulativ, denn ich kündigte meinen Rückzug an, um ihr im gleichen Atemzug meine Zuneigung zu versichern. Und gleichwohl ich mir durchaus hatte vorgenommen, ihr nun ganz bestimmt keine Mitteilungen mehr zu schreiben, wusste ich im Grunde doch sehr genau,

dass mein Vorhaben nur drei Tage oder bis zum nächsten aufgeschnappten, die Oberfläche aufwühlenden Kommentar würde Bestand haben können. Und tatsächlich meinte ich nur wenige Tage später gehört zu haben, dass Anna einen Weihnachtsgruß hätte vermisst und unruhig geworden war. Doch wusste ich ja nie mit Sicherheit, ob mir das meine Einbildung hatte zugeflüstert oder ob das Raunen der Wirklichkeit entsprach, so unwahrscheinlich sie auch sein mochte angesichts der Lage.

Ich muss Dir einfach wieder schreiben, Anna, denn heute wäre Tango gewesen, doch ohne Partnerin hat das keinen Sinn. Wüsste ich doch nur den Grund, wüsste ich doch nur, warum lange Haare so wichtig sind. Warum sagst Du es mir nicht, oder wer anders? Ich käme zur Ruh, ich akzeptierte. Jedes Wochenende geh ich nun, die Nacht durch, völlig abgespannt am Morgen. Sieht es gut aus, was ich mach, dann umso besser, denn ich habe nie zuvor getanzt. Es kommt aus mir, es macht mir unheimlich Freude, doch ich tu es auch für Dich! Ich werde um Dich kämpfen, Anna, so gut ich eben kann! Und versteh, ich kann und werde die Hoffnung, eines Tages mit Dir zu tanzen, nicht aufgeben! Doch wenn das jetzt nicht möglich ist, weshalb? Ich habe nicht die Kraft, Dich zu verdrängen, und manchmal, da habe ich dann richtig Wut auf Dich und mich. Und ich möchte auf Dich keine Wut haben, denn das ist gleichermaßen schmerzhaft wie ungerecht. Das alles geht doch so nicht, warum nur schweigst Du so beharrlich?

Immer wieder das Tanzen. Ich krallte mich daran fest wie ein Ertrinkender, der etwas Hoffnungsvolles glaubte an sich gerissen zu haben. Denn wenn ich auch mein Café im Lauf der Zeit hatte gewechselt und nun eher in einem Pub zu finden war, begleiteten mich die Gespräche wie ein Schatten, dessen Substanz aus dem nunmehr häufig zu hörenden Gerede um die langen Haare mir allzu durchsichtig schien und hinter dessen Mauer ich die Eifersucht schimmern sah, welche doch irgendeinen Grund musste besitzen? Auch das war mir ein Antrieb, dem die Kraft niemals ausgehen mochte. Hätten sich die beiden mir demonstrativ gezeigt, ganz unbefangen und mit sich beschäftigt, dann wäre mir der Wind aus den Segeln vermutlich ganz bald genommen worden. So aber verspürte ich auf der einen Seite eine als namenlos und feige empfundene, mich jedoch auch gerade deswegen anstachelnde Feindlichkeit, während mir auf der anderen Seite eine rätselhafte und Hoffnung machende Heimlichkeit begegnete, deren Reiz ich mich schwer zu entziehen vermochte. Und ich wollte das ja auch nicht. Wenig später schrieb ich auf den Seiten eines sozialen Netzwerks:

180 Zentimeter

Da du dies liest, wirst du dich fragen,
Was will der Thomas mir hiermit sagen?
Nun denn, da gibt's nicht viel zu schreiben,
Ich werd's in ein paar Reime kleiden.

Es war September, als ich schlanker Hand,
`nen Club betrat und rasch Gefallen fand,
Am Rhythmus und dem Wohlgefühl,
Mich fallen zu lassen im wogenden Gewühl.

So sagte ich mir in der Chaise,
Zu Haus zu bleiben ist doch Käse,
Und tanzt' bis in die frühe Morgenstunde,
Mit der Nacht im wilden, heitren Bunde.

So fand ich, dass des Shivas Leidenschaft,
Mich löst und mir viel Freude macht.
Wochenlang trieb ich's so bunt,
Nun schau ich weiter in die Rund'.

Ob Tango, Foxtrott oder Salsa,
Gern tanz' ich auch den Wiener Walzer.
Musik ist mir die liebste Sprache,
Und Tanz mir eine Herzenssache.

Nur solo geht's nicht, das ist klar,
Auch wenn's bisher viel Freude war.
Ich wünsch', da wär ein weiblich Wesen,
Das mit mir gern und ganz geschwind,
Das Tanzbein und die Hüften schwingt.

Das ist es nun, du hast's gelesen,
Ich hoff, es ist nicht fad gewesen.
Denn was ich such, das steht hier drin:
In ... eine Tanzpartnerin!

Angenehm überrascht wäre ich gewesen, hätte sich dort eine Antwort eingestellt, doch als zu ungewöhnlich musste man die Art der Äußerung meines Ansinnens empfinden an einem Ort, der mehr den flüchtigen und kurzlebigen Mitteilungen diene. Zudem war in Reimen zu schreiben als eigen, wenn in heutiger Zeit nicht gar als kauzig zu bezeichnen, und ich hätte mich in naheliegender Weise und auf ganz normale, sachliche Art ja auch auf einer der Tanzpartnerbörsen oder direkt im Tanzstudio umschauen können. Allein, ich wünschte mir im Grunde ja doch nur Anna. Ich meinte, dass mein Ansinnen so die größte Wirkung haben, es hier gleichsam ein öffentlich einsehbares Siegel meiner Absichten erhalten würde, welches ihr als Mitglied dieses sozialen Netzwerks rasch zur Kenntnis würde kommen. Dies mag auch der Fall gewesen sein, doch musste ich angesichts einer Begegnung in den darauffolgenden Tagen einsehen, dass meine Hoffnung einmal mehr völlig naiv und an der Realität vorbei sich allein auf sie hatte konzentriert, obwohl deren Erfüllung im Bereich des Unmöglichen anzusiedeln war. An jenem Abend nämlich gab es das Konzert einer Band zu besuchen, welches nicht weit von meinem Zuhause stattgefunden. Ein kurzer Weg nur mit dem Rade, das ich kaum hatte angeschlossen, als mir Anna in Begleitung einer Freundin aufgefallen. Sie kam den Ausgang hinausgestürmt, mit sturem, geradeaus gerichtetem Blick geradewegs an den Fahrradständern vorbei, während mir die klöppelnden Absätze und fliegenden Zöpfe das Bild einer imaginären Staubwolke in die Luft haben gemalt.

Wie alt bist Du nochmal?

Kurze Zeit später nur kamen sie zurück, um nach flüchtigem Gruße jeden Blickkontakt mit mir zu vermeiden und während des Konzerts einen irgendwie befängenen, ja ob der vielen Augenpaare zuweilen fast panischen Eindruck zu machen. Es war gerade so, als wäre es ihr mehr als unangenehm, hier bei Lichte mit mir in einem Raum sich zu befinden, der ich doch keine drei Meter von ihr entfernt in einer Ecke lebhaft tanzend das Wochenende begrüßte. Und so waren es nach dem Konzert auch allein die Gespräche, die von ihr zurückgeblieben und deren Fluss auch später nicht mochte abreißen, als ich mich der Schlange des Nachtclubs hatte zugesellt. Was mir dort nun zu Ohren kam, das wollte mich, wieder einmal, nicht loslassen bis zum nächsten Tage ...

Anna, ich bin nicht asexuell, auch nicht schwul, warum wird das denn nur so zerredet, was sollen die Schublade, von denen keine einzige groß genug ist, um einen Menschen zu fassen? Ich frag mich, ob Du meinen Brief damals überhaupt hast gelesen? Schön geschrieben ... als ob es darauf ankommt! Doch wahrscheinlich ist es schwer, etwas zu verstehen, was für einen selbst so selbstverständlich ist! Mir fehlt der Sex, die Nähe, die Umarmung, und was glaubst Du, wie sehr ich mich danach sehne, vollkommen mit einem anderen Menschen aufzugehen! Die Hände gleiten zu lassen vom Brustkorb die Kurve hinab zum Becken, die Haare zu riechen, sie zu küssen, die feuchten, warmen Lippen zu spüren,

Sinnlichkeit zu erleben .. wie sehr ich mir das wünsche! Und gerade das ist es, der Wunsch, das Verlangen danach. Ich bin nicht gut im Smalltalk, im sich Beschnuppern und Abtasten. Worte, wie sehr sie abtöten, wie sehr sie mitunter ungeeignet sind, etwas auszudrücken. Und der Wunsch, er macht befangen, macht übermäßig respektvoll gegenüber weiblicher Schönheit. Es scheint dem Gegenüber wie Desinteresse, wie Ablehnung und Gleichgültigkeit, doch im Inneren, da zerspringt etwas, denn einmal mehr hat es verloren gegen die Fesseln der Befangenheit. Fehlender Sex, er macht traurig, der Humor geht dahin, doch letztlich fehlen mir die Worte um zu beschreiben, was das Ausbleiben von Berührungen und Zärtlichkeiten, die für viele so selbstverständlich scheinen, mit einem macht. Ich habe nun einmal meine Art und Weise, muss mit ihr leben, das bin ich. Und es gab bisher eben niemanden, der auch mit ihr leben wollte.

Am Abend dieses Tages nun, da besuchte ich einen Club, dessen Name ich vormals oft den Erwähnungen Annas entnommen. Mir gefiel dessen Räumlichkeit, wengleich er auch keine Garderobe besaß, um die abgelegten Sachen vor dem Zugriff fremder Finger zu bewahren. Diese wurden aufgehängt oder abgelegt an freistehenden Garderobenständern, und es war im Grunde eine Sache des gegenseitigen Respekts und des Vertrauens, sich von ihnen fortzubewegen und sie dann später auch wiederzufinden. Als ich nach langer Nacht schließlich die Tanzfläche verließ, fiel mir schon von weitem der geöffnete Reißverschluss meines Rucksacks auf - das Handy war gestohlen worden.

34

Mehrmals krabbelte ich in der Tasche herum, doch wollte sich der vertraute Kontakt mit der kunstledernen Schutzhülle einfach nicht einstellen. Meine Schlüssel waren noch vorhanden, ebenso der Füllfederhalter, welcher sich ebenfalls in diesem Fach befunden. Ohne Zweifel, das Handy war gezielt und als einziger Gegenstand entnommen worden. Irritiert angesichts der unvermittelten Konfrontation mit einem Diebstahl, zu dem sich neben dem Gefühl von Ärger auch ein gewisses Unbehagen durch die Verletzung meiner Privatsphäre, ja vielleicht sogar meiner Würde hineinschlich, konnte ich nichts weiter tun, als nach einer eigentlich schönen Nacht meine Sachen zu packen und nunmehr recht betrübt den Club zu verlassen. Ich überlegte, wie der Verlust würde auszugleichen sein. An die Versicherung war nicht zu denken, denn im Grunde hatte ich fahrlässig gehandelt, indem ich den Rucksack frei zugänglich jedem Langfinger zur Verfügung gestellt. Doch wie sollte es anders gehen dort, so ganz ohne eine Garderobe?

Mein bei geschlossenen Augen in die Musik versunkener Tanzstil wollte sich nicht vertragen mit abgelegten Dingen, wo doch auch schon des Öfteren selbst das neben mir stehende Getränk wurde stibitzt. Und die Sachen an der Tanzfläche zu deponieren hielt ich angesichts des mitunter unübersichtlichen Gewühls ohnehin für keine so gute Idee. Sie etwa bei sich tragen während des Tanzens ...? Außer sie mit der Bitte um Verwahrung an der Theke abzugeben wollte mir dazu nichts einfallen, ebenso wenig ein Weg, nun ohne Kosten den Schaden zu ersetzen, die ich neben dem Ersatz des Handys allein schon in Gestalt einer neuen SIM-Karte auf mich zukommen sah. Deren Versand bei gleichzeitiger Sperrung des entwendeten Exemplars veranlasst, schrieb ich Anna noch am Morgen über das soziale Netzwerk eine kurze Benachrichtigung darüber, dass eventuell über die Nacht eingegangene Nachrichten nicht mir waren zuzuschreiben. Denn obgleich ich eine Sicherung hatte eingerichtet, welche aus einer vierstelligen PIN bestand, wollte sich einfach nicht wegwischen lassen ein unbestimmtes und ungutes Gefühl, in welchem Zusammenhang der Diebstahl zu bringen war. Mein Verdacht wollte ja auch gar zu gut passen zu der bereits erfahrenen namenlosen Feindlichkeit, obgleich ich mir freilich musste eingestehen, hierfür keinerlei Anhaltspunkte zu besitzen. Allein, er wollte auch die darauffolgenden Tage nicht von mir gehen, und im Besitz eines neuen Handys schließlich schrieb ich Anna im Anschluss an eine flüchtige Begegnung im nächsten Club, während derer sie an mir vorbeirauschend den Rücken gestreift, die folgende Nachricht:

Werde die Stadt in den nächsten Monaten verlassen, Anna. Habe das Gefühl, hier emotional keinen Fuß mehr auf den Boden zu bekommen. Es ist nie ein böses Wort zwischen uns gefallen, und dennoch behandelst Du mich wie jemanden, den man besser nur verstoßen beobachtet. Kannst Du Dir vorstellen, wie ich mich dabei fühle? Gestern wäre es ein Leichtes gewesen, bei all den wunderbaren Menschen, die da auch im C.B. waren, mich einfach nur zu begrüßen, Rückgrat zu zeigen gegenüber all dem, was Dich offensichtlich einschränkt, einfach einmal DU! zu sein! Und was, Anna, hat mein Wunsch, mit Dir zu tanzen, zu tun mit meiner wirtschaftlichen Basis, meinem Job, meinem Einkommen? Frag Dich ehrlich, sei ehrlich, denn jeder muss FÜR SICH ALLEIN jeden Morgen in den Spiegel schauen! Mir geht das alles zu nahe um die Schulter zu zucken und so zu tun, als wär das alles ganz alltäglich. Dafür mag ich Dich auch viel zu sehr, und dann schmerzt es doppelt! Damit zusammenhängend: Mich begleitet ein ständiges Unwohlsein; vorhin an einem Pärchen vorbeigefahren, und sie zückt, kaum bin ich in Sichtweite, ihr Handy und beginnt zu tippen, mit einem süßlichen Lächeln auf den Lippen, welches mich dazu brachte, in ihr nicht den Menschen, sondern einen IM zu sehen. Das ist doch krank! Bin ich krank? Anna, so komisch meine Art sein mag, die Deine muss einem Beobachter auch nicht als ganz koscher vorkommen. Doch das schrieb ich schon einmal. Fakt ist, ich werde mich von dannen machen, sobald ich etwas Entsprechendes gefunden habe. Dann kannst Du Dich hier wieder frei bewegen.

Zunehmend hatte ich die Nase voll von einer Situation, der zu entziehen ich mich kaum mehr in der Lage sah. Nicht nur hatten die Geister, zu deren Anrufung ich durchaus mit beigetragen, mir nach meinem Gefühl nun auch einen materiellen Schaden zugefügt, sie begannen mich vornehmlich emotional derart zu traktieren, dass mir unwohl wurde in meiner Umgebung und ich ihren Schatten auf allem und jedem sah. Aus ihnen schien mir genau jene Mauer zu bestehen, die sich unüberwindlich zwischen uns gestellt, während mir unser beider Verhalten die Vorstellung einer unerbittlich festen Kette heraufbeschwor, die uns zu beiden Seiten gefangen hielt. So wie ich ihr sehr zuverlässig und beharrlich Mitteilungen machte und in den Clubs aufkreuzte, so verbarg sie sich immer wieder in einer derart krampfhaften Weise, dass mir die Vermutung einer Art Fremdbestimmung kam. Denn es schien mir diese ihre Weise emotional so aufgeladen, dass ich nicht glaubte an eine Entscheidung, deren Ursprung allein in ihr zu suchen war. In das gleiche Horn blies eine andere Nachricht kurz darauf:

Gestern, liebe Anna, bin ich auf Arbeit in eine der Küchen, um einen Kaffee zu holen. Es saßen hier auch einige Kollegen zu Tisch, und mir fiel umgehend die Atmosphäre auf, durch die vom Grüppchen, das sich zwar weiter unterhielt, ein untergründiger Argwohn auszumachen war, der auf mich regelrecht feindlich wirkte. Also: Wenn einer von denen mit mir irgendein Problem hat, dann soll er mir das sagen! Ich fühl mich an Kafkas Prozess erinnert, wo nichts greifbar scheint und eine Atmosphäre der Verurteilung herrscht, der man sich einfach nicht entziehen kann. Was also soll ich als Einzelner tun? Was in Gottes Namen wird mir vorgeworfen? Wenn Dir an einem Umgang mit mir liegt, dann wäre es Deine Aufgabe, Vertrauen zu schaffen und Dich durchzusetzen, Anna. Du bist Anna! Das bist DU! Du bist keine Gruppe, kein anderer, und erst Recht nicht bist Du Spielball irgendwelcher vermeintlich unabwendbarer Umstände. Was Du tust, das trägt letztlich immer Deine Handschrift! Was ist das, wenn diese Handschrift Dir entgleitet und fremd wird, was ist das auf Dauer? Ich schreibe Dir so etwas zum letzten Mal, einfach, weil es mich nichts angehen sollte. Doch tut mir das alles weh, und weh tut es mir, weil Du mir nicht egal bist.

Natürlich machte ich es mir etwas zu einfach. Denn weder hatte ich Rücksicht zu nehmen auf eine Beziehung, noch war ich eingebunden in ein derart weit verflochtenes soziales Netz, wie mir das angesichts der allgegenwärtigen Rückmeldungen auf meine Nachrichten wollte vorkommen. Überhaupt hinsichtlich der Bedürfnisse Annas, welche als Gegensätzlichkeit zu meinen Beschäftigungen weit mehr dem Miteinander waren zugewandt und die mir aus der Zeit unseres Zusammenseins als so angenehm in Erinnerung geblieben, mussten sich diese Zeilen als zu einfach gestrickt lesen. Allein, es drängte sich mir der Eindruck auf, als nähme sie zu viel der Rücksicht und gehe Kompromisse ein, die

ihren Wünschen im Eigentlichen entgegenstanden und die sie sich mit Gewalt und unter dem Ein-
satze aller Selbstdisziplin nun förmlich musste abtrotzen. Das jedoch war es auch, was mich berührte
und gleichermaßen schmerzte, denn im Geheimen empfand ich Achtung vor dieser mir zuweilen völ-
lig abgehenden sozialen Verträglichkeit, zuvorderst also der Kompromissfähigkeit und ebenso ihrem
Willen, dessen Vorhandensein ich bislang in mir selbst hatte vergeblich gesucht.

-

Tagebucheintrag, Februar 2014

Habe ihr geschrieben, dass ich ihr nicht böse sein kann, allein schon aus dem Grund, weil ich sie als
Menschen nicht vollkommen zu begreifen vermag ohne das Wissen darüber, was sie geprägt hat,
welchen Einfluss ihr Freundeskreis besitzt und welche Erwartungen sie hegt. Wie also soll ich urtei-
len? Doch nur aus meiner Sicht, also einseitig. Das aber funktioniert so nicht, es wäre all zu einfach.
Die Handlungen eines anderen Menschen muss man selbst nicht gutheißen, doch verurteilen, eine
Lanze über ihn brechen, das hieße, die eigenen Überzeugungen aufzudrängen. Doch sind diese keine
Dogmen, die als allgemein gültig anzusehen sind auch für die Mitmenschen. Wieviel Leid gab und gibt
es auf der Welt aus ebendiesem Grund.

-

Etwa einen Monat nach dem Diebstahl des Handys wollte mir nach dem Verlassen eines Clubs an
dem Platz, wo ich mein Rad hatte abgestellt, nichts weiter als eine im Morgengrauen mich angäh-
nende Mauer vor Augen kommen, zu deren Tristesse sich einzig eine leere Bierflasche gesellt. Um die
Ecke geguckt, die Hauseingänge durchgesehen - nichts, es blieb verschwunden. Doch erst, als ich
mich langsam und betrübt zu Fuß auf den Weg nach Hause gemacht, realisierte ich: Mein Fahrrad
war gestohlen worden.

[nach oben](#)

35

Innerlich weinte ich über diesen Verlust, denn nicht nur hatte es mich Tag für Tag durch die Stadt und
die Natur getragen, gewissermaßen hing ich auch aus dem Grunde an dem Rad, da es mir ein treuer
Begleiter war während all der Zeit, die Thema dieses Briefes ist. Die Versicherung würde zahlen, ohne
Frage, jedoch spürte ich bereits während der ersten einhundert Meter, was mir das Fehlen eines so
selbstverständlich zur Verfügung gestandenen Gegenstandes bedeutete, mit dem ich tagtäglich über
fünfundzwanzig Kilometer hatte zurückgelegt. Und wieder auch nagte das leise Gefühl der verletzten
Würde an mir, wenngleich ich angesichts tagtäglich gestohlener Fahrräder diesen Verlust zunächst
nicht mit der namenlosen Feindlichkeit in Verbindung brachte. Eine Woche später nur würde sich
dies geändert haben, doch gingen mir nun erst einmal die Überlegungen im Kopf herum, wie so bald
als möglich für meine täglichen Wege ein Ersatz zu beschaffen war.

Denn wenn auch unser Städtchen nicht allzu groß ist, besitzt es eine in seinen bescheidenen Maßstä-
ben doch recht beträchtliche Ausdehnung in der Länge, welche den Bewohnern mitunter einige zu-
rückzulegende Entfernungen bedeutet. Meine Arbeitsstelle nun befand sich nicht eben in nächster
Nähe zu meinem eher am Rande der Stadt liegenden Wohnort, und so entschied ich mich bis zum
Eintreffen eines Ersatzrades, welches mir mein Bruder leihweise zum Wochenende wollte zur Verfü-
gung stellen, für den gut ausgebauten öffentlichen Nahverkehr bei Bedarf und Gelegenheit, um mich
ansonsten schlicht der guten alten Füße zu bedienen. Den Diebstahl des Rades am nächsten Tage der
Polizei und der Versicherung gemeldet, beschäftigte mich bereits intensiv dessen Ersatz, da ich nicht
davon ausging, es jemals wieder zu Gesicht zu bekommen. Am Montag dann zu Zwecken der Erkundi-

gung mein Fahrradgeschäft besucht hatte ich es gerade verlassen, als an mir eine Radfahrerin vorbeifuhr, oder vielmehr vorbeischwebte; denn nicht anders wollte es mir vorkommen, als sie da im Gegenlicht der Sonne mit aufrechter, schlanker Gestalt und offenem blondem, vom Fahrtwinde durchwehtem Haar mich durch ihre dunkle Brille anschaute und mit, wie mir schien, erstauntem Ausdruck auch schon war vorübergehaucht. Noch ganz in Gedanken ob meiner Überlegungen zum Ersatz des Rades lief ich weiter ein paar Schritte, doch verblieb mir der Eindruck dieser kurzen Begegnung als ein Echo, das nicht abklingen wollte, sondern immer neuen Widerhall fand, bis es schließlich meine volle Aufmerksamkeit hatte erlangt. War das nicht gerade eben ...?

Es dauerte zwei drei Minuten bis ich merkte, wer es war, der da mit offenem Haar und Sonnenbrille vorüber fuhr ... bin immer so in Gedanken. Als ich Dich einmal zu einem Glas Wein habe abgeholt, da hast Du gerade in der Bibliothek gesessen und warst am überlegen, wie Du weiterkommst. Ich denke nun auch oft darüber nach, doch habe ich den Eindruck, es existiert nichts, was ich finanziell könnte annehmen. Von meiner jetzigen Arbeitsstelle möchte ich weg, innerlich habe ich mit diesem Job bereits abgeschlossen, ein Gefühl, in der Schwebe zu sein. Auch bei Dir, ja, auch da habe ich geschaut, geht unter einer zweijährigen Ausbildung nichts. Ich habe den Wunsch, mich zu verändern, und wenn Du etwas weißt, einen Tipp hast, jemanden kennst ... lass es mich wissen, auf welchem Weg auch immer. Es muss doch etwas geben, wo ich mich einbringen kann, als Person, nicht am Telefon ... Alles, nur kein Callcenter ...

Ich schätzte die Stellung nicht, in der ich mich befand. Denn gleichwohl mein Arbeitgeber nicht eigentlich mehr als Callcenter zu bezeichnen war und sich die dortige Tätigkeit wesentlich komplexer und vielfältiger gestaltete als in meinem vorherigen Job, wo ich auch Anna war begegnet, so hatte ich doch nach wie vor ein Headset aufzusetzen und pflegte mit den Kunden einen ausschließlich telefonischen Kontakt, um wie auf Schienen nach genau ausgearbeiteten, der höchstmöglichen Kosteneffizienz unterliegenden Schritten meinen Dienst zu tun, in welchem ich mich trotz bisweilen hoher Arbeitsbelastung auf eine bedrückende Weise unterfordert fühlte. Hinzu kam das Gefühl, trotz vielfältiger Möglichkeiten der Weiterbildung nicht weg zu kommen aus dem als ewigen Kreislauf empfundenen Eingang an zu lösenden Herausforderungen und deren Abschluss, dessen Wesen mich als etwas Abstraktes, gleichsam rein virtuell Erlebtes nicht wollte zufrieden stellen. Es war mir grad so, als hätte ich zum Feierabend einen großen, schweren Stein den Berg hinan gerollt, um am nächsten Morgen, ganz so, als hätte der Tag zuvor nie stattgefunden, ihn am Fuße wiederzufinden. Doch war es nicht gerade diese Mühsal auch der Eintönigkeit, die ich in früheren Jahren hatte versäumt zu leisten, um nun auf meinem Alter entsprechenden wirtschaftlichen Füßen zu stehen und eine gewisse Handlungsfreiheit zu besitzen? War es nicht genau jener Stein, an dem es sich abzumühen galt, um ihn eines Tages über die Kuppe zu rollen und neue Täler und Hügel zu erblicken? Und welche Vorstellungen hegte ich denn von der Art und Weise, mein täglich Brot zu verdienen? Ich wusste darum keinen Rat in Anbetracht meiner Versäumnisse in den Jahren der Weichenstellungen und nicht vorhandenen Beziehungen, die mir vielleicht jenen hätten geben können. Das Jetzt machte mir zu schaffen auch hinsichtlich Anna, gegenüber der ich mir angesichts vermutet wohlhabender und sozial gut eingebetteter Kontakte nun irgendwie unzureichend vorkam. Unzureichend sowohl im Einkommen als auch in der gesellschaftlichen Position, die ich mir für eine Verbindung zu ihr als sehr maßgeblich einzureden begann. Auch deshalb schätzte ich nicht meine Arbeitsstelle, die mir angesichts meines Lebenslaufs trotz aller Mühsal ein Glücksfall und ein Weg hätte bedeuten müssen und in die ich mich aus eigener Kraft ohne Ausbildung von Null beginnend hatte eingearbeitet. Was mir blieb, war jene ernst gemeinte Frage und meine Sehnsucht nach ihr, die ich tags darauf in Worte gekleidet ...

*Ich weiß, Du willst es nicht hören,
Ich weiß, es gehört sich nicht,
Doch diese drei Sekunden gestern,
Sie wiederholen und wiederholen sich. ~*

Sag, weshalb verblassen sie nicht?!

Wie ein rohes Ei zerplatzte meine Träumerei, als sie nach zwei Tagen Urlaub hart auf den Boden der Tatsachen aufgeschlagen. Ich war wieder auf Arbeit. Jedoch, wert es Gericht, um dem bislang fast ausschließlich negativen Eindruck ein wenig den Wind aus den Segeln zu nehmen: Jenen Ort allein aus Sicht der Geschehnisse innerhalb dieses Briefes beleuchtet zu sehen wäre falsch und unfair. Denn für gewöhnlich herrschte zumindest in meiner Abteilung ein sehr offener und respektvoller Umgang miteinander, und durchaus gab es hier Freiheiten in der beruflichen wie auch der persönlichen Entfaltung, die mir eine Überraschung waren. Doch machte mir die Kenntnis meiner Geschichte zu schaffen, deren Wertung in den unterschiedlichsten Facetten auf den Fluren, in der Kantine oder während des Spaziergangs auf dem Hof mehr oder weniger offen zu Tage trat. Es schien mir zuweilen wie ein auf dem Zahnfleisch zu absolvierender Speißrutenlauf, und vielleicht auch zu dünnhäutig geworden im Lauf der Zeit sah ich mich bei meinen Gängen geradezu umringt von Wissenden, um beim geringsten wahrgenommenen Luftzug gen Anna zu schießen.

Drei Stunden hier und ich beginne es zu hassen, diese Blicke, das Getuschel, offene Kommentare ... Neunzig Prozent von den Leuten haben nie ein Wort mit mir gesprochen! Ich werde Dir immer schreiben, so lange Du nicht sagst Stopp! Ich werde Dir immer sagen, dass ich Dich gern habe, und ich lese Dein Gesicht, wenn ich Dich seh! Wenn Du, wenn ihr einen Kontakt von Dritten abhängig macht, dann wird es niemals wieder einen geben, bis zum Tod! Ich bin keine Konkurrenz für einen erfolgreichen Mann, ich habe kein Auto, mit mir kannst Du kein Haus bauen oder auf die Malediven fahren, und ich kann auch nicht sagen, dass ich viel zu tun habe und gebraucht werde. Ich bin einfach ein Mensch! Der Dich gern hat und den Wunsch, mit Dir zu tanzen und sich an Deiner Gegenwart zu erfreuen! Wie soll ich denn hier loskommen, Anna, wie?! Ich steh doch unter ständiger Beobachtung, alles erfährst Du aus zweiter Hand, der Nachrichtenfluss reißt nie ab, egal, wo ich bin. Nur mit mir, mit mir redest Du nicht. Was nur ist das denn alles?

Die Reaktion während des nächsten Aufenthalts auf dem Hof kam relativ prompt, wie auch meine Antwort darauf.

Hat sich rasch verbreitet, Anna. Schicke Kleider (Sakko) machen Leute, nur ist die Hülle eine Zierde, so kann der Inhalt doch verdorben sein. Bin mir sicher, dass es den Richtigen erreichen wird.

Weshalb bin ich nicht einfach zu jenem Kollegen hingegangen und habe ihn darauf angesprochen? Ich hatte dies bereits zwei Mal bei Gästen eines Cafés versucht und keine Lust mehr darauf. Denn tatsächlich befand ich mich ja im Nebel der ungenauen Verständlichkeit, der Tuschelei und des Verdachts, welchen zu durchdringen mir nur über eine sichere Bande möglich war. Und eine solche stand mir allein zur Verfügung mit der vor Ewigkeiten bekommenen Handynummer Annas, welche meine gereizten Zeilen ganz sicher der rechten Person würde zukommen lassen. Indessen hatte sich, neben den langen Haaren, eine zweite Barriere zu Anna immer deutlicher als solche zu erkennen gegeben, nämlich die der „benötigten“ Freundin. Diese Barriere erschien mir wie ein Hohn angesichts meiner Lebenswirklichkeit, deren Wahrnehmung ich in dunkler, von argen Selbstzweifeln geprägter Stunde ihr auf die folgende Art verständlich machte:

Ich werde nie eine Freundin haben, verstehst Du?! Nie! Welche Frau möchte denn mit jemandem zusammen sein, der sein Leben nicht im Griff hat! Der mit dem, was er tut, nicht im Reinen ist und sich überflüssig fühlt auf dieser Welt?! Wenn ich tanze, dann ist das auch Verzweiflung, denn da draußen warten nichts weiter als Tristesse und Einsamkeit! Da draußen warten nichts weiter als Schulden und Du musst! Welche Frau möchte denn leben mit so jemandem?! Ich tanze und vergesse mich, verdränge, baue Energien ab und unbefriedigte körperliche Bedürfnisse. Energie, es steckt so viel in mir, die will raus! Wohin damit? Welche Frau möchte leben mit so jemandem?! Und ihr sagt, ich solle zuerst eine Freundin haben. Was verlangt ihr da nur!?

Etwa eine Woche nach dem Diebstahl meines Rades besuchte ich jenen bereits vormals von Anna des Öfteren erwähnten Club, in welchem mir einen reichlichen Monat zuvor das Handy war fortgekommen. An diesem Abend gab es das Konzert einer mir bislang unbekanntem Band zu genießen, um im Anschluss daran mit elektronischer Musik seine Fortsetzung zu finden. Ob des mitreißenden Auftritts schon völlig nassgeschwitzt begab ich mich während der Pause des Umbaus zu einem kleinen Snack an meinen Rucksack, den ich in naivem Vertrauen, oder, um ein passenderes Wort zu gebrauchen, Leichtsinns, wiederholt hinter den Garderobenständen in einer zwar etwas versteckten, trotz allem aber einsehbar Ecke hatte abgestellt. Denn ich hätte mich erinnern sollen der namenlosen Feindlichkeit, die sich inmitten all der Ausgelassenheit ja keinesfalls von der Welt geschlichen. Sie war darinnen, sie war zu hören, als ich einen Schokoriegel und auch den Apfel aß. Es passte manchen Leuten nicht, wie ich dort stand und Energie tankte für den Rest der Nacht. Als zu cool und aufreizend empfanden sie meine Anwesenheit, die sich augenscheinlich nicht darum scheren wollte, was man so redete über meine Nachrichten und über meinen Tanz. Ich hätte sie *wirklich* hören sollen, diese namenlose Feindlichkeit, in all ihrem Hass und ihrer ganzen Respektlosigkeit. Auch Anna war zugegen, später, als die elektronische Musik begonnen. Ich vernahm, wie sie sich Gedanken machte um meine Sachen, die dahinten in der Ecke ihr nicht sicher waren. Wie ein böses Omen schlich sich leis die Ahnung des Verlusts in meine Gedanken, bis sie mir eiskalt als die Wirklichkeit in die Glieder fuhr, als ich während fortgeschrittener Stunde nur zum Nachschauen an die Garderobe trat: Mein Rucksack war gestohlen worden.

36

Weg und verschwunden. Entsetzlich anzuschauen der leere Platz, an welchem sich keine zwei Stunden zuvor noch sein vertrauter Anblick mir geboten. Mechanisch nur das Absuchen der näheren Umgebung, ja gar unter die an der Garderobe hängenden Klamotten guckte ich, so als ob er klein wäre geworden und nun darunter ja vielleicht zu finden? Nichts. Kopflos in die Toiletten gerannt, in den Hof, zurück in die verdunkelten Räume, auf deren Tanzflächen sich ob der späten Stunde nur noch wenige Leute aufgehalten. Voller Hoffnung wieder zur Garderobe. In am Boden liegenden Sachen gewühlt. Vergebens. Das konnte doch einfach nicht wahr sein?! Kraftlos fallen gelassen auf einen Stuhl begannen mir all die enthaltenen Dinge durch den Kopf zu flitzen, vor deren Möglichkeit des Verlusts mein Bewusstsein sich ungläubig zusammenkrampfte. Ich hatte ja selbst meine Jacke in den Rucksack gestopft, ganz zu schweigen von meiner Brille, dem Handy, den Schlüsseln und dem Portemonnaie! Ebenso die Wechselklamotten befanden sich darinnen, um mit trockenen Sachen nach Haus zu kommen. Das alles sollte nun einfach fort sein?!

Nochmals und mit der Kraft der Verzweiflung versehen, begann ich alles abzusuchen. Ohne Ergebnis. Mit Wut im Bauch an den Garderobenständen gezerrt schaute ich voll Argwohn im weiten Raum umher. Ich fühlte mich beobachtet. Manche hatten mein Verhalten registriert, so wie auch ich gewahrt, dass es nicht überraschen wollte. Niemand von denen, die mich unzweifelhaft beobachtet hatten, fragte nach, was denn sei. Vereinzelt undeutliche, teils abfällig klingende Kommentare fielen, in ihrem Ursprung nicht genau auszumachen angesichts all der an der Wand lehrenden oder auf Sesseln sitzenden Gruppen und Grüppchen. Doch wurde da nicht eben ein unmissverständliches „Jetzt ist der nicht mehr so cool!“ in den Raum gehämmert? Das war finster. Eine tiefe Abscheu bemächtigte sich meiner, als geradezu widerwärtig empfand ich plötzlich diesen Ort, der für Stunden mir ein Hort der Freude gewesen. Meine Wut begann, Platz zu machen einer kalten Ernüchterung, die mich geradewegs den Club verlassen ließ. Vorbei am Fahrrad, welches mir mein Bruder diesen Tags vorbeigebracht. Sonst wo befand sich nun der Schlüssel. Nach zwei Minuten des Wegs einem süffisant grinsenden Passanten begegnet. Weiter stramm den Schritt gehalten, darüber nachzudenken war später Zeit genug. Den Weg über die Kreuzung und hinunter die lange Straße genommen. Versucht, nicht an den Gegenwind zu denken, der in den Ohren gestochen und in die Schuhe kam gekrochen. Auch nicht an die Klamotten, die im Nu klamm geworden wie Kühlkissen an die Haut sich

drückten. Unwillkürlich vor Augen gekommene Bilder vom Russlandfeldzug weggewischt. Gedanken an Palmen, Sonne und Meer erzwungen, jedoch Wasser auch bei bestem Willen als kalt, sehr kalt empfunden. Meine bloßen Arme vor der Brust verschränkt, Hände um den Hals gehalten. Die große Kreuzung erreicht, mit steifen Fingern in der Tasche gewühlt und mich über die Ausgaben für das letzte Mate geärgert. Vier Euro und fünfzig zusammengezählt. Entschluss gefasst und rasch in den Ledersitz gerutscht. Neben einer erstaunten, etwas irritierten Taxifahrerin zu sitzen gekommen. Mit lahmer Zunge möglichst deutlich die Straße genannt, auch Bitte um volle Heizung geäußert. Während der Strecke aufgetaut und Erklärung abgegeben. Nette Person erwischt, Geld sich als ausreichend erwiesen. Erneut frierend einige Male bei Mutternt geklingelt. Dankbar sie beruhigt und ihr Entsetzen auf morgen verschoben. Vom Schrank meine Ersatzschlüssel aus dem Schälchen gefischt, heiß geduscht und sofort schlafen gelegt.

Aus tiefem, traumlosen Schlaf erwacht machte ich mich ohne Umschweife an die Inventur all der Verluste, deren Wiederbeschaffung einiges kosten würde. Es stellte sich heraus, dass ein Schaden von auf dem ersten Blick zu niedrig geschätzten anderthalbtausend Euro entstanden war, den ich auf Grund von Fahrlässigkeit nicht bei der Versicherung würde geltend machen können. Immerhin, ein wenig beruhigte mich die bereits erhaltene Zahlung für den Diebstahl des Rades, deren Vorhandensein mich nun in die Lage versetzte, für einen raschen Ersatz der zahlreich verloren gegangenen, täglich benötigten Dinge zu sorgen. Nach wie vor jedoch bedrückte mich sehr der Eindruck, den ich während der letzten Minuten aus dem Club mitgenommen. Die offen zutage getretene namenlose Feindlichkeit, sowohl im Verbalen als auch im Sinne des mutwillig herbeigeführten Schadens, schockierte und verärgerte mich. Den Vorgängen wohnte eine solche Gewöhnlichkeit inne, dass es mir schwerfiel, sie auch nur im Entferntesten mit Anna in Verbindung zu bringen. Doch waren dies nun einmal die Tatsachen, mit denen ich mich hatte auseinander zu setzen, und so schrieb ich ihr über das soziale Netzwerk eine kurz gehaltene Benachrichtigung in der Hoffnung, auf diese Weise tatsächlich etwas in Erfahrung zu bringen.

Hallo Anna, gestern wurde mein Rucksack mitgenommen. Es war alles enthalten, Portemonnaie, Brille, Handy, einiges an Klamotten, Handschuhe, Füller ... für mich ein enormer finanzieller Verlust. Ich war mal wieder naiv, hab ihn an der Garderobe stehen lassen, wie sonst immer. Bin in nassen Klamotten nach Hause. Und ich weiß, dass Du da warst. Es gab hämische Kommentare, als ich entsetzt den Diebstahl bemerkte. Warum? Bitte, solltest Du irgendetwas hören ... bin ziemlich verzweifelt.
Thomas

Denn es bedurfte ja keinesfalls prophetischer Anlagen, um angesichts der Geschehnisse des letzten Abends die Zusammenhänge hinter dem Verschwinden meiner Sachen zu begreifen. Als zu offen war mir die feindliche Stimmung einiger Besucher entgegengeweht, deren Missfallen ich allein schon durch meine Anwesenheit hatte erregt. Es genügte, mir den Umstand von Annas Überraschung darüber zu vergegenwärtigen, mich so plötzlich und sehr lebhaft inmitten einer Szene anzutreffen, die sie meinem damals kennen gelerntem Wesen nicht zugeschrieben. Völlig unvermutet war da an mir eine Seite zu Tage getreten, von deren Vorhandensein ich zuvor ja selbst nichts gewusst und die nun auszuleben ich mich seit Monaten zu jeder größeren Veranstaltung begeben. Immer unterrichtet über mich musste ich seit September zu jedem Wochenende Thema gewesen sein bei ihr, die vielleicht ja Gefallen gefunden an meinem Tun und von dem sie darüber hinaus ohne Unterlass Nachrichten bekommen, denen der dringende Wunsch nach einem Kontakt und in Anbetracht der mitunter mir krampfhaft scheinenden Meidung meiner Person auch eine offene Einmischung in Beziehungsangelegenheiten war zu entnehmen gewesen. Von vornherein hatte sich aufgetan die Kerbe der Eifersucht, in die jede meiner Handlungen, nicht zuletzt auch motiviert durch die Konfrontation mit der mehr oder weniger offen zu Tage getretenen namenlosen Feindlichkeit, immer wieder hineingeschlagen. Aus ihr nun schien mir die eigentliche Substanz der Mauer, die sich zwischen uns gestellt, und so war mir auch wenig verwunderlich das Thema eines Gespräches, welches aus einem offenen Fenster der ersten Etage des Clubs mir zu Ohren drang, als ich mit einem Ersatzschlüssel in der Tasche mein auf dem Hof zurückgelassenes Fahrrad wollte abholen. Ich hatte mich nach ein wenig

Herumstöbern und Suchen recht niedergeschlagen auf eine am Lagerfeuerplatz stehende Hollywoodschaukel gesetzt, als man mich bemerkte und direkt zu reden anfang über Anna und ihren Freund, über eine baldige Heirat und dergleichen. Ich schaute zum Fenster und in das Rund des menschenleeren Hofes, hinauf in den grauen Himmel und auf die nun abgesperrte Tür, aus der ich nur ein paar Stunden zuvor mich auf den kalten Weg gemacht. Als dann das Fenster wurde verschlossen, da waren nur noch die Gestalten dahinter zu sehen und die Bewegungen ihrer Münder, und auf einmal war es mir, als sei ich wirklich der Don Quichotte, der da einsam auf seiner Hollywoodschaukel sitzend gegen etwas ankämpft, das zu groß und zu unerbittlich für ihn ist. Doch aufzugeben lag mir fern, und gestrichen hatte ich die Nase voll von den Momenten, meine Sachen nicht dort wiederzufinden, wo ich sie zurückgelassen! Mich aufs Fahrrad gesetzt und nach Haus gefahren schrieb ich Anna:

*Aber weißt Du was? Mögen diese Drecksäcke mir die Schuhe von den Füßen wegklauen, mich selbst werden sie niemals bekommen! So lange ich auf diesem Planeten weile, bin und bleibe ich ...
Thomas!!*

Am nächsten Tag der Anruf beim Fundbüro verlief natürlich ergebnislos, so wie auch der darauf eine Woche später. Urlaub bekommen machte ich mich auf, für einen Ersatz der gestohlenen Sachen zu sorgen, die mich unterm Strich das entwendete Fahrrad kosteten. Nicht eingerechnet der Füller, die Handschuhe und andere Kleinigkeiten, welche mir im Moment als weniger dringend schienen. Und es bedurfte nicht erst der Diskussion mit meinen Angehörigen um mir vorzunehmen, in Zukunft genau zu schauen, was an mitgeführten Dingen für einen Gang in die Clubs denn wirklich nötig war. Doch fest stand für mich ebenso: Dieser Diebstahl hatte sich nicht aus dem schnöden Grunde der Bereicherung ereignet, sondern allein aus einer Böswilligkeit heraus, die mich einschüchtern sollte und von der ich mich nun fühlte herausgefordert. Denn auch das Verschwinden meines vermissten Fahrrads wollte mir plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen. Ich würde die Ohren spitzen und Ausdauer beweisen müssen, doch vor dieser Art des Umgangs miteinander mich nun zurückzuhalten und zu verkriechen hätte mir neben der Aufgabe des Versuchs einer Kontaktaufnahme zu Anna und der mittlerweile fest zu meinem Leben gehörenden durchtanzten Nächte auch eine Kapitulation vor so manchen Grundsätzen bedeutet, an die ich glaubte und noch heute glaube. Vielleicht würde ich selbst durch mein Handeln über diese Grundsätze stolpern und tat dies gar bereits, doch musste der Versuch einer Aufklärung unternommen werden - irgendwie.

[nach oben](#)

37

Noch fünf Tage, dann war es so weit. Um punkt acht Uhr müsste er Zugang schaffen zu seiner Wohnung, deren Schlüssel er auch direkt zu übergeben hätte. Man würde sich umschauen mit einem ersten prüfenden Blick, was denn noch zu holen sei aus seinen Habseligkeiten, die ab diesem Zeitpunkt nicht mehr die seinen wären. Ganz geschäftsmäßig stellte Thomas sich eine Räumung vor, abgesegnet durch richterlichen Beschluss und ausgeführt von Leuten, denen es die tägliche Arbeit bedeutete. Was würde er tun, zeigte die Uhr punkt Acht? Würde er sich dem ergeben und leisten, was man von ihm erwartete, einige Unterschriften vielleicht oder begleiten den sozialen Dienst, der sich ebenfalls hatte angekündigt? Nichts von alledem, sondern wortlos verschwinden in die Ungewissheit und hinter sich lassen diesen Ort, welchen er während der letzten Wochen mit nichts Gutem mehr verbunden und den ohne Umschweife zu verlassen gar für beide Parteien eine Erlösung wäre? Doch wohin sollte er gehen mit nichts außer seiner Tasche und den Schreibutensilien, um den gefühlt bereits ewig währenden Brief endlich zu einem Abschluss zu bringen?

Denn im Grunde ja war er fertig mit dem Thema. Noch hatte sich der Kreis zwar nicht geschlossen, noch fehlten einige Mitteilungen an das werte Gericht, doch spürte er, dass ihn verlassen wollte der Wille, zu erzwingen was nicht zu erzwingen war. Nicht gewusst, wann er hätte aufhören müssen,

drohten ihn nun hinab zu reißen seine ausschließlich in die Vergangenheit gerichteten Gedanken, denen die kommenden Zeiten vollkommen gleichgültig gewesen. Und ein wenig nun fühlte er sich an Bord mit Kapitän Ahab, während ihn alsbald würde verspotten und vergessen der weiße Wal seiner Zukunft. Allein, woran hätte er erkennen sollen den Zeitpunkt, an dem einzuhalten ratsam wäre gewesen? Es wollte ihn ja nie verlassen der Glaube auf seinem struppigen Pfad, so ohne Orientierung er sich zudem auf ihm bewegt. Weshalb inne halten auch angesichts der Hoffnung, die ihn stets begleitet?

Der Brief war begonnen worden aus dem Bedürfnis heraus, ein, wie er meinte, „verzerrtes Bild seiner Person“ zu richten und die Geschehnisse um Anna, welche ihn seit zwei Jahren zu keiner Minute hatten losgelassen, aus seiner Warte heraus zu erzählen. Denn ihm war ja niemand Wissender begegnet, der offen mit ihm geredet und dem er die Beweggründe für sein Tun direkt hätte mitteilen können. Als zu einseitig betrachtet empfand er, was so umherging, als zu urteilsbehaftet und voreingenommen manch Kommentar, auf den ein jedes Mal und nicht ganz unwillkommen über Bande zu spielen er sich veranlasst gesehen. Denn natürlich waren mitunter auch ohne einen vorherigen Anstoß und allein durch seine nie ruhen wollenden Gedanken Nachrichten an sie geflossen, welche ihm, las er sie heute, als ein unerbittlich Spiegel seiner Seele wollten scheinen. Gerade nach den Diebstählen, welche genau das Gegenteil erreicht, was sie hatten bezwecken sollen, war Thomas der Nachrichtenstrom wie aus der Hand eines Berserkers geronnen. Was er da an schierer Menge Anna zugemutet, dessen musste er sich aufrichtig schämen, und ganz zur rechten Zeit hatte er begonnen seine Auseinandersetzung mit dem Text, die im Lauf der Zeit eine Gesundung bewirkt. Seit Wochen nun waren keine Nachrichten mehr an sie gesendet worden, und ereignete sich der Zufall einer Begegnung, spürte er neben dem Gefühl der Neugier auch eine innere Sachlichkeit, über deren Vorhandensein sich Thomas glücklich schätzte. Er wollte sie einfach nicht mehr, diese vollkommene, das Selbst auflösende Hingabe, welche Züge einer Krankheit besessen. Diese Krankheit hatte Platz gemacht einer sanften seelischen Entspannung, so wie sie zu spüren ist, wenn ein lang wähernder und quälender Schmerz hat nachgelassen. Und selbst die Nächte des Tanzens, lange Zeit unternommen hauptsächlich wegen seines Wunsches nach einem Zusammenkommen mit ihr, hatten sich verselbständigt als eine reine Freude am Aufenthalt hauptsächlich in seinem Lieblingsclub.

Wäre da nicht das Damoklesschwert, das nun über ihn gekommen. Er hatte die eine seelische Anspannung eingetauscht gegen jene der Angst um die Zukunft, die sich ergeben aus seiner Sturheit und einer, wie er meinte, verletzten Würde nicht nur der Diebstähle, sondern auch all der Offensichtlichkeiten wegen, durch die er gewissermaßen seinen Intellekt fühlte angegangen. Das Gefühl, als einziger und ungehört hinter den Vorhang geschaut zu haben, der sich so blendend schön vor allem hatte ausgebreitet. Es irritierte Thomas auch angesichts seines Blogs, auf welchem er den Brief veröffentlicht. Ein jeder hatte gelesen, ein jeder schaute zu. Und immer wieder geisterte Thomas das mehrmals Gehörte durch den Kopf: *Er weiß ja gar nicht, mit wem er sich da hat angelegt.* Wer war denn der *ALLMÄCHTIGE*, fragte er sich, mit wem er sich da hatte angelegt? Keiner seiner Leser sagte es ihm. Das natürlich musste dem *ALLMÄCHTIGEN* gefallen, wie ein jeder las und schwieg. Dabei hätte es doch offensichtlich nur des einfachen Mittels der Kommunikation bedurft, um nicht geschehen zu lassen, was keiner so recht wird verstehen. Er am wenigsten, denn was er getan, war nicht nur seinem Glauben an Anna entsprungen, sondern wurzelte auch in einer Situation, wie sie sich ihm auf seiner einsamen Warte des Einzelnen eben dargestellt und aus der heraus er versucht, Widerstand zu leisten und Sühne zu erlangen für begangenes und indiskutables Unrecht, welches ihm als eine schlicht und einfach feige zu nennende Handlung begegnet. Es war sein Pfad, den er sich geschlagen und auf dem ihm kein Wissender und keine klare Wahrheit wollte entgegenkommen. Weshalb, so wunderte sich Thomas, hinterfragten seine Leser nicht, auf welchem Wege sie eigentlich die Internetadresse seines Blogs hatten erlangt, welche er gar nicht publik gemacht für einige Zeit? Unzweifelhaft war anhand von Logdateien nachzuweisen, dass er von Beginn an eine zahlreiche Leserschaft besessen, die zunächst nur aus seinen Verwandten und engen Freunden hätte bestehen sollen. Weshalb auch hinterfragten seine Leser nicht, wie es um die Wahrheit hinter den Diebstählen stand, welche nun einfach so sollten im Nichts verschwinden? Darüber hinaus, weshalb hinterfragten seine Leser nicht, was es auf sich hatte mit der nicht gewährten Chance, die er sich bei seinem ehemaligen

Arbeitgeber erbeten? Die anhaltende Arbeitslosigkeit machte ihn natürlich zu einem besseren, weniger achtenswerten Opfer, während Thomas begann, seinen Platz im Boot von Kapitän Ahab anzunehmen und den Kreis zu schließen, dessen Rund er nun beinahe vollendet.

38

Wertes Gericht, vor allem einen der bereits erwähnten Grundsätze, und zwar den mir am höchsten stehenden, sah ich durch diese Diebstähle und deren Folgen ganz entschieden verletzt. Es war jener, der mich zur Verteidigung meiner Würde anhielt. Wären mir die Sachen zum schnöden Zwecke der Bereicherung abhandengekommen, dann hätte ich diese Vorgänge als etwas sehr Ärgerliches, doch auf Grund meiner Fahrlässigkeit gewissermaßen auch selbst Verschuldetes irgendwie hingenommen. Allein, begegnet war mir ein Verhalten, welches ich gerichtet sehen musste gezielt gegen meine Person mit der offensichtlichen Absicht, durch einen an meinen persönlichen, täglich benötigten Dingen herbeigeführten Schaden mich ernsthaft in der Lebensführung zu beeinträchtigen. Und es stand für mich fest, dass im Falle einer Bestätigung des vermuteten Zusammenhangs auch mein Rad, welches mir nicht nur Gebrauchsgegenstand, sondern auch Lebensgefühl gewesen, Bestandteil sein würde der Sühne, die ich mir zu holen gedachte. Schließlich ja drängte sich mir trotz des rasch erhaltenen Ausgleichs die Frage auf, ob dem Dieb denn die Existenz einer Versicherung des entwendeten Gegenstands überhaupt auch nur eine Sekunde lang hatte interessiert? Ich kam zu dem Ergebnis, dass dies nicht der Fall gewesen, und so rückte mir vor allem die perfide Art in den Vordergrund, mich durch Diebstahl einschüchtern zu wollen, um auf diese Weise meine Anwesenheit in den Clubs auszumerzen.

Doch wollte ich mich nicht ausmerzen lassen durch die namenlose Feindlichkeit, deren Existenz ich ja schon des Längeren gespürt. Verstärkt nun vor allem die Frage nach dem Zustandekommen der Eifersucht, die ich als die eigentliche Triebfeder dahinter ausgemacht und die mich schon allein deshalb umtrieb, da Anna vormals bei unserem Treffen das Klammern hatte erwähnt. Wie um alles in der Welt, dachte ich mir, waren denn nun gerade diese Auswüchse anders zu bezeichnen als eine nach außen wie auch innen gerichtete Form des Klammerns? Ich spürte ja, dass sich diese Eifersucht auch gegen Anna selbst richtete und sie einschränkte in ihrer Bewegungsfreiheit an jenen Orten, wo auch ich mich aufhielt. Und vor allem: Weshalb nur ließ sie das zu? Ich begann nachzudenken über die Eifersucht und das fehlende Vertrauen, welches ich als die wichtigste Grundvoraussetzung für eine Partnerschaft verstand. Resultierte daraus nicht letztlich die Freiheit, die dem Anderen wird gewährt? Hier nun schien sie mir offensichtlich soweit genommen, dass es doch einen Grund für sie geben musste, der nicht allein in meinen Nachrichten und dem intensiven Tanz, sondern womöglich bei Anna selbst zu suchen war. Hieraus schöpfte ich Hoffnung, denn natürlich hatte sich meine Zuneigung für sie nicht etwa verflüchtigt, sondern eher zugenommen im Lauf der Zeit. Sie lag ja zu Grunde vielen meiner Handlungen, also den Nachrichten und zu einem gut Teil auch den Gängen in die Clubs. Allein Anna in die Augen zu sehen oder sie gar in den Arm zu nehmen hätte mir die ganze weite Welt bedeutet, als ich mich gedanklich nur mit ihr beschäftigt. Meine Gefühle für sie ließen sich nicht einfach so abstellen trotz der Bindung, die sie nun eingegangen, und ist es denn wirklich zu verurteilen, Wertes Gericht, wenn ich nicht zuletzt auch angesichts von Annas Verhalten meine Hoffnungen sah genährt und trotzig ignorierte, was mir zudem nun in feiger Weise einen handfesten finanziellen Schaden hatte zugefügt? Schlicht unmöglich war es, auch nur im Geringsten zu respektieren, was mir ausschließlich auf diese Art wollte begegnen. Denn auch hinter all dem andauernden und mitunter hässlichen Gerede in der Firma und den Cafés vermutete ich nicht etwa nur Anna, sondern vor allem neue Bekanntschaften nach meiner Zeit mit ihr, unter denen wohl auch ihr Freund sich befunden. Gerade nach den Diebstählen nun, die meine Würde und auch meinen Stolz hatten verletzt, sah ich überhaupt keinen Grund, mich abzuwenden von meinem Glauben an sie, die mich seit nunmehr zwei Jahren so beschäftigt. So begann ich fortzufahren mit meinen Bemühungen, den Nebel um die Geschehnisse zu lichten, ganz egal, wer und wie viele sich gegen mich hatten gestellt. Dabei verlassen

konnte ich mich nur auf meine Kraft der Beharrlichkeit und Intuition, wie auch aus mir allein das ganze Pfand bestand, den ich vermochte einzusetzen.

Diese Bemühungen nun bestanden in erster Linie aus einer Dauerpräsenz, durch die ich nicht nur hoffte, mich bei Anna im Gedächtnis zu halten, sie diene von nun an auch dem Erlangen von Gelegenheiten, vielleicht Neues zu erfahren hinsichtlich der Diebstähle, wegen derer wohl kaum jemand für einen Hinweis auf mich wäre zugekommen. Überhaupt schien das Gefühl, jene könnten zusammenhängen mit dem Umfeld von Anna, zunächst einmal nur in mir allein zu existieren. Es galt also abzuwarten, bis man unvorsichtig wurde, vielleicht einmal einen verfänglichen Kommentar fallen ließ oder sich im Suff gänzlich verplapperte. Ich musste Geduld aufbringen bei meinem Vorhaben der Aufklärung, doch schon des Längeren auch war mir der Preis der langen Nächte zu Bewusstsein gekommen, die an mir zu zehren und meine Leistungsfähigkeit unter der Woche hatten begonnen einzuschränken. Die Wochenenden waren nicht mehr Tage der Erholung, sondern welche der Anspannung und Ermattung, und gleichwohl sich meine Muskulatur im Laufe der Zeit an sie hatte gewöhnt, wohnte mir nun gerade während des Wochenbeginns eine Trägheit inne, die mich ständig an Urlaub denken ließ. Ob meiner ausschließlich sitzenden, mitunter auch leerlaufbehafteten Tätigkeit ohnehin schon auf dem Kriegspfad mit den Pausenzeiten begann ich, die Runde auf dem Hof der Firma als eine relativ stille Erquickung zu empfinden, die ich brauchte um zu regenerieren, was ich am Wochenende eingebüßt. Dies schien nicht möglich im Umfeld des Großraumbüros, dessen Betrieb und Klima mich vor zuweilen große Probleme stellte, während in den Gängen, der Kantine und mitunter auch auf dem Hof meine Gedanken an Anna beständig neue Nahrung erhielten. Ich begann mich unwohl zu fühlen, kam mir am Morgen das Haus der Firma zu Gesicht, und schloss ich das Fahrrad an, da wollte es mir vorkommen, mich soeben selbst in Ketten gelegt zu haben. So brauchte ich innerhalb der ersten Monate stückweise nahezu meinen gesamten Jahresurlaub auf, ohne jedoch wegzufahren oder damit ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Schlicht das Bedürfnis nach Freiraum trieb mich, aber auch nach Urlaub von diesem Haus, welches ich unwillkürlich mit Anna und meinem großen, mich bereits das ganze Leben begleitenden Schwachpunkt in Verbindung brachte, nämlich der als leidig empfundenen beruflichen Entwicklung, innerhalb derer ich mich auf dem völlig falschen Weg wähnte.

Durch den Tanz nun erhoffte ich mir einen Ausweg aus dieser Situation, denn aus ihm zog ich ein gut Teil der Bestätigung, die mir nach Monaten der Passivität so wichtig und willkommen gewesen. Mittlerweile ein fester und durchaus auch geschätzter Bestandteil der Clubszene geworden war mir zwar bewusst, mich im Bereich des improvisierten Tanzes zu befinden, dessen meine Art freilich recht ausdrucksvoll und vielleicht auch einzigartig sein mochte, mir allerdings zuweilen auch chaotisch übermütig und für den Paartanz ungeeignet schien. Doch meinte ich, mit dem Rhythmus ganz passabel umgehen zu können und auch das nötige Körpergefühl zu besitzen, auf welchem sich vermutlich würde aufbauen lassen. Ich wollte den Willen beweisen und zeigen, dass ich etwas gefunden hatte, was mir trotz offensichtlicher Anstrengung viel Freude bereitete, gleichwohl es mir schon oft war schwergefallen, mich aufzuraffen für die Nacht, um dann während der Bewegung zu vergessen die schmerzenden Beine und die Zerrung im Fuß, oder die Kopfschmerzen durch zu wenig Schlaf. Ich schwächte mich und wurde krank. Empfindlich geworden gegen alle Zugluft machte mir eine über Wochen andauernde Entzündung der Nebenhöhlen zu schaffen, die für mich trotz letztendlichen Einsatzes von Antibiotika zwar unter der Woche, jedoch nicht am Wochenende war vorhanden. Ich hatte das Gefühl, ich *müsse*, dürfe nicht verpassen die Gelegenheit, während der sich vielleicht ja doch würde etwas ergeben, und zwar durch den Tanz nicht nur der lang ersehnte Kontakt zu Anna, sondern die Entwicklung in eine gänzlich andere Richtung, die mir in meinen Hoffnungen als ein Rettungsanker und darüber hinaus als eine vielleicht ja auch finanziell lohnende Passion erschien. So entwickelte ich gewissermaßen einen Tunnelblick, im Zuge dessen all jenes, was ich ganz reell in der Hand gehalten und auf dem sich bei ein wenig innerem Kompromiss vielleicht hätte aufbauen lassen, in den Hintergrund rückte zugunsten eben dieser Hoffnungen und eines Traumes, dem ich alle Energie und auch alle Ressourcen zu opfern mich aufs Unbedingte hatte bereit erklärt.

Diese Ressourcen bestanden vor allem aus Geld, denn nicht nur der Eintritt in die Clubs oder das Theater kostete mich im Lauf der Zeit eine ganz erkleckliche Menge, auch mein Stil der Kleidung änderte sich während dieser Zeit. Besuchte ich vormals mit Anna die Premiere noch im Kapuzenpulli, wollte

mir zwei Jahre danach solch ein Aufzug, nicht zuletzt auch angesichts ihres nunmehrigen, seriös eleganten Auftretens, nicht mehr in Frage kommen. Ich hegte den Wunsch, meine in dieser Hinsicht vernachlässigte Garderobe aufzubessern und damit nicht nur mir selbst, sondern auch Anna zu zeigen, dass ich bei solchen Gelegenheiten durchaus Wert auch auf das Äußere legte. Das musste natürlich etwas halbseiden erscheinen, denn vor kurzem erst waren meine finanziellen Probleme ja offen zu Tage getreten, und bisweilen kam ich mir vor wie ein Hochstapler, im schwarzen Mantel zu erscheinen oder im seidigen Sakko, während darunter das fein gemusterte Hemd hat hervorgeschaut. Zumal mir mit meiner Figur nicht die freie Auswahl war geblieben, hatte ich bei meinen Einkäufen zurückgegriffen auf einen relativ teuren Hersteller, dessen Hosen endlich einmal passten und sich eigneten auch für die durchtanzten Nächte, ohne wie ein nasser Sack um meine schlanken Beine zu schlackern. Allein, natürlich konnte ich damit nicht ändern den Alltag, der vom Unterwegssein mit dem Rad geprägt mich nach wie vor die entsprechende Kleidung anlegen ließ, welche mir bei allem Wohlsein in ihnen doch auch zeigte, wie sehr sich meine Lebensweise unterschied von jener Annas, die ich für gewöhnlich unterwegs in einem Auto wähnte, dessen Anschaffung mir fern der finanziellen Möglichkeiten war. Zwar genoss ich das Radfahren, doch bestand aus solchen Kleinigkeiten eben der Stoff, der mich neben dem beruflichen Stillstand unzufrieden werden und nicht schätzen ließ, was mich ausmachte. Mir kam nur das vor Augen, was ich nicht besaß und dessen fehlen mir zu einem großen Teil verantwortlich schien für das Ausbleiben einer Begegnung mit ihr. Ich meinte mich umweht nicht vom anziehend beruhigenden Hauch einer gewissen bürgerlichen Wohlgeratenheit, sondern vom bedrückend kalten Wind des mittellos umhertreibenden und einsam Suchenden, der zwar viele Werte des Bürgertums teilte, jedoch bei seiner bisherigen, ihm allmählich zu Bewusstsein gekommenen, mitunter beängstigenden Gedankenlosigkeit von dessen Weg war abgekommen und sich nun fast ohnmächtig in eine Position sah gestellt, die ihm nur mehr wenige Möglichkeiten der Lebensgestaltung offen ließ.

[nach oben](#)

39

Es gab also mitnichten nur *den einen* Grund für meine Nachrichten an Anna. Vielmehr verflochten sich, gerade auch nach den Diebstählen, diese eben geschilderten Wünsche und Gemütszustände zu kaum enden wollenden Zeilen einer heute mir fast peinlichen Offenheit, angesichts derer es Anna bisweilen musste vorkommen, als sei ich völlig aus den Fugen geraten. Entweder gehäuft oder in Abständen von mehreren Tagen sendete ich ihr in zwar aufrichtig gemeinter, doch vollkommen ungefilterter Weise alle meine Hoffnungen und Gedanken, von deren Richtigkeit ich mal ganz sachlich, ein andermal nur trotzig überzeugt gewesen. Oft nahmen sie Bezug zu meiner vermeintlich ungenügenden Haarlänge, die laut vieler mitbekommener Kommentare einem Tanz mit ihr entgegenstände, oder aber sie beschäftigten sich mit meiner beruflichen Situation, deren Stagnation ich klein redete und mit Argumenten zu rechtfertigen suchte, an die ich im Grunde ja selbst nicht glaubte. Andere hingegen beschworen die Vergangenheit herauf und versuchten gerade zu biegen, was ohnehin schon war passiert. Zu lesen gab es natürlich auch und mitunter ganz offensiv über die Eifersucht, durch welche ich mich ja nicht nur meiner Dinge, sondern auch des Kontakts mit Anna sah beraubt. Hierin bestätigt konnte ich mich sehen anlässlich des Sommerfests einer der Clubs, im Rahmen dessen auch die im selben Haus beheimateten Ateliers einiger Künstler unserer Stadt ihren Tag der offenen Tür begingen. Einen dieser Künstler, der mir bereits von anderswoher war bekannt, besuchte ich an jenem Tage, um mich einfach einmal sehen zu lassen und zu schauen, wie er dort wohl arbeitete. Im Anschluss nun, es war gen Abend, bekam ich mit vom Programm des Sommerfests, auf dem sich just bei meinem Dasein eine kleine Modenschau von Textildesignern unserer Kunsthochschule hatte angebahnt. Noch nie solch einem Schaulaufen beigewohnt ließ ich mich nieder auf dem Hofe, wo es auf einem eigens hierfür errichteten Podest und unter Begleitung von Livemusik in Bälde sollte stattfinden. Doch irgendetwas schien im Busche, denn zahlreich fühlte ich von Beginn an die Blicke der

bereits anwesenden Leute auf mir haften, begleitet von Getuschel, welches ich zunächst nicht deuten konnte. Zusammen zu bringen war es im Grunde ja nur mit Anna, die vormals nicht nur diesen Club ganz gerne besucht, sondern sich auch für die Dinge der Mode hatte empfänglich gezeigt. Und tatsächlich bekam ich allmählich mit, dass sie entweder beiwohnen wollte der Schau oder gar selbst einen Entwurf zu präsentieren war eingeplant. Allein, die selbstverständlich anwesende namenlose Feindlichkeit hatte umgehend Maßnahmen ergriffen. Soweit mitbekommen, durfte sie sich nicht zeigen, jetzt, wo ich unter den Zuschauern mich befand. Das natürlich rief Empörung unter manchen von ihnen hervor, doch es nützte nichts, die Modenschau fand ohne ihre Teilnahme statt. Und einmal mehr stellte sich mir die Frage: Weshalb nur ließ sie das zu? Weshalb ließ sie sich so einfach ausknipsen wie ein Ding, und was hatte das zu tun mit einem vertrauensvollen Umgang, den sie hätte verdient gehabt angesichts ihrer Enthaltung auf alle meine bisherigen Versuche, wieder mit ihr in Kontakt zu treten? Mir war es genau jenes Klammern, welches sich nun gegen sie hatte gerichtet und dessen Macht sie sich zwar sicherlich widerwillig, letztendlich aber doch vollkommen zu unterwerfen schien. Es kam mir eine Nachricht in Erinnerung, die ich nach einer ganz ähnlichen Situation vor nicht allzu langer Zeit ihr hatte zukommen lassen:

Nach einem kurzen Moment des Aufbegehrens wird Dein Freund Dich wieder bekommen haben. Denn Du bist nicht so stark, Anna, Du bist anlehnungsbedürftig. Du opferst Deinen Willen der Idylle, die in Wahrheit leicht zur Selbstverleugnung werden kann. Denn wer achtet darauf, dass die Waage der Kompromisse nicht auf einer Seite schwerer und schwerer wird? Du weißt, dass das mit den langen Haaren Quark ist, dass das nichts ist, was sich nicht ohnehin von selbst erledigt. Doch da ist das Gesicht, welches gewahrt werden will, die völlig unbegründete, doch bohrende Eifersucht Deines Freundes und baldigen Mannes. Achte auf Dich, Anna. Denn Du bist jemand, der eine Zeit lang die Kompromisse eingeht, nur um eines Tages zu explodieren. Ich bin und bleibe ein Freund, der Dich begehrt hat, dem Du nun aber so viel mehr bedeutest. Das sollte Dein Partner mal verstehen, der offenbar jeglichen Kontakt verhindern will. Du bist Anna!

Abends darauf begegnete ich ihr zufällig an den Freisitzen eines Pubs, wo sie zusammen mit zwei ihrer engsten Freundinnen in der Nachbarschaft jenes Tisches saß, an welchem ich mich mit einem meiner Freunde hatte niedergelassen. Mir gegenüber weniger reserviert als sonst machte sie auf mich einen etwas mitgenommenen und vor allem nachdenklichen Eindruck. Sie schien mir wie jemand, der sich seiner Ohnmacht war bewusstgeworden und auch der Erniedrigung, die diese mit sich gebracht. Noch nie in einer Beziehung mich befunden, wertlos gerichtet, habe ich doch die Scheidung meiner Eltern miterlebt und auch das Misstrauen, welches dabei keine kleine Rolle gespielt. Meine Überzeugung war die des Vertrauens und auch des Respekts, und der Brief, den ich Anna vormals geschrieben, enthielt sie in der folgenden Formulierung:

„Zu kurz greift hier das Denken nach Besitz, denn ich weiß wohl, dass sich ein Mensch nicht besitzen lässt, dass er frei ist und nur dann Mensch sein kann, wenn er Luft zum Atmen hat.“

Bei allen alltäglichen Zwängen, welche die Freiheit bisweilen als eine schöne Utopie dastehen lassen, sollte da nicht zumindest die Beziehung, in welcher aus freien Stücken zwei Menschen sich mit der Absicht haben zusammengesetzt, ihr Leben miteinander zu teilen, möglichst frei sein von Ketten und sich definieren in erster Linie durch ein achtsames Miteinander? Ich sah dieses hehre Ideal mit Füßen getreten, auch wenn mir ihr Alltag natürlich war unbekannt. Und wenn ich schreibe von ihrer Enthaltung auf alle meine bisherigen Versuche, wieder mit ihr in Kontakt zu treten, so entspricht dies vermutlich nicht der ganzen Wahrheit. Denn etwa einen halben Monat vor der Modenschau führte ich einen kurzen Wechsel an Nachrichten mit einer mir unbekanntem Nummer, hinter der ich Anna vermutete. Diesen Wechsel nun möchte ich mit einflechten an dieser Stelle, da er zum rechten Zeitpunkt mir einen Schimmer der Hoffnung auf eine Auflösung der ganzen Geschichte hat vor Augen kommen lassen.

Anna (vermutet, inkognito) - *Hast du mal Zeit?*

Antwort - Heute Abend um 21:00 Uhr am Café ...? Hab mir heut Urlaub genommen, dann Wochenende. Hab Zeit, ganz gleich wann.

Anna (vermutet, inkognito) - Ich hab noch ein bisschen was zu tun... Vielleicht so gegen 10?

Antwort - Bis gen zehn.

Anna (vermutet, inkognito und viertel vor zehn) - Hey, also ich bin gerade am umziehen... Ich denke, ich schaffe es heute fast nicht mehr!

Antwort - Huhu, dann verschieben wir es eben einfach. Aber nun sag mir doch einmal, wer Du bist, das ist grad so ein ÜEi. ;) Stichwort HM? Oder ganz anders?

[Stille]

zweite Antwort (dennoch gefahren) - Naja, wie auch immer, hab's durch den Regen geschafft, sitze im Café, lese und trinke einen Riesling. Es ist Wochenende, und wenn Du Zeit hast, dann gib Bescheid.

Ich wartete vergeblich auf eine erneute Nachricht. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass jemand anders, dem ich meine Nummer in einem der Clubs habe gegeben, als Urheber dieser Zeilen in Frage kommt. Doch ist dies unwahrscheinlich nicht nur aus dem Grunde des plötzlichen Kontaktabbruchs, sondern auch wegen einer Ankündigung, die ich Anna nur wenige Tage zuvor gemacht. Und ich bin mir gewiss, wert es Gericht, wäre unser Treffen zustande gekommen, dann müsste diese Schilderung nicht geschrieben werden. Denn nicht nur hätte Anna mir den einen oder anderen Zahn ziehen können, es wäre auch all das Indirekte nichtig und mir gleichgültig geworden. Womöglich hätte sich endlich der Mantel des Schweigens und der Entspannung über meinen Monolog gebreitet, und wir hätten reden können von Angesicht zu Angesicht darüber, was meine Ankündigung hatte enthalten und über die Gründe, weswegen ich diesen Entschluss gefasst. Allein, das Treffen war ausgeblieben, was mir eine erneute Bestätigung für mein Vorhaben hat bedeutet. Zur Aufklärung der Diebstähle begann ich nun zu beschreiten einen Pfad, keineswegs sicher zwar, doch in festem Glauben an mein Gefühl und an Anna, der mich gewissermaßen selbst zum Pfand der Wahrheit werden ließ.

-

Tagebucheintrag, Mitte Mai 2014

Ich weiß derzeit nichts mehr wirklich mit Gewissheit. Bis auf eines: Dass Wahrheit kein Luxus sein darf. Niemals. Und dass alles Unrechte aus Unwissenheit geschieht. Oft wissen wir nicht wirklich voneinander, wir vermuten und bauen uns etwas zurecht. Jeder hat den Hang dazu, weil es bequem ist so. Wirklich wissen zu wollen kostet Kraft und Zeit. Und Willen.

40

Mit wem auch immer ich zu tun hatte, schienen mir doch zwei Dinge klar: Zum einen angesichts vor-maliger Erwähnung der Mietrückstände auf offener Straße die wie auch immer geartete Verbindung der namenlosen Feindlichkeit zu meiner Hausverwaltung, und zum anderen deren Denken in vor allem materieller Dimension. Denn ausschließlich über den wiederholten Weg des dinglichen Verlusts sollte mir etwas mitgeteilt werden, wozu man sich auf direkte Art und in halbwegs gesitteter Weise nicht in der Lage zeigte. Man kannte mich nicht, sprach auch nicht mit mir. Man machte einfach und wollte mich treffen am wunden Punkt der alltäglich benötigten Dinge, die sich eben zum Mitnehmen haben angeboten und die man darüber hinaus ja auch ganz gut konnte verschwinden lassen. Diese

als willkürlich empfundenen, womöglich noch aus einer bequemen Gruppenposition heraus begangenen Akte der Nichtachtung meiner Person ließen mich zu dem Schlusse kommen, dass zur Aufklärung dieser Diebstähle einzig der ebenso direkte Weg, nämlich ohne viel Gerede ein umgehend monetärer Ausgleich würde in Frage kommen.

Es standen mir natürlich keine Beweise zur Verfügung, auf deren Aussagekraft ich zur Aufklärung hätte aufbauen können. Dies liegt in der Natur der Umstände begründet, innerhalb derer ich als Einzelner mich einer gefühlt zwar allgegenwärtigen, doch unsichtbaren Mauer habe gegenübergesehen. Einzig die gesammelten Eindrücke während der Momente, als mir der Verlust des Rucksacks begegnet, waren mir als direkte Hinweise gut in Erinnerung geblieben. So konnte ich mich nur verlassen auf meinen Instinkt, auf die intuitive Deutung dessen, was mich umgeben und was mir begegnet zu jener Zeit. Definitiv gehörte auch mein Fahrrad zu den ganz persönlichen Dingen, denn gerade dieses war ja der Gegenstand, welcher zuweilen als eins mit mir wurde betrachtet. Hatte es also der Täter auf die Einschüchterung und zumindest vorübergehende Einschränkung der Bewegungsfreiheit meiner Person abgesehen, gehörte definitiv das Rad zu den Zielobjekten, welches sich als naheliegend zum Entwenden angeboten. Mit ihm bewegte ich mich in der Stadt umher, fuhr zur Arbeit, zum Schwimmen, in die Cafés und die Clubs. Es ermöglichte ein rasches und vor allem auch unabhängiges Kommen von Ort zu Ort. Das zuvor gestohlene Handy hingegen war mir das Werkzeug der Nachrichten an Anna. So kam ein Gedankengang zum anderen, und auch wenn diese Überlegungen konstruiert sein mögen und die Diebstähle einen spontanen Hintergrund haben besessen oder gar auf verschiedene Urheber sind zurückzuführen, lagen sie doch zugrunde meiner Entscheidung, die ich Anna angekündigt. Um einen direkten finanziellen Ausgleich zu erlangen hatte ich mich entschlossen, auch vor dem bereits erwähnten Hintergrund einer vermuteten Verbindung zwischen der namenlosen Feindlichkeit und meiner Hausverwaltung, zur Einstellung der Mietzahlungen bis Ende August. Und da es tatsächlich das Rad war gewesen, welches ich von den entwendeten Gegenständen am meisten habe vermisst, nahm ich darauf auch Bezug in meiner Nachricht an sie. Den Rucksack behielt ich im Hinterkopf, nur schien es mir zunächst allzu verwegen, auch ihn nun aufzutischen. Erst einmal wollte ich schauen, was passiert.

Weshalb adressierte ich mein Vorhaben an Anna, wertes Gericht? Dem zugrunde lag natürlich nicht die Vermutung, sie hätte diese Vorkommnisse gebilligt. Ich hielt sie für einen weitgehend integren und auch gebildeten Menschen, doch war sie nun einmal die einzige Person, an die ich mich habe wenden können, zumal ich glaubte gehört zu haben, dass sie inzwischen vom Urheber meiner Verluste hatte erfahren. Dies bedrückte mich angesichts des Ausbleibens eines wie auch immer gearteten und als selbstverständlich empfundenen Handelns ihrerseits, von der ich gleichwohl nicht erwartete, dass sie ihre Beziehung nun voller Empörung würde aufs Spiel setzen. Ich glaubte an Anna, und erhofft habe ich mir eine schlichte, offene Einflussnahme, deren Möglichkeit ich vor den Geschehnissen während der Modenschau noch als unbedingt gegeben angesehen. Von diesem vermuteten Wissen also ist geprägt meine Nachricht an sie, ebenso wie von einem etwas suggestiv formuliertem Trotz und einer Enttäuschung darüber, welchen Lauf diese Geschichte begann zu nehmen.

Hallo Anna, habe hin und her überlegt, ob ich Dir das schreibe, weil damit eine Ebene berührt wird, auf die ich mich mit Dir nie begeben wollte. Ich hatte einen anderen Wunsch mit Dir, doch bleibt er genau das, ein Wunsch, der im Grunde auch keiner mehr ist. Denn ich hege ihn nicht mehr. Es fehlt an Respekt und Anerkennung, und damit möchte ich nichts zu tun haben. Wie lang ist das jetzt her mit dem Rad? Weshalb hast Du es nicht für nötig gehalten, früher etwas zu tun? Auch Du wirst älter und ich hoffe, dass Du eines Tages die Reife erlangen wirst um zu verstehen, weshalb ich das nicht auf mir sitzen lassen kann. Es geht gegen die Würde und stellt ein Niveau dar, was so gar nicht zu Dir passen möchte. Also zumindest ich bekomm das nicht zusammen. Meine Mietzahlung ist fällig Ende des Monats. Ich erwarte, dass Dein Freund diese und die der nächsten zwei Monate begleicht. Sollte Dein Freund mein Rad gestohlen haben und Du weißt davon und schaffst es nicht, ihn davon zu überzeugen, dafür gerade zu stehen, dann beneide ich Dich nicht für die nächsten Jahre. Solltest Du jedoch reinen Gewissens sagen können, dass all das Quatsch ist, wirst Du mir das irgendwie zukommen lassen. Du hättest mir diese dritte Chance einräumen können, Anna, schon lange, auch ohne Freundin. Ich bin einfach erschöpft und habe keine Illusionen mehr. Ich bin erschöpft von dem Bemühen um Dich

und von all den Unwahrheiten. Ich habe meine Energie verschleudert. Ich bin erschöpft davon zu hören, dass meine Art und Weise komisch sei und niemand nicht auch nur einmal daran dachte mir zu sagen, was daran? Ich habe nichts zu verlieren.

Natürlich konnte mein Vermieter nichts für die Diebstähle, und womöglich war es, mit nun einigem Abstand betrachtet, der falsche Weg, den ich da begonnen zu beschreiten. Doch bestand mir hierin und zum damaligen Zeitpunkt die einzig in Frage kommende Option nicht zuletzt auch meiner drückenden finanziellen Probleme wegen, die zu einem großen Teil durch die ständigen Clubbesuche waren verursacht. Mit aller Macht wollte ich herausfinden aus meinem beruflichen Stillstand und konnte nicht lassen davon, mich vermittels des Tanzes im Gespräch zu halten und durch ihn ja vielleicht eine andere, zumindest parallel stattfindende Entwicklung herbei zu führen, die als Kontrast mir dienen sollte zur ständig nur sitzenden Tätigkeit am Bildschirm. Immer begleitet natürlich von der Hoffnung auf den ersehnten Kontakt zu Anna, auf eine Klärung des verhassten Nebels und auf eine Änderung meiner Situation, aus der allein mich zu befreien ich keine andere Möglichkeit mehr sah. Zu sehr nahm mich gefangen der Strom des Monologs, mein Misstrauen und meine Sturheit, ein ständiges Gefühl des nicht Genügens und die mich auf Arbeit, in der Stadt und auf meinem Balkon umgebenden Urteile, die ja nicht weniger waren geworden, jetzt, wo ich Anna das mit der Miete hatte aufgetischt. Laut aller Zahlen erledigte ich meinen Job gut und die Zufriedenheit meiner Kunden bewegte sich auf hohem Niveau, doch was besagen Zahlen schon über das Innere eines Menschen? Es heißt, nur Kindern und Betrunknen geht die Wahrheit über die Lippen, und so, nach ein paar Whiskey, gesendet im Dunkeln von einsamer Bank, las sich die meine, welche vermutlich auch ihren Weg in die Firma gefunden ...

Drei Mieten, Anna, nicht mehr und nicht wenigerü. Ja schönen guten Tag, mein Name ist Thomas, wie darf ich Ihnen in den Hintern ficken? Die Gerätenummer habe ich ja schon, ach die Adresse müssen wir ja auch noch abgleichen, wie schön, dass ich ihnen dienen darf. Der Techniker kommt bald und wird sie rasch befriedigen. Natürlich gebe ich Ihnen meine Rufnummer, damit sie mir auf meine drecks Nerven gehen können. Drei Mieten, Anna. Und jetzt nervt mich hier grad wer, plappert mich zu. Ey? Wie nervig! Fragt mich nach dem Alter und ich müsse zu Potte kommen. Ich sach es kommt wie es kommt. Ne sacht er, in meinem Alter kann ich mich damit nichmer zufrieden geben. Was interessiert mich das grad? Quatscht mich einfach zu. Das 36 ist längst Geschichte! Drei Mieten, Anna, kommt und klaut mir meine Sachen, mit welchem Recht? Drecks Eifersucht! Jetzt kommt wer mit Hund vorbei und redet mit dem wie mit einem Menschen. Wie doof isg das denn bitte? Und ich versuch mit Dir zu reden, jedes Wochenende in den Clubs. Doch Du hörsg mich nicht, jemand anders is lauter. Bals winkt die Straße, dann bin ich endlich den Job los.

Ach, und wo soll ocg eine Frau kenne lernen, auf Arbei, beo den ganzen Kerlen da? In meinem tollen Freundeskreis? Auf der Straße vielleicht. Da ganz bestimmt.

[nach oben](#)

Auf meinem eben erwähnten Balkon nun ergab sich zuweilen etwas ganz Eigenartiges. Von ihm aus war eine weite Anlage aus Schrebergärten zu sehen, nur teilweise verborgen durch drei kerngesunde Fichten, die einige Meter von der Brüstung entfernt sich kerzengerade und mit weit ausladenden Ästen gen Himmel streckten. Die Sicht vor allem nach rechts war versperrt, und gerade aus dieser Richtung nun drangen des Öfteren recht deutlich vernehmbare Stimmen zu mir herüber, trat ich auch nur auf eine Zigarette hinaus. So ergab es sich beispielsweise eines Tages, als ich mit einem Lesegerät für E-Books mich in einen draußen stehenden Stuhl wollte setzen, dass glasklar der Kommentar mir zu Ohren kam: „Ein Tablet hat der wohl auch!“ Zwar hielt ich da kein Tablet in der Hand, doch stellte

sich mir die Frage, wie es denn sein konnte, dass ich von jenen Leuten keinen Zipfel habe gesehen, allerdings das meinige Erscheinen samt solchen Details ihren Augen keineswegs im Verborgenen war geblieben? Unheimliche Ahnungen begannen da, ihr Unwesen zu treiben. Zu Haus, in den eigenen vier Wänden? Überhaupt hatte ich das Gefühl, als redeten und urteilten nicht nur diese Leute, sondern welche sich auch anderswo in den Gärten befundene in einer bisweilen solch hässlichen Art, dass ich mir auf dem eigenen Balkon zunehmend vorkam wie an den Pranger gestellt und aus diesem Grunde mein Handy nicht nur einmal eine Nachricht gen Anna durch den Äther funkte.

Weißt Du, mir geht es tierisch auf die Eier, dass man, sobald ich auf den Balkon trete, ständig über mich redet! Können die Leute ihren Kriegsrat nicht leiser halten? Ums Dir mal „proaktiv“ mitzuteilen: Ich habe heute den Frisörtermin verpennt und der Fotografin am Morgen einfach so abgesagt. Sie war nicht begeistert. Ich bin die Nacht im Club versackt, aber das weißt Du ja sicher, liebe Anna. Das ist ja so die Art, tausend Leute zur Standortbestimmung, alles schön von Weitem, besser als jedes GPS. Ich wusste, dass es die Nacht so kommt, sehr genau und tu es trotzdem. Wäre besser, Du lässt mich hier rauswerfen. Das Schöne daran, niemandem gegenüber Verantwortung zeigen zu müssen, ist, dass es auch niemanden interessiert, wenn ich verrecke. Urteilen tut ihr ja so und so. Nach euren Maßstäben. Ich faule Sau.

Dass es niemanden hätte interessiert, stimmte so nicht ganz. Meine gesundheitlich angeschlagene Mutter wohnte unter mir und bekam die ganze Entwicklung hautnah mit. Sie kannte die Geschichte nicht nur aus meiner Warte heraus, sondern wurde auch bald schon involviert durch unsere Hausverwaltung, die zunächst nicht etwa an mich sich gewendet, sondern via Telefon allein sie in Kenntnis hat gesetzt über das, was nur wenige Tage darauf sowohl mir als auch ihr wurde zugestellt: Die Kündigung meiner Wohnung. Völlig rechtens nach inzwischen zwei Monaten ohne Miete gab ich mich meiner Mutter gegenüber dennoch nicht nur überzeugt von meinem Tun an sich, sondern auch davon, dass dem Hausverwalter meine an Anna gesendete Ankündigung rasch zur Kenntnis war gekommen. Meine Mutter verstand die vorgebrachten Argumente nicht, wengleich sie mir auch sagte, dass sie nie das Bild würde vergessen, wie ich nach dem Verlust des Rucksacks ausgekühlt und niedergeschlagen vor der Türe gestanden. Auch ich hatte es nicht vergessen und sah mich nun konfrontiert mit der Tatsache, dass anstatt auch nur einen Schritt auf mich zuzugehen angesichts meiner Frechheit sofort mit der Keule wurde geschwungen. Und wengleich ich mir innerlich ein festes Gerüst hatte gezimmert, das mir stimmig schien und an welches ich mich nun auch wollte halten, so dauerte es einige Momente, bis diese Reaktion war verdaut. Denn es war mir ja keineswegs egal, was da geschah. Ich sah mich langsam, doch unaufhörlich hinabgleiten in das Loch des tiefen, dunklen Brunnens mit dem Gefühl, erst einmal darinnen gefangen nie mehr das Tageslicht zu erblicken. Ich schluckte einige Male, doch auch wenn mich dieses Gefühl, ja ein leiser Zweifel auch, nie mehr ganz wollte verlassen, fasste ich mich rasch und ein gewisser Fatalismus fand Eingang in mein Denken darum. So sei es, sagte ich mir, du kannst nicht mehr zurück. Du hast deine Gründe und deinen Glauben daran. Dies nun ist dein Weg.

Und es war nicht die einzige Kündigung, die sich dieser Tage hatte eingestellt. Auf dem Kriegspfad mit den Pausenzeiten war deren Überziehen und mein des Öfteren um zwar nur einige wenige Minuten, doch eben zweifelsohne verspätetes Erscheinen am Arbeitsplatz schließlich in Form einer Abmahnung geahndet worden, der über die vorangegangenen Monate viele gut gemeinte Worte seitens meiner Teamleiter und ein Warnschuss mittels einer schriftlichen Ermahnung waren vorausgegangen. Es dauerte, soweit noch in Erinnerung, keine drei Wochen, bis ich auch die zweite erhalten. Mein Verhalten bezüglich der Pünktlichkeit sah man zwar auf dem Wege der Besserung, doch zeigten sich trotz Sonderregelung die Pausenzeiten als immer noch um einiges zu hoch. Freilich war es hin und wieder vorgekommen, dass ich an den Arbeitsplatz zurückgekehrt schlicht vergessen hatte, mich wieder aus der Pause zu schalten, doch letztlich stellte dies ja einen Umstand dar, der sich im Nachhinein schlecht nachweisen ließ und mit welchem auch die Kollegen mussten fertig werden. Nur etwa eine reichliche Woche später und bevor ich morgens auch nur den Arbeitsraum konnte betreten, fing mein Teamleiter mich ab mit der Bitte, ihn nach unten in das Erdgeschoss zu begleiten. Später war ich ihm dankbar dafür, dass er die folgende, wenn auch kurze Prozedur nicht vor meinen Kollegen hat

stattfinden lassen. Denn in jenem Raum, den ich dreieinhalb Jahre zuvor mit zwar etwas Lampenfieber, gleichwohl doch guter Hoffnung zum Bewerbungsgespräch betreten, bekam ich im Beisein der Personalabteilung mit nur wenigen, ernsten Worten meine fristgerechte Kündigung vorgelegt, der als Ursache eine Verfehlung der Pausenzeit war vorangegangen. Dieser einen Verfehlung nun lag zwar zugrunde meine Vergesslichkeit, doch mangelte es mir an Worten und auch an Energie, um mehr zu tun als eine Unterschrift zu leisten. Sichtlich betroffen zeigte sich mein Teamleiter, nur trug gerade er am wenigsten eine Schuld hieran. Innerlich schon des Längeren gekündigt verließ ich das Haus, welches mir neben einer bisweilen fast als unerträglich empfundenen emotionalen Belastung doch auch eine verlässliche Grundlage meiner Existenz war gewesen.

Ehe Du es durch Fama erfährst, schreibe ichs Dir lieber selbst, liebe Anna. Ich bin zum 31. August gekündigt. Die Kollegen haben sich fair verhalten, und schließlich war es ja auch so wie im Chor: Ich kann mich nicht einpassen und bau mir immer meine eigenen Regeln. Knapp dreieinhalb Jahre war ich in der Firma, und wie es nun weitergeht, das weiß ich nicht. Was ich gut kann, das interessiert nicht, eine Ausbildung oder ein Studium besitze ich nicht. Hab es ja kommen sehen, muss es dennoch erstmal realisieren. Nur nicht aufgeben!

Diese meine Existenz also war gesichert für noch gut zwei Monate, bevor ich der Arbeitslosigkeit würde anheimfallen. Während der ersten Tage stellte sich Erleichterung darüber ein, herausgelöst zu sein aus einem Umfeld, dessen Gegenwart mich immer auch an Anna erinnert. Nicht nur entledigt manch einer Begegnung war es ja auch die Arbeit an sich, welche ich als ungenügend empfunden und die mir meinen Stillstand tagtäglich aufs Neue hatte vor Augen geführt. Diese also lediglich als eine leidige, nicht geschätzte Angelegenheit betrachtet, der besser heute als morgen zu entrinnen ich nur keine rechte Möglichkeit gesehen, genoss ich die plötzliche Freiheit mit der Aussicht, noch für zwei Monate ein Gehalt zu beziehen. Doch was danach? Unerbittlich würden die Tage kommen, die sich als ein einziges Fragezeichen mir im Kopf hatten festgesetzt. Zurück in ein Callcenter lehnte ich rundweg ab. Solch eine Arbeit bereits hinter mir wusste ich, was der Umstand des mitunter wenig zufriedenstellenden Sitzens zwischen allen Stühlen, nämlich dem Kunden und seinen Erwartungen auf der einen, und den nur allzu oft auf Kante genähten Zielvorgaben des Arbeitgebers auf der anderen Seite bedeutete. Erneut solch einem Druck auf höchste Kosteneffizienz mich auszusetzen bei einer Bezahlung, welche bei allen meinen finanziellen Verpflichtungen mir kaum noch Raum zum Leben, geschweige denn zum geliebten Tanzen würde lassen, kam für mich nicht in Frage. Doch gerade nun in diesem Gewerbe schienen meine Chancen auf eine neue Anstellung am höchsten zu sein. Denn schließlich, was hatte ich denn bislang auch anderes getan, als nach Vorgabe die Anliegen meiner Kunden zu bearbeiten? Allein, ich wollte ja weg von dieser Tätigkeit, wenn auch meine Vorstellungen des Wohin in dichten Nebeln lagen. Meine Absicht, als Quereinsteiger irgendwo hinein zu rutschen und mich einzuarbeiten, ganz so, wie es bei meinem vormaligen Arbeitgeber geschehen, erwies sich als abenteuerlich angesichts des eher deprimierenden Termins beim Arbeitsamt und all der Stellenanzeigen, welche als Anforderung sämtlichst einen wie auch immer gearteten Bildungsabschluss haben aufgeführt. So nun stand ich da und mit der Einsicht, endlich einmal Kompromisse eingehen und mich gewissen Zwängen unterwerfen zu müssen, wenn ich es bislang schon nicht hatte geschafft, trotz aller Mühen etwas zielstrebig zu Ende zu bringen. Mir dämmerte, was ich da eigentlich aufgegeben an Möglichkeit und Vergütung, deren Höhe für unsere Region als durchaus gut war anzusehen. Doch ebenso wusste ich, dass an mir dort weiter genagt hätte das, was mich zur Genüge nun auch außerhalb der Firma beschäftigte.

Nicht nur die Kommentare waren es, deren Inhalt zunehmend mehr abzielten auf mein Nichtstun und die baldige Arbeitslosigkeit, welche natürlich gar nicht würde gehen. Gerade auch meine an Anna gesendete Absolutheit der Ablehnung eines Callcenters erregte einigen Anstoß vor allem bei meinen Nachbarn, denen das wohl ein gefundenes Fressen war. Vor allem aber bestand meine Beschwernis aus den Ankündigungen, die telefonisch meiner Mutter und kurz darauf auch mir via Post wurden zugestellt. Durch die in Gang gesetzte Maschinerie des Rechts, deren Handeln mir zuweilen wider aller Gerechtigkeit schien, fühlte ich mein Anliegen nun vollends ignoriert. Keinen Fuß, so mein Entschluss, würde ich rühren, kam man nicht auch nur einen Schritt weit auf mich zu! Und hätte man

auch nur ein wenig Achtung meinem Anliegen und auf diese Weise auch meiner Würde gewidmet, wertiges Gericht, im Nu wäre die Sache beendet gewesen, die einfach so sollte verschwiegen werden. Allein, es passierte nichts in dieser Richtung, und nicht kampflos wollte ich mich überrollen lassen mit meiner schlichten Weigerung. Irgendetwas musste noch zusätzlich unternommen werden, sowohl um diese bedrückende Zeit durchzustehen, als auch um meiner Hoffnung willen auf ein gutes Ende der Geschichte.

Und so kam es, dass ich wie an beinahe jedem Tag auf den Vorhof des Cafés fuhr, mein Fahrrad abstellte, die Tasche aus dem Körbchen nahm und mir einen Platz suchte vor einem der Tische, halb sonnig, halb schattig, zugewandt der Saale, an deren Ufern sich die Gäste in Liegestühlen räkelten und Entspannung fanden vom Treiben der kleinen Großstadt, gegründet vor über eintausend Jahren an jenem Fluss, dessen träge fließendes Wasser sich sachte im Winde kräuselte und stromabwärts hinter einer Biegung verschwand.

Ich mochte das kleine Café; nicht nur seine malerische Lage, auch der Galao zog mich hierher, ein Milchkaffee portugiesischer Art, dessen cremig kräftiger Geschmack seit Jahren nichts von seinem Reiz verloren hatte. Die Angestellten kannten mich und zuweilen kam es vor, dass ich nicht bestellen brauchte und, kaum eingetroffen, mein Kaffee schon auf dem Tische stand. Mich gesetzt hätte ich an jedem anderen Tage nun ein Buch hervorgeholt und begonnen, der Gedankenwelt des Autors zu folgen, doch heute musste sich beschäftigt werden mit dem, was seit bereits einiger Zeit die meinen Gedanken bedrängte und nun keinen Aufschub mehr duldete, jetzt, da ich mich vor die bisher größte Herausforderung meines Lebens sah gestellt, wenngleich ich auch wusste, dass es nicht mehr darauf ankam, was zu deren Auflösung war beizutragen - denn hierzu bedurfte es nur des einen Mittels, das ich weder aufbringen konnte noch wollte - als vielmehr auf die Art und Weise, wie nun mit ihr umzugehen sei.

Vor Tagen hatte der Postbote geklingelt mit einem Bescheid des Amtsgerichts, der mir die Zwangsäumung meiner Wohnung angekündigt. Kaum, dass der gelbe Brief entgegengenommen, dessen nur überflogener Inhalt voller Empörung gegen die Wand gefeuert und die Tirade an Flüchen und Verwünschungen war verhallt, breitete sich aus eine lähmende Ernüchterung, die ich versuchte zu verbergen, obgleich sie alle bisherigen Gedanken, vor allem jene an Anna, zu verdrängen und zu verzerren drohte. Es ging nun um die Existenz und zu einem gut Teil auch um meine Überzeugungen, doch einen nicht kleinen Raum nahmen die Überlegungen darüber ein, was das Festhalten an Sichtweisen wert ist, die in das eigene Verderben führen. Doch als ein Mensch, der sich mit all seinen Anlagen, Erlebnissen und Begegnungen zu jenem Charakter hat entwickelt, dessen Handeln aus seiner Sicht durchaus seine Berechtigung gehabt, kam mir kein zufriedenstellender Schluss in den Sinn. Und so, wertiges Gericht, nahm ich nun Stift und Papier zur Hand, um meine Geschichte aufzuschreiben ...

-

Guten Abend, liebe Anna. Da ichs immer wieder höre, möchte ich einmal etwas zu der Art und Weise schreiben, die sicherlich und nachvollziehbar einigen in Deinem Bekanntenkreis übel aufgestoßen ist. Ganz viele meiner Handlungen basieren weniger auf Wissen oder Rationalität denn auf Intuition und Emotionalität, und nie konnte ich ein leises Weinen verhindern bei der Arie "Mache Dich, mein Herze, rein." Ich hörte diese ergreifende Musik, sah das Kreuz, die Maria und das sich wiegende Orchester mitsamt der wundervollen Oboe und es kam, so sehr ich auch versuchte, dagegen anzukämpfen. Oder das kolossale "Sanctus" der Messe in H-Moll; Emotion, Gänsehaut durch und durch. Wie Zweig in der Schachnovelle schrieb: Was nehmen wir uns manchmal wichtig trotz der großen Werke, die weit vor uns wurden erschaffen! Auch ich habe ein wenig Demut und Humor zu lernen, doch was sollte ich denn tun, nachdem mir klar wurde, wer meine Sachen hat genommen? Ist ein Verlust ungeklärt, dann ist die finanzielle Einbuße zu spüren und der Tritt in den Hintern, also etwas, was jenseits des wirklich Persönlichen liegt. Wusste ich nun aber über das Wer und Warum Bescheid, da stellte es sich anders dar, zumal bei einem Gegenstand, der mir Freiheit und Freude gewesen. Was also sollte ich tun? Es klären. Und es ging nur auf diese Weise! Ich blieb ruhig, weil ich an Dich glaubte, Anna, ich setzte Vertrauen in Dich. Und immer das unguete Gefühl: Hier verachten oder gar hassen sich zwei, die einander

nicht kennen. - Zurück zum Eingang. Etwas habe ich von damals mitgenommen: Die Suche nach Schönheit und Vollkommenheit. Kurz gesagt denke ich, dass ein jeder von uns die Gabe dazu in sich trägt und das, was sowieso schon in uns ist, einfach hinausgelassen werden möchte. Scheinbar ohne Mühe das Gestalt werden lassen, was uns der Schöpfer mit auf den Weg hat gegeben unter der Bedingung, es nur erst und nach einigem Suchen auch zu finden. Warum schreibe ich Dir das ... es ist einmal wieder etwas aus dem Bauch heraus, zu solch einer tollen Abendstimmung! Ruhe, nur ein wenig Gespräch im Hintergrund, und die Junikäfer als ein tiefes Brummen in der Luft ... Wünsch Dir angenehme Tage, liebe Anna.

42

Bis zuletzt war Thomas die angekündigte Räumung als etwas nahezu völlig Unmögliches erschienen. Immer die Hoffnung, etwas möge doch passieren bei all dem Gehörten in letzter Zeit. Irgendetwas *musste* doch passieren in letzter Sekunde, was diesen unwürdigen Abgang aus seiner Wohnung würde verhindern. Doch als er schließlich kurz vor acht einen Blick aus dem Treppenhaus vor die Haustüre geworfen und dort einen LKW samt Leuten eines Umzugsunternehmens hatte stehen sehen, zu denen kurz darauf sich auch ein Mann vom Schlüsseldienst hinzugesellt, da brauchte es die ernüchternde Bestätigung durch den Herrn mit Aktentasche schon fast nicht mehr. Frisch und munter sich begrüßt waren sie bald zur Haustüre gegangen, hinter der er, nun bereits die Treppe hinuntergestiegen, mit seinem des Abends zuvor aus einem leisen Zweifel heraus doch noch gepackten Rollkoffer gestanden. Die Schlüssel lose in der Hand gehalten und noch einmal tief durchgeatmet hatte er zwar festen Griffes, doch voll innerer Aufruhr geöffnet mit der Absicht, wortlos sie zu überreichen und einfach zu verschwinden in diesen dreißigsten März, dessen Zeitspanne von Stunden ihm des Abends dann wie die einer nahezu ganzen Woche war vorgekommen.

Nun, anderthalb Wochen später, saß er in der Wohnung seines verreisten Bruders, trank etwas Wein und dachte darüber nach, ob es denn das alles war Wert gewesen. Knappe viertausend Euro betrug der Schaden, den der Porschefahrer, wovon er erst letztens gehört, und seine Handlanger ihm durch Diebstahl hatten zugefügt. Scheibchenweise offenbarte sich, was Thomas von Beginn an gewusst. Vor einiger Zeit schon war ihm zu Ohren gekommen, dass das Verschwinden lassen des Rucksacks zunächst wohl als Jux nur war gemeint gewesen, ebenso der Umstand, dass man als Trophäe noch seinen Personalausweis würde besitzen. Fast viertausend Euro, rechnete er noch das später gestohlene Leihrad seines Bruders hinzu. Das waren über zwölf Monatsmieten seiner ehemaligen Wohnung, die Thomas schließlich auch offengelassen, bis man ihn nun hinausgeworfen. Natürlich war er nicht gewichen, denn all die Monate lief ja weiter das Verfahren, wie er den mit hohen Forderungen belasteten Anwaltsbriefen aus Berlin hatte entnehmen können. Mit zweierlei Maß wurde ihm der Besitz da gemessen, auf der einen Seite gedeckt nicht nur durch das vermeintlich Ungeheuerliche seines Verdachts, sondern auch durch die Möglichkeiten des Geldes und des Rechts, während er auf der anderen Seite schlicht missachtet wurde in seinem Werte für ihn als Einzelnen, der sich dadurch ja auch in seiner Würde und seinem Verständnis von Gerechtigkeit sah verletzt. Doch nun, ohne Obdach, was hatte er denn wirklich erreicht mit seinem Auge um Auge, Zahn um Zahn, wo er doch von vornherein gewusst, sich zwar im Bereich der inneren Gewissheit, doch eben auch am kürzeren Hebel zu befinden. Den längeren Atem würde ja in jedem Falle besitzen diese gewisse gesellschaftlich eingebettete und vertraute bürgerliche Wohlgeratenheit mitsamt, so schlicht es auch klingen mag, seines Geldes, welches im Gegensatz zu Idealen Tatsachen und Bindungen zu schaffen in der Lage ist. Allein, so schwarz und weiß würde es nicht zu sehen sein, denn natürlich wusste Thomas auch um seinen Teil an der Vergangenheit mit seiner nur allzu offensichtlichen Hinwendung zu Anna, wenngleich es der namenlosen Feindlichkeit ja von Beginn an um ihn zu tun gewesen. Und, so fragte er sich, war es denn wirklich ganz alleine ihm zuzuschreiben, wie es um ihr Gemüt hat gestanden während all dieser Zeit?

Tagebucheintrag, Ende Juni 2014

Sitze im Café und bereits ein Gespräch aufgeschnappt über meine „Art und Weise“. Können mir alle mal den Buckel hinunterrutschen. Wenn keiner von denen auch nur ein Wort zu mir sagt, worum es sich handelt, dann kann sich auch nichts ändern. Ich mein, mir ist bewusst, dass das mit der Miete nicht in Ordnung ist, doch wie soll ich den Diebstahl des Rades denn sühnen? Oder den des Rucksacks? Ach ich wünschte, all das wäre nie passiert. Fühle mich wie in einen üblen Sumpf getaucht und frage mich, ob allein ich das bin oder ob nicht zum Teil auch die Umstände eine Rolle spielen. Das bin doch nicht ich, wie ich da so ganz dem Schicksal ergeben weiterschreite auf diesem Pfad der Dornen, die meiner Seele Stich für Stich zufügen. Mir ist, als blute ich innerlich. Folge ich der Logik des Demian, erschafft das Innere das Äußere und das Äußere das Innere. Und nichts davon tut mir gut. Im Tanz kann ich zeigen, wie es wirklich in mir aussieht. Ich mag die Schönheit und die Harmonie, den Fluss der Musik und der Bewegung in ihr. Nichts davon habe ich „gelernt“. Das kann man nicht lernen, und wenn man es könnte, ich würde es beibringen wollen. Es gibt da aber kein Muster, vielmehr ist es Intuition, Hingabe an den Augenblick.

-

Sein Hausrat befand sich nun dicht gepackt im Keller seines Vaters. Der Gerichtsvollzieher hatte darauf gedrungen, rasch eine Bleibe für ihn zu finden, um eine kostspielige Zwischenlagerung mitsamt anschließender Entsorgung zu vermeiden. Aus Erfahrung wohl schien ihm von vornherein klar, dass Thomas dessen Auslösesumme innerhalb der ihm zustehenden Monatsfrist ohnehin nicht würde aufbringen können. Überhaupt erinnerte er sich an ihn als einen Menschen, der sich ganz sachlich gekümmert um diese Angelegenheit, welcher dadurch zumindest ein wenig die Unwürdigkeit wurde genommen. Beschmutzt hatte er sich freilich dennoch gefühlt, als man sich ohne Umschweife daran gemacht, seine Sachen einfach hinaus zu räumen und zu verfrachten in des Vaters Keller, dessen enge Räumlichkeit zunächst einmal unter seiner, von vielsagenden Blicken begleiteten Mitwirkung musste vorbereitet werden. So nun hatte Thomas zumindest keine materiellen Verluste zu verzeichnen, wenn auch natürlich seine Hoffnung auf ein gutes Ende der Geschichte fürs Erste schien zunichtegemacht. Am Nachmittag dann mittellos durch die Straßen und den Hagelschauer geirrt, war es die Kälte und vollkommene innere Einsamkeit unter Menschen gewesen, die ihm am heftigsten zu Bewusstsein gekommen. Fröstelnd und hungrig gen Abend bei einer Bekannten eingetroffen, der er etwas am Computer hatte richten sollen, war es der Lohn von ganzen zehn Euro gewesen, der ihn durch sein schlichtes Vorhandensein und der Möglichkeit eines Döners wieder zum Leben hatte erweckt. Die Überweisung vom Arbeitsamt wollte sich erst des nächsten Tages einstellen, so dass eine Freundin, die ihm zudem noch einen Wein spendiert, musste zu Hilfe eilen für ein Zimmer am Bahnhof, dessen warme Halle er trotz des Erbortgen zunächst besucht mit der Absicht, diese erste Nacht ohne ein Zuhause dort auf einem der Sitze zu verbringen. Da nun gesessen in seinem halblangen, schwarzen Mantel, der ihm plötzlich vorgekommen wie ein Relikt aus anderer, nun ferner Zeit, hatten bald schon begonnen sich anzuschleichen die süßen Vorstellungen von einer heißen Dusche und einem warmen, weichen Bettchen, deren Verlockungen ihn nach Mitternacht dann schließlich doch noch in das Hotel getrieben.

Drei Nächte dort verbracht war er sodann zu seinem Bruder in die Nachbarstadt gefahren, der ihn über Ostern und einige Tage darüber hinaus dessen Wohnung hatte hüten lassen. Diese Zeit nun nahezu vorüber wusste Thomas nicht, wie es sollte weitergehen. Die Tage zwar genutzt zur Beendigung seines Briefes an das werthe Gericht, dessen Abschluss ihm eine höchst dringliche Angelegenheit gewesen, sah er sich vor dem Scherbenhaufen zweier Jahre, den aufzukehren ihm als eine nahezu unlösbare Aufgabe wollte scheinen. Er sah sich gegenüber einem sozialen Nirwana, dem zu entrinnen ihm ohne ein halbwegs vernünftiges Einkommen und einer festen Adresse kaum mehr würde möglich sein. Während der vergangenen zwei Jahre hatte er leichtfertig aufs Spiel gesetzt diese beiden Grundfesten der Existenz, die zu sichern ihm nunmehr die dringlichste Aufgabe geworden als Teil einer Gemeinschaft, mit deren mitunter auch diffizilen Regeln er sich sein ganzes bisheriges Leben lang nicht immer im Reinen gesehen. Oft schon überschritten den Toleranzbereich um die Mitte, dessen

Respekt bei allen mitunter dazu nötigen Kompromissen ihm ein durchaus angenehmes Leben hätte ermöglicht, sah Thomas sich verfangen in auch emotionaler Maßlosigkeit und einem Übermaß an Bedürfnis zum Individuellen, welches bisweilen zu einem Mangel an Rücksicht und Verantwortung sowohl anderen als auch sich selbst gegenüber tendierte. Natürlich waren gewisse Züge an ihm nicht zu ändern, sie waren Teil seines Charakters, welcher ihn ja schließlich auch zu etwas Einzigartigem machte. Doch weshalb war es ihm bis heute nicht gelungen in den Griff zu bekommen seinen Hang, jenen Toleranzbereich zu überschreiten, wo er doch in der Vergangenheit selbst am meisten darunter gelitten? Stellte denn etwa die Pünktlichkeit einen Zwang dar, dessen Einhaltung sein Wesen hätte eingeschränkt? Wohl kaum, indessen Thomas durch die Missachtung dieses Ausdrucks der Zuverlässigkeit oft genug eben jenen Respekt hatte missen lassen, den er für sich selbst ja unbedingt einforderte. Dadurch entstanden war ein Ungleichgewicht an Vertrauen und Glaubwürdigkeit, welches vor allem auf ihn zurückgeschlagen. So gedankenlos er auch gegen andere gehandelt, stand es damit also im Umgang mit ihm selbst nicht besser. Wie hatte es ferner dazu kommen können, seine Bleibe zu riskieren im Glauben allein an einen Menschen, über dessen Leben er doch so gut wie gar nicht Bescheid gewusst? Alles auf eine Karte gesetzt eines Gefühls wegen, welches in seiner Situation nun keinen Penny mehr war wert. Was auch hatte er damit Anna zugemutet, indem er sich ganz und gar abhängig gemacht in seinem Schicksal von ihr, ohne auch nur ihre Freiheit zu Handeln und ihre Absicht, überhaupt etwas tun zu *wollen*, mangels des zwar gesuchten, doch nie zustande gekommenen Kontakts mit der dafür nötigen Gewissheit gekannt zu haben. Unklug angesichts eines Spiels um seine Zukunft, dessen Würfel vermutlich nie zu seinen Gunsten gefallen. Und wenngleich ihm seine Vermutungen nach wie vor auch Überzeugungen waren, fragte er sich, was sie denn nützten jetzt, wo er nun drohte, zu deren Märtyrer zu werden?

Thomas indes wollte kein Märtyrer sein allein dieser Überzeugungen wegen, für die es schlicht nicht lohnte, sein Leben vollends zu ruinieren. Auch nicht wollte er zum Opfer werden seines bohrenden Stolzes, der seiner Würde sich als der allergrößte Feind erwiesen. Wovon er träumte, das war die Mitte, welche zu treffen sein Bruder sich ganz gut in der Lage zeigte. Morgen schon kehrte er zurück mit seiner Familie, und zusammen würden sie dann Abendbrot essen am lebhaften Tische, auf den er sich freute und der ihm neue, wohligh empfundene Eindrücke versprach. Sie mochten und unterstützten ihn ja trotz der Lage, in die er sich einmal wieder manövriert. Und wenn auch sie zuweilen nicht verstanden sein Tun, das mitunter ihm selbst ein Mysterium war, so setzten sie doch Vertrauen in ihn und seine Vernunft, welches er nicht missbrauchen durfte. Denn sie, wie auch seine ferne Schwester, sein ferner Bruder und sein Vater, die ihn kannten, sich mit ihm unterhielten und sich um ihn sorgten, waren alles, worauf er sich wirklich konnte verlassen. Eine Gewissheit endlich, für deren Existenz es nie die Notwendigkeit eines Glaubens hatte bedurft.

[nach oben](#)

43

Liebe Anna, lang nichts geschrieben. ;) Gab ja auch nichts, was es wäre wert gewesen und nicht sowieso schon im Text stand. Doch die letzten Tage ... Und das Wetter ist so fein. Wenn ich nur wieder meinen Hintern auf das geliebte T700 schwingen könnte. Das muss doch irgendwo sein? Schau, ich muss doch auch ein bisschen Geld dazu verdienen, bis meine Ausbildung beginnt. Radfahren und die Leute mit Post beglücken, sowas in der Art. Also, guckt doch mal alles durch, ich bin mir sicher, dass es sich da irgendwo versteckt! Liebe Grüße

Ein halbes Jahr nach der Beendigung seines Briefes saß Thomas im hinteren Teil eines Cafés, dachte nach über dessen Fortsetzung und blätterte in seinem Tagebuch, das während der letzten Monate kaum an Umfang hatte zugenommen. Seine Gewohnheit, des Abends einige Zeilen zu Papier zu bringen, die hatte er aufgegeben, als ihm während seiner Niederschrift nur allzu deutlich und endgültig

vor Augen war gekommen, sich im Kreise zu drehen. Zwar hatte sich in seinem Alltag einiges geändert, doch der Rahmen, der seit Monaten, ja mittlerweile Jahren seine Gedanken umgab, war derselbe geblieben. Nichts war geschehen, was nicht zwanzig Seiten vorher schon in einer Variation des dreißig Seiten zuvor bereits zu Papier Gebrachten geschrieben stand, und so genügte es ihm, diesen ständig rotierenden Kreis in seinem Kopf zu wissen und dessen unerschöpfliche Energie zu entladen in seinem nach der Räumung nur kurzzeitig unterbrochenen Monolog mit Anna. Dieser Kreis nährte sich tatsächlich selbst, denn es bedurfte dazu nichts weiter, als sich in die Stadt zu begeben und zu lauschen. Ob auf den Straßen, in den Cafés, den Clubs, der Straßenbahn oder selbst am Fenster seines Zimmers - immer konnte Thomas sicher sein, Anregungen zu erhalten für eine weitere, mitunter emotionale Nachricht an sie, um so seinerseits mit absoluter Verlässlichkeit für neuen Gesprächsstoff zu sorgen.

Gleichwohl, mit dem, was er tat, war er mit sich im Reinen, und er dachte an seine Mutter, der es nicht an Sturheit mangelte, war sie einmal von der Richtigkeit einer Ansicht überzeugt. In Erinnerung kam ihm eine Begebenheit in einer der Kirchen seiner Stadt, wo sie sich als Gästeführerin mit den dortigen Autoritäten angelegt auf Grund des neuerlich verlangten Obolus für die Besichtigung der Luthermaske, den sie für nichts weiter als den verfemten Ablass angesehen. Künftig war es ihr nicht mehr so einfach, anlässlich von Stadtführungen den Kirchenschlüssel zu erhalten, und bald schon und nach einigen weiteren Reibereien entfernte man sie aus dem Stabe der Kirchenführer, obgleich die Gäste ihre Leistungen immer hatten aufs Äußerste honoriert. Und auch mit ihrem Anliegen, das Wirken Kardinal Albrechts von Brandenburg stärker in das Bewusstsein der öffentlichen Wahrnehmung ihrer Stadt zu rücken, stieß sie oftmals auf Widerstand, den sie durch unermüdliches Argumentieren und mit wirklicher Begeisterung zu brechen suchte. Sie mochte dessen Feinsinnigkeit, Toleranz und auch dessen Widersprüchlichkeit und ertrug nicht die Verzerrungen seiner Person, denen man in dieser ihrer Stadt, die dem Kardinal ihr Bild verdankt, auch noch ein Denkmal hat gesetzt. Hingegen seinen sogenannten „Widersacher“ Martin Luther in aller Munde zu wissen schmerzte sie, denn ihr war das nicht nur gegen die Historie, sondern gewissermaßen auch ein Verrat an der Sittlichkeit, mochte sie doch das Grobe, Derbe und Laute nicht und betrachtete das Werben der Nachwelt als etwas, das „den bösen Feind gerade in der Vernunft sieht“. (Thomas Mann, Doktor Faustus, S. 133) Und ging es um die Begeisterung für eine Sache, so kümmerte sie der Stand des Gegenübers und die Notwendigkeit von Zugeständnissen nicht, was ein mehr dem Nüchternen zugewandter Geist als wenig diplomatisch erleben musste. Leicht konnte man diese Kompromisslosigkeit als Rücksichtslosigkeit ihr in die Schuhe schieben, und tatsächlich erwachsen aus ihren Beschäftigungen bisweilen Leidenschaften, denen sie sich bis zur Selbstaufopferung hingeeben. Sie konnte nicht anders, denn ein Kompromiss hätte sich für diese jene Leidenschaft immer auch als faul angefühlt. Er hätte der Integrität der Sache geschadet, die fortan mit einem Makel versehen ihr als ein halbseiden Ding keine Begeisterung mehr wäre wert gewesen. Sie brauchte diese kompromisslose Integrität, während sie in Kauf genommen, zuweilen dafür büßen zu müssen.

Thomas dachte daran, wie er seinerseits hatte büßen müssen, doch entgegen seiner damaligen Stimmung, die letztlich nur dem Moment war geschuldet und keineswegs den Kern seiner Überzeugungen hatte berührt, sah er keinen Grund, die Sache nun ruhen zu lassen. Dabei ging es ihm weniger um Anna und seine Gedanken an sie. Jene Geschichte würde er niemals wirklich abschließen können, und gleichwohl sie natürlich war verwoben mit der zweiten, dringenderen Angelegenheit, betrachtete er sie als losgelöst von dieser und wollte Anna keinesfalls mehr als nötig in Verbindung bringen mit den Briefen, die ihn nach wie vor erreichten und den Sorgen, die ihn drückten. Er wusste, dass man diese Einstellung als einigermaßen naiv bezeichnen konnte, doch an Anna zu denken und den Tatbestand des feigen Diebstahls im Hintergrund zu wissen, das überforderte ihn dann doch in seiner Gegensätzlichkeit. In den Sinn kam ihm dabei ein Kommentar, den er unlängst gehört: *Es sei schade, dass er gerade an diese Leute geraten sei*. Augenblicklich verhärtete sich sein Denken, er schob beiseite den Namen Anna und vor Augen kamen ihm die Schriftstücke, die kaum gelesen in der Finsternis eines Ordners waren verschwunden, um zu gegebenen Anlass das künstliche und kalte Licht einer Behörde zu erblicken. Vor Augen kam ihm auch das verschlossene Gesicht seines Verwalters damals und diese gewisse Verachtung, das es ausgedrückt. Widerwärtig war es ihm, auch nur daran zu den-

ken, womit er sich noch immer hatte auseinander zu setzen, denn genauso verhärtet wie seine Gedanken und dieses Gesicht schien die gesamte Situation, zu deren Klärung es abseits der behördlichen und anwaltlichen Briefe nicht nur eine Kommunikation auf Augenhöhe, sondern zunächst und vor allem ein Umdenken würde erfordern hinsichtlich der Art und Weise, wie man ihn, Thomas, als Person und Menschen sah.

Und immer und wie bereits sein ganzes Leben lang: Zweifel. Keineswegs war es so, als würde Thomas den beschrittenen Weg klar und deutlich unter sich wissen, ja gar sagen können, überhaupt einem Weg zu folgen, auf dem man ihn mit so großer Sicherheit vermutete. Was, wenn er fehl gelegen und einen Menschen der falschen Anschuldigung hatte ausgesetzt? Und wer auch immer dieser Mensch war und ob er ihn mochte oder nicht - diese falschen Anschuldigungen wären ihm sein Waterloo, welches er sich niemals würde verzeihen können. Immer waren diese Zweifel mit ihm, und nahmen sie überhand, so musste er sich ganz bestimmt all die Eindrücke ins Bewusstsein rufen, die ihn in jener Nacht, als sein Rucksack wurde gestohlen, so überdeutlich umfassen hatten. Er würde also weitermachen, reagieren auf das, was ihn umgab, und agieren mit seinem Willen, um den Schleier vor dem, was seiner Ansicht nach war und ist, ein wenig durchsichtiger werden zu lassen. Als er hatte bezahlt und das Café verlassen, da kam Thomas vorbei an einem ehemaligen Kino, in welchem er vor mehr als zwei Jahrzehnten „Schindlers Liste“ geschaut. Damals wohl wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, eines Tages an diesem nunmehrigen Club vorüber zu gehen und seinen Namen zu hören aus lautem Gelächter, das ihm als eigenartig unsauber ein Gefühl von Mitleid heraufbeschwor. Er presste seine Lippen zusammen und beschleunigte seinen Schritt, doch nahm er mit auch neue Energie, um seinen nur beiseitegelegten Brief nun fort zu setzen.

44

Nach dem Aufenthalt bei meinem Bruder stand ich also erst einmal wieder auf der Straße. Ihm zwar versichert, schon irgendwie unter zu kommen, wusste ich im Grunde ja doch nicht, wo ich sollte die Nächte verbringen. Der lästige und laute Rollkoffer mit meinen sieben Sachen war bei einer Freundin unterzustellen, doch meinen insgeheim gehegten Wunsch nach einer Übernachtung zumindest für ein paar wenige Tage verbat ich mir, als ich dann schließlich vor ihr stand. Sich aufzudrängen nun, wo das Kind war in den Brunnen gefallen, fühlte sich nicht richtig an, zumal doch gerade sie immer davor hatte gewarnt, die Sache mit der Miete durchzuziehen. Meinen Kopf durchgesetzt musste und wollte ich allein mit den Konsequenzen zurechtkommen, und für eine Nacht im Hotel langte das Geld ja noch. Was danach sich sollte anschließen, verdrängte ich fürs Erste. Darüber sich Gedanken zu machen war nach dem nächsten Sonnenaufgang Zeit genug.

Auch meinen Vater weiter zu belasten schlug ich mir aus dem Sinn. Nicht mehr der Jüngste verstand er ohnehin nicht mein Tun, und selbst wenn dies wäre der Fall gewesen, so billigte er es nicht, denn als Universitätsprofessor außer Dienst, der sich als nach dem Kriege Vertriebener und keineswegs mit offenen Armen Empfangener unter widrigen Umständen eine Existenz musste aufbauen, konnte er nicht nachvollziehen, wie sein Sohn sich aus freien Stücken in solch Umstände hatte begeben können. Zu einem gewissen Teil war mir ja selbst fremd, in welcher Lage ich da geraten, und immer wieder rebellierte in mir etwas, was vielleicht sich als die bürgerliche Seite meiner Erziehung wollte Gehör verschaffen. In solchen Momenten des Zweifels mir zu Hilfe kam meine Angewohnheit, gewisse Dinge völlig auszublenden und mich zu konzentrieren allein auf den Augenblick, dessen nunmehrige Schwärze am Horizont ich zu verdanken hatte einer anderen Seite an mir und deren Existenz meinem Vater ein Buch mit sieben Siegeln war. Er hätte es als ökonomisch denkender Mensch unter allen Umständen vermieden, eine Konfrontation mit *den falschen Leuten* aus einer offensichtlich unterlegenen Position heraus auf die Spitze zu treiben, wobei sein Standpunkt durch das, was er beruflich hatte erreicht, unleugbar das Siegel der Lebenserfahrung trug. Nur: Musste ich die meinige nicht sammeln auf die eigene Faust, mit allen Wunden und Schrammen, mich durchkämpfen auf einem Pfad, an den ich ja doch auch glaubte einfach deshalb, weil ihn das meinige Wesen grundsätzlich bejahte? Zwar großen Respekt vor der Karriere meines Vaters betrachtete ich sie nicht als das, was mir

entsprach, wiewohl ich eine ganz lange Zeit ohnehin immer nur gewusst, was ich *nicht* wollte. Dankbar für die Unterbringung meiner Sachen ließ ich ihn zufrieden und vermied jegliche Diskussion. Als der Tag war angebrochen lag ich wach im Bette und dachte nach. Meine Bekannten durchgehend fiel mir auf, zu niemandem eine wirklich freundschaftliche Beziehung aufgebaut zu haben und auch mit keinem außer meinen Verwandten wirklich reden zu können über meine Situation. Bei meinem Freunde, mit dem ich vormals die Clubs besucht, hatte ich Schulden, auf deren Begleichung er bereits des Längeren vergeblich gewartet. Der Kontakt zu ihm war zum Erliegen gekommen, und hielt ich mir vor Augen, was er mit mir hatte durchmachen müssen, so schämte ich mich. Heute, während ich diese Zeilen schreibe, sind diese Außenstände beinahe beglichen, doch wie lange schon existierten sie! Und wie oft hatte er mir geborgt, damit ich weiter konnte die Clubs besuchen, präsent sein jeden Tag in den Cafés, um zu hören wie es weiterging, um zu erlangen neue Information, die auf anderem Wege mir unerreichbar war. Oh wie hatte ich ihn die letzten Male bekniert, mir noch einmal etwas auszulegen, wie lang waren die Nachrichten, die wir uns geschrieben, wie spät die langen Wege zu ihm heraus, zu Fuß, um mir abzuholen, was ich mir nach endlosem und erniedrigendem Hin und Her doch noch hatte zugesagt. Er wusste genau, wie es um mich stand, und was auch hatte er sich anhören müssen von meinen Gedanken um Anna. Immer wieder kamen unsere Gespräche zurück auf sie, und rücksichtslos nutzte ich aus seine Gutmütigkeit, wenn auch ich immer die Schulden bald schon beglich. Doch zuletzt, da reichte das Geld nicht mehr. Er wusste, es war zur Sucht geworden, ich jage einem Phantom hinterher. Er glaubte die Geschichte mit den Diebstählen nicht, er sagte, es sei sinnlos, was ich da tu. Doch es musste weitergehen, und ein letztes Mal borgte er mir, obwohl wir uns schon lange hatten entfremdet. Auf ihn zählen konnte ich nun nicht mehr.

Ich sendete ihm dennoch eine Nachricht, die unbeantwortet blieb. Es war kalt, und die Vorstellung, draußen auf einer Bank oder hinter einem Busch die Nacht zu verbringen, jagte mir einen Schauer über den Rücken. Rasch war der Tag herum, und so lang es ging, verbrachte ich den Abend als Gast in einem Café, um mich dann auf den Weg zu machen ohne ein Ziel, was mir irgendwie schon als ein Gleichnis meines bisherigen Lebens schien. Ein Bild aus dem I-Ging kam mir vor Augen, als die Schwelle war überschritten, das Zeichen des Wanderers nämlich, und im Dunkeln streunte ich hinab zu der Stelle, wo wir saßen zu Nüssen und Wein. Lange schaute ich auf die Saale dort in ihrem Bette, und ich erinnerte mich der Runde damals zu Silvester, als das Orakel wurde gelegt bei warmem Kerzenschein. Einen Blogbeitrag verfasst wanderte ich Richtung Norden, durch stille Straßen und Gassen, vorbei an Fenstern, hinter denen ich den laufenden Fernseher im Wohnzimmer sah. In den klammen Fingern mein Handy suchte ich vergeblich nach einem Unterschlupf, einen Flur vielleicht, ein Treppenhaus, das nicht war durch ein Schloss gesichert, und immer schwerer wurde die prall gefüllte Umhängetasche mit dem kleinen Laptop, dem Schlafanzug, dem Handtuch und dem Zahnputzzeug darin. Eine Katze strich mir um die Beine, als ich mich hatte niedergelassen an einer menschenleeren Haltestelle. Längst schon fuhr die Bahn nicht mehr, und so still wie die sich schlafende Stadt blieb auch mein Handy, dessen Akku rapide nun zur Neige ging. Bald schon wurde mir kalt auf der metallenen Bank, und die Katze verabschiedet machte ich mich weiter die Straßen entlang. Ohne Absicht im Wohin trugen mich meine Füße an der Burg vorbei wieder hinunter zur Saale und auf den Weg, den ich so oft mit dem Rade hab genommen. Nur spärlich beleuchtet verlor sich da im Schatten der Nacht, was unzählige Male mein Heimweg gewesen. Nun bist du ja fast da, hielt ich ihm entgegen, nun musst du mal schauen, was sich dort hat getan. Und so ging ich hin zu der Türe, deren Schlüssel ich nicht mehr besaß, um auf den Schildern zu entdecken ihren Namen, die nicht weit von hier begraben lag. Weg, nur weg von hier und hinan die Straße zum einzigen warmen Ort, dessen Zugänglichkeit mir während der langen Nacht ganz sicher war. Ich sah mich schon sitzen im Bahnhof bei heißem Kaffee.

Dort angekommen fand ich jenen Bereich, den ich als Reisender üblicherweise hatte durchquert, vollkommen menschenleer. Nur aus der Ferne hallten rasche Schritte und ein Rollkoffer zu mir herüber, während ich mich daran machte, eine Bank im hinteren, wärmeren Teil der Empfangshalle zu suchen. An einer Treppe vorbeikommend erinnerte ich mich des Schildes mit der Aufschrift „Lounge - 24h geöffnet“, und tatsächlich führten mich die Stufen geradewegs in den siebenten Himmel hinauf. Durchgefroren und mit schmerzenden Füßen kam ich vorbei an einer Art kleinen Bibliothek mit Büchern und Zeitschriften in den Regalen, was mir an sich schon sehr sympathisch war. Doch geradeaus nun,

jenseits der nächsten Pforte, dort lächelte mir eine Kellnerin entgegen, ich sah gepolsterte Bänke mit Tischen davor, überhaupt befand ich mich unvermittelt in einem warmen, weiten und lichten Raum, dem etwas Leben innewohnte! Schlanker Hand bestellte ich meinen ersehnten Kaffee, nahm Platz in einer Ecke, steckte mein Handy in eine Dose und döste ein. Leise Musik dudelte aus einem Fernseher nicht weit von mir, am nächsten Tische murmelte ein Pärchen vor sich hin. Auf der Uhr mir gegenüber schlich Rund für Rund der Sekundenzeiger dem Morgen entgegen. Aller Stunde bat ich um neuen Kaffee, streckte meine Glieder oder versuchte, in einem Buch zu lesen. Irgendwann trug ein Grüppchen junger Leute die Stichworte *Freund, Fahrrad, geklaut* in den Raum hinein. Deutlich hörte ich auch den Namen *Anna*, und gleichzeitig mit dem Bewusstsein um die Gründe, weshalb ich hier saß, kehrte zurück die Spannung in meinen Körper. Ich kramte in meiner Tasche und ging auf die Toilette, um mich etwas zu waschen und die Zähne zu putzen. Bald schon gab es Frühstück, ab sechs wurde serviert; hungrig schlang ich die Brötchen hinunter, während sich der Bahnhof mehr und mehr mit Menschen füllte, die in Eile waren. Die Nacht hinter mir machte ich mich auf zum Einwohnermeldeamt und danach zu meinem Vater. Auf dem Weg kroch mir die Kälte in die müden Glieder, doch ich wusste, dass ich bei meinem Vater auch meinen Bruder würde treffen. Dieser Gedanke wärmte mich, denn ich *glaubte* daran und *vertraute* darauf: Es würde weitergehen.

Erst einmal ging es insofern weiter, als dass ich in einen mit meinem Zeugs zugeräumten Keller schaute, in dessen Tiefe sich irgendwo die Sachen meines Vaters befanden. Genauer genommen wusste ich sie ganz hinten in einer Ecke, nämlich dort, wo der Kleiderschrank stand. Alles musste raus, zumal sich hatte ausgebreitet ein ausgesprochen süßlicher Geruch, der mich an das übrig gebliebene Essen erinnerte, welches ich mir des Abends vor der Räumung zubereitet. Ohnehin nach durchwachter Nacht in keiner guten Verfassung wurde mir sehr übel, als ich schließlich aus einem Beutel den Kochtopf mit den Resten des Kohlrabis und der Wiener Würstchen fischte. Mein Bruder, ohne dessen Hilfe ich mit dem vollen Keller nicht wäre fertig geworden, nahm das ganz gelassen und beruhigte mich auch, als ich angesichts der Klobürste im Beutel mit den Lebensmitteln schimpfend draußen auf dem Bordstein saß. Meine Nerven. Mein offener Zahn. Während des Aufenthalts bei meinem Bruder war zu kämpfen gewesen mit einer Zahnwurzelentzündung, die mich des Morgens mit dick geschwollener Backe hatte aufwachen und wenig später auf dem Weg zum Bad bewusstlos werden lassen. Alles kam zusammen, und immer noch lief zuweilen etwas aus dem Loch, welches der eilig aufgesuchte Arzt bis tief zur Wurzel gebohrt. Mein Bruder sah mir an, wie ich mich fühlte, sagte aber nichts. Er konnte sich ausmalen, wie ich hatte die Nacht verbracht und übte sich in reger Geschäftigkeit. Nach dem gemeinsamen Essen mit unserem Vater verabschiedeten wir uns, doch ich glaube, er ahnte schon, dass wir uns am selben Tage würden wiedersehen. Müde erwartete ich den Abend und die Nacht im Nirgendwo. Was mich am Leben erhielt, war ein Treffen mit einer Freundin und der Gedanke an den Notausgang. Als ich wieder anfang, in der Dämmerung durch die Stadt zu streunen, rief ich an meinen Bruder und setzte mich auf den Zug nach Leipzig.

Fortsetzung folgt.

[nach oben](#)